



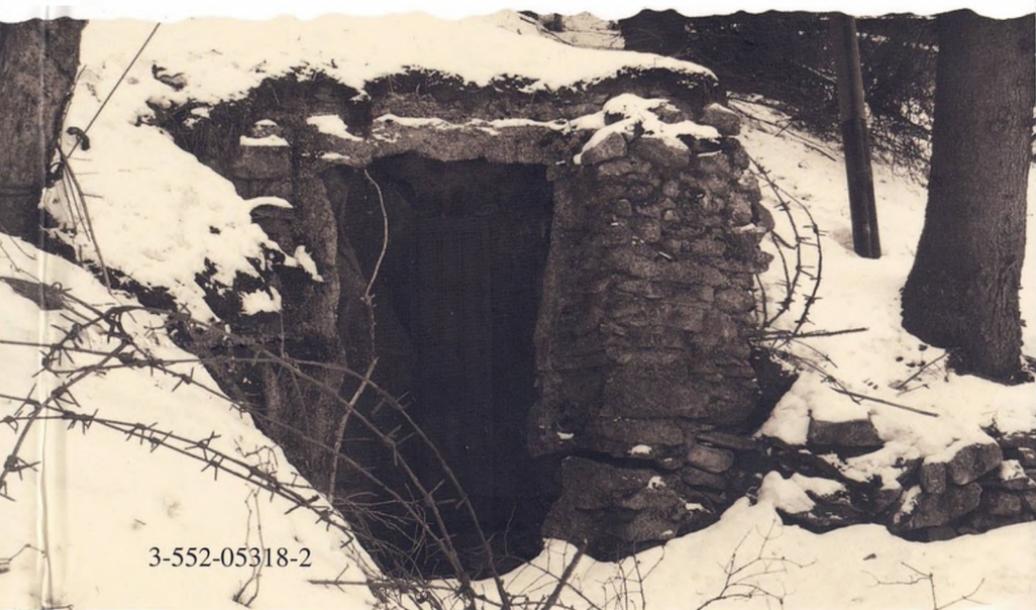
Martin Pollack  
*Der Tote im Bunker*

Bericht über meinen Vater

ZSOLNAY



Martin Pollack eruiert die Todesumstände eines Mannes, dessen Leiche 1947 in einem Bunker an der österreichisch-italienischen Grenze gefunden wurde. Den Toten, SS-Sturmbannführer Dr. Gerhard Bast, hat Pollack kaum gekannt, doch er stand ihm nahe wie sonst niemand – es war sein eigener Vater.



Sbarramento di Brennero/Sperre am Brenner: Am Eingang eines Bunkers an der österreichisch-italienischen Grenze wird am 6. April 1947 die Leiche eines Mannes entdeckt. Der Tote weist zwei Kopfschüsse und einen Schuß in die Brust auf. Unter seinen Habseligkeiten finden die Carabinieri einen Ausweis, der sich rasch als Fälschung herausstellt. Nachforschungen, ausgehend von einer Tätowierung am linken Oberarm und Schmissen im Gesicht, ergeben die wahre Identität des Toten: Dr. Gerhard Bast, geboren 1911 in der Gottschee, SS-Sturmabführer, Mitglied der Gestapo, von der Bundespolizeidirektion Linz auf der Fahndungsliste für Kriegsverbrecher geführt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später fährt Martin Pollack nach Südtirol, um die Umstände dieses Todes zu eruieren. Lange hat er gezögert, weil er ahnte, daß er bei dieser Spurensuche auf Dinge stoßen wird, die seine schlimmen Erwartungen noch übertreffen.

Gerhard Basts gewaltsamer Tod steht am Ende eines Lebens, in dem Gewalt eine wichtige Rolle spielte, und er steht am Anfang eines Berichts, der mit schier ungeheurer Intensität einem Menschen nachspürt. Martin Pollack hat diesen Menschen kaum gekannt, doch er stand ihm nahe wie sonst niemand – es war sein eigener Vater.

*Martin Pollack*, 1944 in Bad Hall, Oberösterreich, geboren. Studierte Slawistik und osteuropäische Geschichte. Bis 1998 Redakteur des *Spiegel*, seither freier Autor und Übersetzer. Bücher: u. a. *Galizien. Reise durch eine verschwundene Welt* (2001) und bei Zsolnay *Anklage Vatermord. Der Fall Philipp Halsmann* (2002).

Schutzumschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur, Zürich–München, unter Verwendung eines Fotos aus dem Privatarchiv von Martin Pollack und eines Fotos von © Peter Kaser.

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen finden Sie unter [www.zsolnay.at](http://www.zsolnay.at)





0 300 km

Norwegen

Schweden

Dänemark

Nordsee

Ostsee

Estland

Lettland

Rußland

Litauen

zu Rußland

Minsk

Weißrußland

Don

Niederlande

Elbe

Berlin

Münster

Bundesrepublik Deutschland

Polen

Białystok

Warschau

Żyrardów

Rhein

Koblenz

Oder

Weichsel

Prag

Tschechische Republik

Donau

Ružomberok

Senica Banská Bystrica

Slowakei

Linz

Amstetten

Wien

Bratislava

Schweiz

Innsbruck

Brenner

Olang

Bozen

Mitterberg

Österreich

Graz

Ungarn

Laibach

Clilli

Marburg

Tüffer

Slowenien

Gottschee

Zagreb

Kroatien

Moldawien

Ukraine

Krim

Rumänien

Schwarzes Meer

Donau

Serbien und Montenegro

Bulgarien

Italien

Bosnien und Herzegowina

Belgrad

ISBN 3-552-05318-2  
Alle Rechte vorbehalten  
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2004  
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien  
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

## I.

Im Frühsommer 2003 fuhr ich mit meiner Frau nach Südtirol, zum Brenner, um den Bunker zu suchen, in dem vor 56 Jahren mein Vater tot aufgefunden worden war. Er war erschossen worden. Ich wollte mehr über die Umstände seines Todes und die Beweggründe in Erfahrung bringen, die ihn nach Südtirol geführt hatten. Die Nachforschungen hatte ich jahrelang hinausgezögert, vielleicht aus einem unbewussten Gefühl der Angst, ich könnte bei der Spurensuche auf Dinge stossen, die meine ohnehin schlimmen Erwartungen noch übertreffen würden. Eines glaubte ich von Anfang an zu wissen: Sein gewaltsamer Tod war der Abschluss eines Lebens, in dem Gewalt eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Wir waren in Gossensass in einem Café am Marktplatz mit einem Mann verabredet, der versprochen hatte, uns bei der Suche nach dem Bunker zu helfen. Peter Kaser ist Künstler und beschäftigt sich nebenbei mit der Erforschung der italienischen Befestigungsanlagen entlang der Grenze am Brenner, er verwaltet selbst einen dieser ausgedienten Bunker, aus dem er einen Kunstort für Performances und Installationen gemacht hat. Von ihm erfuhren wir, dass es auf der italienischen Seite vom Brenner über 50 Bunker und Kasematten gibt, die Mussolini zwischen 1936 und 1942 als Sbarramento di Brennero, Sperre am Brenner, erbauen liess, gerichtet gegen Österreich und Deutschland; militärisch spielten die Anlagen freilich nie eine Rolle. Die Einheimischen, die wir befragten, kannten die Geschichte von der Leiche im Bunker,

man hatte seinerzeit viel darüber geredet, doch wo das gewesen war, wusste keiner zu sagen. Es gebe viele Bunker in der Gegend, sagten sie, und die Geschichte liege lange zurück. Schliesslich gerieten wir durch Zufall an einen älteren Mann mit dem runden, rosigen Gesicht eines Kindes, der uns den richtigen Hinweis liefern konnte. Er wohne, sagte er, nicht weit vom besagten Bunker, sein Vater habe oftmals vom Auffinden der Leiche erzählt. Das Ereignis habe seinerzeit die ganze Talschaft in Aufregung versetzt, obwohl die Menschen so kurz nach dem Krieg ziemlich abgestumpft waren. Anfangs wollte er die Örtlichkeit des Bunkers nicht preisgeben, sein Vater, so erklärte er, habe ihm verboten, über jene Ereignisse zu sprechen, damit könne er sich bloss die Zunge verbrennen. Bei diesen Worten setzte er ein boshafes Lächeln auf, wie ein Kind, das seinen Spass daran findet, andere hinzuhalten und zappeln zu lassen, doch Peter Kaser liess nicht locker, bis er endlich mit der Information herausrückte.

Wir erreichten die angewiesene Stelle auf einer schmalen, parallel zur Autobahn führenden Strasse, sie liegt in Sichtweite der Bahnstation am Brennerpass. Von der Autobahn tönte ein an- und abschwellendes Dröhnen herüber, verstärkt durch die wie ein Schalltrichter wirkenden Talwände. Neben der Strasse war ein ebener Streifen, eine Sumpfwiese, dahinter stieg der Wald steil den Hang hinauf, Fichten und Lärchen, dazwischen einzelne Erlen und Birken. Nach wenigen Schritten stolperten wir über rostigen, zwischen den dicken Blättern von Bärenklau und Kohldisteln versteckten Stacheldraht, der aussah wie ein Teil der üppigen Vegetation. Hier sind wir richtig, sagte Peter Kaser, wo Stacheldraht ist, da ist ein Bunker nicht weit. Wir machten einen Bogen um hohe Brennesse, dunkle Inseln im hellgrünen Krautwerk,

mit jedem Schritt scheuchten wir Wolken winziger Mücken aus dem Dickicht. Auf dem gegenüberliegenden Berghang mähte ein hagerer Mann mit weit ausholenden Bewegungen eine abschüssige Wiese, sein braungebrannter Oberkörper glänzte vom Schweiss. Er hatte sein weisses Hemd ausgezogen und am Rand der Wiese abgelegt, von Weitem sah es aus wie ein Hund. Unter den Fichten am Waldrand stand eine schwarze Blechtafel mit verblasster zweisprachiger Aufschrift: «Proprietä Militate Accesso vietato. Militäreigentum Zutritt verboten.» Wir kamen zu einer niedrigen, überwachsenen Steinmauer, dahinter war eine Felsnische, in der ein senkrechter Riss klaffte: ein spaltbreit offenstehendes Tor, kunstvoll gefertigt aus graugrünen Glasfibernatten, mit Buckeln und Falten, so dass man es bei flüchtigem Hinsehen für gewachsenen Fels halten konnte. Das Tor liess sich erstaunlich leicht öffnen. Das Ganze hatte etwas von einem Eingang zu einer altmodischen Geisterbahn an sich, nur dass wir hier mitten in der freien Natur standen, am Fuss eines dicht bewaldeten Steilhangs. Das Tor führte in einen kleinen Raum, zwei mal zwei Meter, moosbewachsene, feuchte Betonwände, die Decke wieder aus Glasfibernatten. In der Stirnwand war eine Tür aus grün gestrichenem Eisen, verstärkt mit dicken Gitterstäben, in Augenhöhe ein mit einer Eisenplatte vermachtes Guckloch. Die Tür war verschlossen, mit dem Rahmen verschweisst. Wir standen vor dem Bunker, in dem am 6. April 1947 die Leiche meines Vaters gefunden worden war.

Wir streiften suchend durch den Wald, um vielleicht einen zweiten Einlass zu finden. Die meisten Militärbunker, erklärte Peter Kaser, besaßen aus Sicherheitsgründen zwei Eingänge. Der abschüssige, dick mit Nadeln bedeckte Boden war rutschig, wir

mussten nach tiefhängenden Zweigen greifen, um nicht den Halt zu verlieren. Eine dunkle Erhebung im Wald, zehn Meter über dem Eingang, erwies sich als Teil der unterirdischen Bunkeranlage. Ein etwa drei Handbreit aus dem Boden ragender Betonring, darauf ein rostiger Buckel mit vergitterten Sehschlitzen, aus denen uns modriger Geruch entgegenschlug. Ein Ausguck. Von dieser Stelle aus hatte man früher über das ganze Tal bis auf die österreichische Seite schauen können, nun verstellten hohe Fichten die Sicht. In einiger Entfernung entdeckten wir einen zweiten Ausguck. Später fanden wir in einem Buch über die Befestigungsanlagen am Brenner einen Plan des Bunkers, der als Opera 2, Werk Nr. 2, geführt wurde, ein Bunker mittlerer Grösse, ausgestattet mit zwei Maschinengewehren und einem Panzerabwehrgeschütz. Einen zweiten Eingang fanden wir nicht, nur einen alten, verfallenen Weg, überwuchert von Stauden und Bäumen. Vom Weg zum Eingang des Bunkers waren es vielleicht dreissig, vierzig Meter, steil bergab durch den Wald, es konnte nicht schwierig gewesen sein, einen leblosen Körper ungesehen hinunterzuschaffen. Vermutlich wurde mein Vater oben auf dem Weg erschossen.

Die Leiche wurde an einem Sonntag entdeckt, von der Frau eines am Brenner stationierten italienischen Eisenbahners, die mit Mann und Sohn einen Spaziergang in Richtung Albergo Al Lupo, Gasthof zum Brenner Wolf, unternahm. Der Bub hatte unter den Bäumen etwas Ungewöhnliches erspäht, vielleicht war das künstliche Felsentor auch damals offen gestanden. Er war durch den tiefen Schnee gestapft, um der Sache auf den Grund zu gehen, und die Mutter war ihm gefolgt. Warum sie in den zu jener Zeit

noch offenen Bunker hineinging, ob aus Neugierde oder weil, trotz winterlicher Kälte, ein Geruch von Verwesung in der Luft lag, wissen wir nicht. Gleich hinter dem Eingang stiess sie auf die Leiche. Die zum Fundort gerufenen Carabinieri stellten auf Anhieb fest, dass Mord vorlag, der Tote wies zwei Kopfschüsse und einen Schuss in die Brust auf, er war offenbar längere Zeit im Bunker gelegen. Vor dem Eingang fanden sich einige Habseligkeiten und Papiere, die vermutlich dem Toten gehört hatten, darunter ein Ausweis für Volksdeutsche, ausgestellt auf den Namen Franz Geyer, Arbeiter aus dem slowenischen Ort Krsko, zu Deutsch Gurkfeld; Geld oder Wertsachen hatte er keine bei sich. Schon bei der ersten Untersuchung tauchten Zweifel an der Identität des Toten auf. Er hatte eine kleine Tätowierung an der Innenseite des linken Oberarmes und im Gesicht Narben – Schmissee, wie man sie von schlagenden Burschenschaf tern kennt. Das passte nicht zu einem Arbeiter. Nachfragen bei den österreichischen Polizeibehörden in Innsbruck ergaben, dass der Identitätsausweis gefälscht war, der Tote war kein Volksdeutscher aus Gurkfeld, sondern der Österreicher Dr. Gerhard Bast, SS-Sturm bannführer, geboren am 12. Jänner 1911 in Gottschee, Jugoslawien, zuständig nach Amstetten in Niederösterreich. Er wurde von der Bundespolizeidirektion Linz als Kriegsverbrecher gesucht, weil er durch längere Zeit die Linzer Gestapo geleitet hatte. Mein Vater.

Wochen nach Auffinden der Leiche kam ein Kriminalbeamter zu meiner Grossmutter nach Oftring, ein kleiner Ort in der Nähe von Linz, wohin sie mit ihrem Mann aus Amstetten geflüchtet war, aus Angst vor den Russen. Oftring lag in der amerikanischen Besatzungszone. Der Beamte fragte, ob Grossmutter ein Bild ihres Sohnes Gerhard besitze, dieses werde benötigt, um die

Identität eines Mordopfers zu klären. So erfuhr sie, dass ihr Sohn am Brenner einem Raubmord zum Opfer gefallen war. Grossmutter hatte kein Bild ihres Sohnes, worauf sie der Polizist aufforderte, in Begleitung eines Beamten nach Südtirol zu fahren, um den Toten zu identifizieren. Als sie hinkamen, war er schon eingegraben. Die Carabinieri ersuchten Grossmutter, die Identifizierung anhand von Fotografien vorzunehmen, die sie von dem Ermordeten angefertigt hatten. Sie weigerte sich und sagte, diese Bilder wolle sie gar nicht ansehen. Darauf fragten die Carabinieri, ob ihr Sohn im Gesicht, auf der linken Wange, zwei Narben gehabt habe. Das bestätigte sie, es handelte sich um Schmissnarben von Messuren. Grossmutter erkannte auch einige ihr vorgelegte Gegenstände als Eigentum ihres Sohnes, darunter eine Füllfeder, eine Uhr und ein schmales, in blauen Kunststoff gebundenes Notizbuch, das ihm als Tourenbuch gedient hatte. Es trug auf der ersten Seite seinen Namen in Kurrentschrift und den Hinweis: «begonnen am i. Jänner 1937.» Diese Auskünfte und Indizien genügten den italienischen Behörden, um den Totenschein auszustellen. Später hiess es in den Akten, der Tote sei von seiner Mutter identifiziert worden, sie dagegen beharrte stets auf der präzisen Feststellung, sie sei weder Augenzeugin des Todes ihres Sohnes gewesen noch habe sie ihn tot gesehen. Es klang beinahe, als klammere sie sich, wider besseres Wissen, an einen Rest Hoffnung, das verhängnisvolle Geschehen am Brenner könne sich doch noch als tragische Verwechslung aufklären.

Als ich mit meiner Frau nach Südtirol fuhr, hatte ich ein Foto des Grabes dabei, in dem der Tote im April 1947 in der Gemeinde

Brennero/Brenner beigesetzt worden war. Ein schmaler, von rohen Steinen gesäumter Hügel mit einem weissen Grabstein, auf dem neben dem Namen und den Geburts- und Sterbedaten des Toten noch stand, dass er evangelisch gewesen war. Nach dem Gang zum Bunker besuchten wir den kleinen Friedhof, malerisch um die katholische Kirche gelegen, ein paar Dutzend Gräber, mehr haben nicht Platz innerhalb der hohen Mauern, die ihn gegen den Lärm des umtriebigen Grenzortes abschirmen. Die Kirche trägt den Namen des heiligen Valentin und besitzt einen romanischen Turm, der streng in den Himmel zeigt. Auf den Grabsteinen und schmiedeeisernen Kreuzen stehen meist deutsche Namen, dazwischen ein paar italienische. Das Grab meines Vaters existiert nicht mehr. Seine Überreste wurden in den sechziger Jahren auf Wunsch meiner Grossmutter exhumiert und nach Amstetten überführt. Ich erinnere mich an die Beisetzung auf dem Friedhof der niederösterreichischen Kleinstadt, ich hatte dafür schulfrei bekommen und war aus dem Salzburgischen angereist, wo ich ein Internat besuchte. Ich weiss nur mehr, wie unbehaglich ich mich fühlte und wie ich mir Mühe geben musste, um mir vor der Amstettner Verwandtschaft und den Freunden des Toten, die mich vor dem offenen Grab mit mitleidigen Blicken bedachten, nicht anmerken zu lassen, dass mich das späte Begräbnis unberührt liess.

Ich habe keine eigene Erinnerung an den Vater. Zum Zeitpunkt seines Todes war ich noch keine drei Jahre alt, und ich hatte ihn nur ein paarmal flüchtig gesehen. Auch das weiss ich bloss von meiner Mutter, die selten von ihm sprach, über unverfängliche Ereignisse, Nebensächlichkeiten, als sei sie nicht sicher, was sie mir anvertrauen dürfe und worüber sie besser schwieg.

## 2.

Allein Vater kam 1911 zur Welt, in Gottschee, slowenisch Koce-vje, im damaligen Kronland Krain; er war jedoch kein echter Gottscheer, sondern der Sohn von Zugereisten. Seine Eltern wohnten nur ein paar Jahre im Zentrum der deutschen Sprachinsel gleichen Namens. Grossvater war 1907 von Tüffer, einem Marktflecken in der Untersteiermark, dorthin gezogen, um als Konzipient in der Kanzlei eines eingesessenen Anwalts zu arbeiten. Wie er auf die kleine Stadt in Unterkrain gekommen war, weiss ich nicht, sein Jusstudium hatte er in Graz absolviert. Grossmutter war ein Jahr später als angehende Lehrerin an die Mädchenvolksschule von Gottschee versetzt worden, weil es in ihrer Heimatstadt Laibach nicht genug Stellen für Deutsche gab. Sie war Lehrerin mit Leib und Seele und unterrichtete mit viel Freude Kinder, das Leben in Gottschee indessen empfand sie als beengend. Die Gottscheer waren ein eigener Menschenschlag mit einer altertümlichen Sprache, einer jahrhundertealten Mundart, die Fremde automatisch auf Distanz hielt, auch wenn sie nur aus dem sechzig Kilometer entfernten Laibach kamen.

Die Landeshauptstadt von Krain war eine andere Welt. Städtisches Leben. Gesellschaften. Die Laibacher Philharmonie. Das deutsche Theater. Das deutsche Kasino. Bälle. Laibach/Ljubljana war eine slowenische Stadt, doch die Deutschen bildeten eine starke Minderheit, besetzten politisch und wirtschaftlich wichtige Positionen und waren entsprechend selbstbewusst. Wir waren in

Laibach zu Hause, erzählte Grossmutter, nie kam ihr der Name Ljubljana über die Lippen, das wäre ihr wie Verrat erschienen, Laibach war unsere Stadt, wir kauften ein in unseren Geschäften, gingen in unsere Lokale, verkehrten mit unseren Leuten, mit Deutschen. Ihr Vater, Josef Lehner, war Stadtzimmermeister von Laibach. Auch er ein Zugereister. Er war mit seiner Frau Magdalena aus dem ungarischen Mosony/ Wieselburg, nahe der österreichischen Grenze, gekommen. Sie waren Donauschwaben. Slowenisch sprachen beide nicht, auch nicht ihre Tochter, meine Grossmutter. Mit Slowenen hatten wir schon Kontakt, sagte sie, aber die sprachen alle Deutsch.

Im Gegensatz zu Laibach war die Stadt Gottschee ein Provinznest, ein grosses Dorf. Um 1900 zählte es knapp 3'000 Einwohner. Es gab eine Stichbahn, die Laibach mit Gottschee verband, doch sonst lag der Ort abseits der grossen Verkehrswege. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb waren die Gottscheer ein mobiles Volk. Seit dem Mittelalter waren Männer aus dem Ländchen, wie sie ihr Gebiet liebevoll nannten, vom Herbst bis zum Frühjahr als Hausierer durch die Länder der Monarchie gezogen, zuerst mit Schnitzwaren und Leinwand, später mit Spezereien und Südfrüchten. Von der Landwirtschaft allein konnten die Menschen in den weit verstreuten Dörfern der Sprachinsel nicht leben, die Winter im Karsthochland waren lang und hart, die Böden karg, jedes Feld, jede Wiese musste dem Wald abgetrotzt werden. Im ausgehenden 19. Jahrhundert begann die grosse Auswanderung nach Amerika. Das spürte man in Stadt-Gottschee, der Ort war schon vor dem ersten Krieg geprägt vom Niedergang.

Abgesehen vom Auerspergschen Schloss und ein paar offiziellen Gebäuden wie dem Gymnasium und der Fachschule für

Holzindustrie hatte Gottschee keine nennenswerten Sehenswürdigkeiten vorzuweisen, höchstens noch das Flüsschen Rinse, das malerisch eine weite Schleife durch die Stadt zieht und sie auf diese Weise von drei Seiten umgibt. Die Rinse ist auch sonst bemerkenswert: Das träge fließende Gewässer – der Name leitet sich angeblich von der Bezeichnung «rinnender See» her – entspringt eine Wegstunde oberhalb der Stadt, um eine Stunde südlich wieder im löchrigen Karstboden zu verschwinden, als bestehe seine Aufgabe einzig darin, die in die weite Talmulde geschmiegte Siedlung zu verschönern.

Grossmutter wurde in Gottschee nie richtig heimisch. Ein schieches Nest und damit basta, sagte sie, sie neigte zu apodiktischen Urteilen, die keine Widerrede zuliessen. In dieser Hinsicht blieb sie ihr Leben lang Lehrerin, obwohl sie diesen Beruf nur wenige Jahre ausgeübt hatte. Wie sie meinen Grossvater kennengelernt hatte, hat sie mir nie erzählt, das ergab sich vermutlich unausweichlich, beide waren jung, ledig und in der kleinen Stadt fremd.

Grossvater fühlte sich wohl in Gottschee. Er wäre gern dort geblieben, sagte er manchmal, wenn er von damals sprach. Er war in einem noch viel kleineren Ort aufgewachsen und liebte es, wenn er vom Schreibtisch aufschaute, den Blick über Hügel und Wälder schweifen zu lassen. Die Stadt an der Rinse ist umschlossen von bewaldeten Höhenrücken, die an die Siedlung herandrängen, im Osten das Massiv des Hornwaldes, den die Slowenen Kocevski Rog nennen, im Westen der Friedrichsteiner Wald. Grossvater war ein leidenschaftlicher Jäger, ein Zeitvertreib, dem er als junger Anwalt in der Gottschee ausgiebig frönte, er hatte eine Jagdhütte im Hornwald, in der er viele Tage und Urlaubswochen verbrachte, auch noch in späteren Jahren, als er längst

nicht mehr in Gottschee wohnte, sondern in Amstetten, von wo die Anreise zeitraubend und mühevoll war.

Warum er schon vor dem ersten Krieg mit der Frau und dem gerade einjährigen Sohn, meinem Vater, Gottschee verliess, um nach Niederösterreich zu ziehen, kann ich nicht sagen. Vielleicht ahnte er die heraufziehenden Veränderungen, die 1918/19 zum Entstehen des Königreichs Jugoslawien und am Ende zur Aussiedlung und Vertreibung der Deutschen aus dem einstigen habsburgischen Kronland Krain führen sollten.

Von der Jagd in der Gottschee hat mir mein Grossvater in der Kindheit oft erzählt, das war in den späten vierziger, frühen fünfziger Jahren, im Traunviertel, dann im Mostviertel, zwei ähnliche Landschaften. Wir wanderten über die Dörfer, durch weite Felder mit Weizen und Hafer, über Streuobstwiesen, übersät mit matschigen Mostbirnen, von einem Bauern zum anderen, die uns mit Lebensmitteln versorgten, Kartoffeln, mürbem Speck, Brot, Eiern, und einem Bett. Ich weiss noch, wie ich einmal in einer Bettstatt zu ersticken glaubte, weil mich die fürsorgliche Bäuerin in zwei riesige Tuchenten gepackt hatte, eine auf mir und eine unter dem Leintuch, wie das in dieser Gegend üblich war, so dass ich versank wie in einem Sack Federn. Wahrscheinlich gingen wir hamstern, obwohl darüber nie gesprochen wurde. Ich hatte einen eigenen kleinen Rucksack, auf den ich mächtig stolz war, die Lebensmittel interessierten mich allerdings wenig. Wichtig waren allein die Wanderungen mit dem geliebten Grossvater, den ich Opsi nannte, die Nähe zu ihm, die Erzählungen von seinen Kinderjahren in Tüffer, von den Bilchen, die unter dem Dach ihr lärmendes Unwesen trieben wie kleine, pelzige Koblode, vom

Pflockschlagen und anderen mir unbekanntem Spielen, von den riesigen Huchen, die er aus der Sann gezogen hatte, dem Fluss, an dem Tüffer liegt.

Und immer wieder die Berichte von den Jagdabenteuern in der Gottschee, im Gottscheer Urwald, von den mächtigen Rotbuchen und Eichen, die zwei Männer nicht umspannen konnten, den tiefen Karsthöhlen und Dohnen (ich hatte keine rechte Vorstellung, was Dolinen waren, dieser Begriff existierte in meinem damaligen Wortschatz nicht, ich wusste nur, dass sie wilden Tieren Unterschlupf boten), in denen angeschossene Wildschweine und anderes Getier lauerten, um beim Herannahen des Jägers unvermutet aus dem Dickicht zu brechen, direkt auf Opsi los, eine Gefahr, die er nur durch einen blitzschnellen, präzise gesetzten Schuss bannen konnte. Ich habe ihn nie schießen gesehen, die Zeiten, da er auf die Jagd ging, waren längst vorbei, doch ich war überzeugt von seinen Schiesskünsten. Er beschrieb mir die Wölfe mit ihren grünlichen, böse funkelnden Lichtern, wie sie im Winter vor Hunger heulend um die Blockhütte strichen, die grantig brummenden Bären, die mit mächtigen Pranken die Tür einzuschlagen drohten. Noch heute höre ich ihn das Heulen der Wölfe nachmachen, dabei lief es mir eiskalt über den Rücken. Dann nahm ich seine Hand. Wir marschierten stundenlang, viele Kilometer, während er ständig erzählte, in jenem weich klingenden, fast singenden untersteirischen Dialekt, den er zeit seines Lebens nicht ablegen sollte. Dabei war er ein grosser, stämmiger Mann und hatte sonst nichts Weiches an sich, er war cholerisch und aufbrausend, ein Rauhbein, von manchem gefürchtet. Mit mir hingegen war er immer gut.

Gottschee und Tüffer waren konkrete Orte in der Geographie

meiner Kindheit, konkreter als jene, in denen ich aufwuchs, vielleicht weil ich, bedingt durch Krieg und Nachkriegswirren, durch Evakuierung und Flucht viele Stationen passierte, einmal in der Obhut meiner Mutter, dann wieder in jener der Grosseltern. Nach der Zerstörung des Elternhauses in Linz durch amerikanische Bomben wurde ich zu den Grosseltern nach Amstetten gebracht, die jedoch wenige Monate später vor den anrückenden Russen flohen. Die Grosseltern fanden in Oftring in der Nähe von Linz Zuflucht, während meine Mutter mit ihren drei Kindern in die Steiermark evakuiert wurde, wo wir bis 1948 blieben. Von dort kam ich, allein, nach Oftring zum Grossvater, die Grossmutter war inzwischen zurückgekehrt nach Amstetten. Ich wohnte mit dem Grossvater bei einem Bauern, im Austragerhäusel; ich erinnere mich an die Holzterasse an der Stirnseite, die zu unserem Zimmer hinaufführte, wie sie unter seinem Gewicht knarrte und wie wir darüber lachten, und an meinen olivgrünen Schlafsack, genäht aus einem rauhen, kratzigen Kotzen. Nach ein paar Monaten wurde ich, das zerbombte Haus war wieder aufgebaut, zurückgeholt nach Linz, um dort 1950 eingeschult zu werden.

Durch diese unruhigen Jahre begleiteten mich Grossvaters Geschichten von Gottschee und Tüffer, Geschichten von einer Welt, in der immer alles gleich und unverändert blieb, so oft man davon erzählte.

### 3.

Markt Tüffer liegt in der Untersteiermark, sechs Kilometer südlich von Cilli, slowenisch Celje, im Sanntal. Die Untersteiermark ist jener Teil des steirischen Kronlandes, der wie Krain nach 1918 an Jugoslawien fiel. Slowenisch wird das Gebiet nach wie vor Stajerska genannt, Markt Tüffer heisst Lasko. Mein Urgrossvater, Paul Bast, war aus dem Rheinland zugewandert. Alle waren sie Zuwanderer. Das habe ich erst herausgefunden, als ich mich eingehender mit der Geschichte der Familie auseinandersetzte, um dieses Buch zu schreiben. Mein Grossvater hatte mich glauben lassen, er stamme aus einer seit Jahrhunderten in Tüffer ansässigen Familie. Der Rheinländer Paul Bast heiratete die Tochter eines angesehenen Tüfferer Bürgers, Juliane Renier, zeugte mit ihr acht Kinder, vielleicht auch mehr, so viele haben jedenfalls überlebt, und führte eine Gerberei in dem Marktflecken, die ihm und seiner Familie ansehnlichen Wohlstand einbrachte. Er baute ein stattliches Haus, gleich gegenüber der gedrungenen Hauptpfarrkirche, das heute noch steht. In früheren Zeiten lag das Haus am Zikovec-Bach, der bei der Gerberei in einen Kanal geleitet wurde, zum Schwemmen der Häute. Irgendwann nach 1900 wurde der Bach überbaut, so dass er jetzt unterirdisch durch das Ortsgebiet fliesst und erst kurz vor der Einmündung in die Sann, slowenisch Savinja, wieder ans Tageslicht tritt.

Was den Rheinländer bewogen hatte, sich in einem Gebiet weit im Süden der Habsburgermonarchie niederzulassen, das

mehrheitlich von Slowenen bewohnt wurde, ob er die Bastsche Gerberei gegründet oder in den Betrieb eingeheiratet hat, geht aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht hervor, viele sind verlorengegangen. Fest steht, dass der Urgrossvater katholisch war wie seine Frau und ein fleissiger, umgänglicher Mann, der es verstand, sich in Tüffer Anerkennung und eine geachtete Position zu verschaffen, nicht zuletzt am Stammtisch in der Gastwirtschaft des Hotels Horiak, wo die Honoratioren zusammassan. Er wurde mehrmals in die Gemeindevertretung des Ortes gewählt, versah seine Bürgerpflicht als Geschworener im Schwurgericht von Cilli, war Obmann der Bezirkssparkasse, Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr und tätig in allen nationalen Vereinen in Tüffer, voran im Verschönerungsverein und im Deutschen Schulverein.

Die Deutschen machten in Tüffer um 1900 zwei Drittel der Einwohner aus, kleinstädtische Bürger, Kaufleute und Handwerker, ein paar Industrielle, Facharbeiter von den Sägewerken an der Sann, einige Ärzte, die in der Kuranstalt des Kaiser-Franz-Josef-Bades beschäftigt waren, der Besitzer der Thermalquelle, ein gewisser Theodor Gunkel, ein Notar, ein Advokat und ein paar Lehrer. Der Ort wurde von dem am Ufer der Sann liegenden langgestreckten Bau des Schlosses der Grafen Vetter von der Lillie beherrscht, das diese an Stelle der verfallenen Burg auf dem Hügel über der Stadt hatten errichten lassen. Das Kaiser-Franz-Josef-Bad auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses verlieh dem Ort einen beinahe eleganten, weltoffenen Anstrich, die Kur- und Fremdenliste verzeichnete den Besuch mittlerer Beamter, Privatiers, Grundbesitzer und Kaufleute aus allen Teilen der Monarchie, ein paar Kilometer flussaufwärts gab es ein zweites Bad, Römerbad Tüffer. Dichtbewaldete Hügel verengen von beiden

Seiten das Tal, weisse Wallfahrtskirchen krönen die Kuppen, die Sanntaler waren offenbar fromme Menschen. Über dem Ort ragt der Hum auf, ein markanter Dolomitkegel, an dessen Hängen Wein und Edelkastanien wachsen. Viele Tüfferer hatten im umliegenden Hügelland Acker, Weingärten und Bienenstöcke, die Trennung zwischen dem beinahe urbanen Leben im Ort und dem bäuerlichen Dasein, ausgerichtet auf weitgehende Selbstversorgung, war um die Jahrhundertwende noch nicht endgültig vollzogen.

Die Bastischen, wie sie sich selber im Familienkollektiv nannten, waren eine feste Stütze des deutschen Bürgertums von Tüffer/Lasko. Der älteste Sohn, Ludwig, Student der Medizin, war Mitglied der Tüfferer Liedertafel und ein beliebter Redner und Laienschauspieler, der bei Silvesterfeiern und ähnlichen Anlässen auftrat, oft gemeinsam mit seinen Schwestern Käthi und Josefine, Pepi genannt, lebensfrohe, hübsche Mädchen, die bei keiner Aufführung der Tüfferer Dilettantengesellschaft fehlen durften.

Als die Dilettantengesellschaft einmal im Saal des Hotels Horriak einen Einakter mit dem Titel «Heinzelmännchen» zur Aufführung brachte, lobte die *Deutsche Wacht*, das in Cilli erscheinende Organ der Deutschnationalen, die schauspielerische Leistung der Fräulein Pepi und Käthi Bast, kritisierte jedoch, dass unter dem begeistert Applaus spendenden Publikum auch Slowenen zu sehen waren.

«In den heutigen kampfschweren Tagen, da das Slawentum teils im frechen Kriege, teils auf seinen bekannten gesellschaftlichen Schleichwegen sich in unsere Kreise eindringt, hätten wir auch bei dem so schönen Feste in Tüffer eine reinliche Scheidung gerne gesehen und gewünscht, dass das Wohltätigkeitsfest ein deutsches gewesen – wäre.»

Alles war im steirischen Unterland getrennt nach nationaler Zugehörigkeit und Sprache: Gasthäuser und Vereine, Geldinstitute und Schulen, Lesestuben, Zeitungen, die Bildstöcke am Wegrand und sogar die Gottesdienste in den Kirchen. Die Slowenen pflanzten Linden entlang ihren Plätzen, die Deutschen hingegen Eichen, die Slowenen trugen ihr Geld in die Posojilnica, die Deutschen in die Sparkasse. Hie Slowenen! – Hie Deutsche! Ängstlich achteten beide Seiten darauf, dass die unsichtbare Grenze, die Sprachgrenze nicht überschritten wurde. Die Deutschen nannten sich Sprachgrenzdeutsche, das klang kämpferisch, wie Donnerhall.

1892 wurde in Tüffer mit Hilfe des Deutschen Schulvereins eine vierklassige deutsche Volksschule errichtet, obwohl der kleine Ort bereits eine Volksschule besass, die war aber zweisprachig, slowenisch und deutsch, oder utraquistisch, wie man das nannte. Eine solche Schule lehnten die Deutschen ab, viele betrachteten es als Gefährdung des Volkstums, wenn ihre deutschen Kinder die Sprache der Nachbarn erlernten. In der Untersteiermark, wo überwiegend deutsche Städte und Märkte mit umliegenden slowenischen Landgemeinden gemeinsame Schulsprengele bildeten, versuchte der Deutsche Schulverein, 1880 auf Anregung Engelbert Pernerstorfers, des späteren Mitbegründers der österreichischen Sozialdemokratie, ins Leben gerufen, durch die Schaffung rein deutscher Schulen eine Trennung der beiden Volksgruppen zu erreichen, zumindest in der Schulbank. Die Eröffnung der eigenen Volksschule wurde von den Deutschen in Tüffer und im benachbarten Cilli/ Celje als wichtiger Etappensieg in der Abwehrschlacht gegen die andrängenden Slowenen gewertet. Als warnendes Beispiel stand ihnen Krain mit der Hauptstadt

Laibach vor Augen, der verlorengangene südlichste Posten des Deutschtums, den es wiederzuerobern galt.

«Am Sonntag feiern wir einen Freudentag. Im Markte Tüffer wurde ein neues deutsches Schulhaus eingeweiht. Uns, die wir in der südlichsten deutschen Mark leben, die wir ringsum von Slawisch sprechenden Mischlingen umgeben sind, die wir die Errungenschaften unserer uralten Kultur auf Schritt und Tritt gefährdet und bedroht sehen: uns muss die Gründung eines neuen deutschen Bollwerks besonders wertvoll sein», schrieb die *Deutsche Wacht* zur Schuleinweihung. Im Haus meines Urgrossvaters wurde die zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung gelesen wie die Bibel. Aus dem fünfzehn Kilometer entfernten Cilli waren die wichtigsten nationalen Vereine in geschlossener Formation gekommen, um mit den Tüfferern ihren grossen Tag zu feiern, der deutsche Turnverein, der deutsche Radfahrerverein, der Cillier Männergesangsverein. Jeder Verein hatte sein eigenes Motto.

«Ein deutsches Lied aus deutschem Mund/Hält deutschen Mannes Herz gesund», lautete der Wahrspruch des Männergesangsvereins. «In fröhlichen Kreisen/Nur deutsches Wort,/Sei Radfahrers Losung,/Sei Radfahrers Hort!», schrieben die Radfahrer von Cilli auf ihr Banner.

Die Slowenen sangen, wanderten und turnten in eigenen Vereinen, es gab einen liberalen Turnverein, die «Sokoli», die Falken, nach tschechischem Vorbild, und später auch einen christlichen, die «Orli», von den Deutschen spöttisch Tschukis oder Eulen genannt. Die Tschechen standen bei den national fühlenden Slowenen hoch im Ansehen, weil sie den Deutschen in der Monarchie trotzig die Stirn boten. Bei Feiern und Veranstaltungen der Turnvereine, ob deutsch oder slowenisch, christlich oder li-

beral, kam es regelmässig zu Zusammenstössen mit der gegnerischen Seite, bei denen nicht selten Blut floss.

Die Bastkinder waren begeisterte Turner, da war der Weg zum völkischen Deutschtum nicht weit. «Deutsche Rede sollst du ehren, welschem Worte sollst du wehren», diesen Spruch vom alten Turnvater Jahn hat mir mein Grossvater vorgesagt, ich weiss nicht mehr bei welcher Gelegenheit, bei uns in Amstetten gab es jedenfalls keine Welschen (und auch keine Slowenen).

Oft genügten Kleinigkeiten, dass Slowenen und Deutsche sich in die Haare gerieten. Wenn tschechische Radfahrer oder Turner, Sokoln, ihre slawischen Brüder in Celje/Cilli besuchten oder wenn Bauernburschen bei einem Kirchweihfest übermütig «Zivio!» riefen, was soviel wie «Hoch!» bedeutet, fühlten sich die Deutschen schon provoziert. Zuerst antworteten sie mit einem markigen «Heil!», dann flogen Bierkrügel und Fäuste. Die gebildeten Slowenen, Advokaten, Ärzte, Beamte und Pfarrer, riefen statt «Zivio!» auch «Pereat Germania!», schliesslich hatten sie am deutschen Gymnasium in Cilli Latein gelernt, hierauf hauten auch die Akademiker drein, manchmal wurde sogar geschossen. Polizei und Gerichte hatten alle Hände voll zu tun. In den Lokal-meldungen der *Deutschen Wacht* wurden die Zusammenstösse penibel verzeichnet, selbstverständlich waren immer die Slowenen die Anstifter, die Provokateure, die Deutschen mussten sich zur Wehr setzen.

Als im Juli 1898 Mitglieder des deutschen Radfahrvereins von Cilli eine Landpartie unternahmen, wurden sie in der Ortschaft Tüchern mit Zivio-Rufen und Steinwürfen empfangen. Die Radler waren für solche Vorfälle gerüstet, die meisten hatten scharf geladene Revolver dabei.

Für die Förderung des Deutschtums im steirischen Unterland wurden verschiedene Verbindungen und Vereine ins Leben gerufen wie der Verein «Südmark», der seine Aufgabe darin sah, deutsche Bauern in gemischten Gebieten anzusiedeln, um auf diese Weise gefährdete Scholle zu erhalten, doch der Verein konzentrierte seine Tätigkeit auf das Grenzgebiet der Windischen Bühel, was in Cilli und im unteren Sanntal Proteste hervorrief. 1885 gründeten Studenten in Cilli die Ferialverbindung Deutscher Hochschüler in der Untersteiermark, «Germania», aus der später die schlagende Burschenschaft Germania zu Graz hervorging. Ihre Gründungsfeste feierten die Germanen regelmässig in Cilli, von wo sie Spritztouren nach Tüffer und anderen Orten unternahmen: nationale Kundgebungen, bei denen viel deklamiert, gesungen und getrunken wurde. Heil unserer Allmutter Germania! Die Germanen wollten Solidarität beweisen mit den deutschen Brüdern im Unterland, sie wollten es den Slowenen zeigen.

Die Bastischen, die in Graz studierten, traten alle in die Burschenschaft Germania ein und fochten dort ihre Mensuren – der Grossvater, der Vater, der Onkel; als Kind dachte ich, Schmissnarben gehörten zu einem Mann wie der Bartwuchs.

Auf einem Foto ist mein Vater zu sehen, er geht, nein, er marschiert geradewegs auf den Fotografen zu, mit grimmigem Blick, einen Stock in der Rechten, eine Aktentasche unter die linke Achsel geklemmt, er trägt einen hellen Trenchcoat, obwohl Winter ist, im Hintergrund ist Schnee zu sehen, auf dem Kopf hat er eine eng anliegende schwarze Mütze und auf beiden Wangen Verbände, die wohl über dem Kopf zusammengebunden sind und von der Mütze gehalten werden. Auf der Rückseite der Fotografie

steht in seiner Kurrentschrift: «So sah ein ‚Abgeführter‘ aus.» Die Aufnahme entstand vermutlich während seiner Studentenzzeit in Graz.

Ein anderes, älteres Bild zeigt einen schmalen jungen Mann mit Schnurrbart in vollem Wuchs, wie es im Jargon der Burschenschaften heisst, ein federgeschmücktes Barett auf dem Kopf, um die Brust eine Schärpe, Stulpenstiefel, helle, enge Hosen – Grossvater. Die Aufnahme stammt aus einer Broschüre der akademischen Burschenschaft Germania zu Graz, darunter steht in Druckschrift: «Rudolf Bast als x.» Das x bedeutet Erster Chargierter oder Senior, dabei wirkt er blutjung auf dem Foto, das 1902 oder 1903 entstanden sein dürfte. Grossvater hatte im Wintersemester 1900/1901 an der Juridischen Fakultät in Graz inskribiert und war kurz darauf bei der Burschenschaft Germania aktiv geworden. 1902 übernahm er die Charge des Fechtwartes, im Sommer 1903 die eines Sprechers und damit die Leitung der Burschenschaft und ihre Vertretung nach aussen. Mit besonderem Eifer engagierte er sich in der sogenannten Grenzlandarbeit der Germanen, die ihn häufig in die Untersteiermark führte, nach Marburg, Cilli und Laibach. Auf der Fotografie steht er an einen Tisch gelehnt, die Hände in den weissen Stulpenhandschuhen stützt er auf den Korbschläger, die bei der Mensur verwendete Klinge.

Die Faszination der Waffen. Blanker Stahl, Jagdwaffen, Schrotgewehre, Büchsfinten, Revolver. Es wurde immer über Waffen geredet, auch solche, die man früher einmal besessen hatte, sie waren gegenwärtig wie teure Verblichene. Mein Mannlicher-Schönauer, mein Sauer-Stutzen, sagte Grossvater, Trauer und Wut in der Stimme. Er hatte seine Jagdgewehre 1945, beim Her-

annahen der Russen, vergraben, sorgfältig in ölgetränkte Decken und Planen gewickelt, und fünf Jahre später, als er wieder nach Amstetten zurückkehrte, die Stelle nicht mehr gefunden. Vielleicht hatte sie jemand ausgegraben. Seine Waffen.

Wenn Slowenen auf die Gleichberechtigung ihrer Sprache pochten und in Cilli/Celje oder Marburg/Maribor, den beiden grössten Städten im Unterland, zweisprachige Strassenschilder verlangten, wurden sie als «windische Hetzer» oder «Pervaken» beschimpft, ein aus der innerslowenischen Diskussion entlehnter Begriff – «prvaki» nannten die slowenischen Liberalen ironisch die Konservativen, weil sich diese angeblich gern als Erste (prvi), Führende aufspielten. Ähnliches bekamen die Slowenen zu hören, wenn sie sich in einer deutschen Gaststätte in Cilli oder auch Tüffer in ihrer Sprache unterhielten, eine pervakische Aufdringlichkeit, die sich die deutschen Stammgäste in unverblümter Weise – und oft genug handgreiflich – verbat.

Auch in den Geschäften versuchte man die Trennung zwischen den beiden Volksgruppen durchzusetzen, um die Eigenen zu fördern, die anderen zu schwächen. «Deutsche, kauft bei Deutschen!» predigte die *Deutsche Wacht*-»*Svoji k svojim!*» (Jeder zu den Seinen) schallte es von slowenischer Seite zurück.

Aus heutiger Sicht erscheinen diese Auseinandersetzungen und Kämpfe lächerlich, kleinliches Gezänk, besoffene Geschichten, Wirtshausraufereien, die grossspurig zu nationalen Schlachten hochstilisiert wurden. Doch bei näherem Hinsehen erkennt man, dass sich hier etwas ankündigte, was einige Jahrzehnte später mit blutigem Ernst und mörderischer Perfektion exekutiert werden sollte. Die Verdrängung, Vertreibung, schliesslich Aus-

merzung der Fremden, der anderen, der Juden, der Slawen, der Slowenen. Manche Konflikte wirkten schon damals weit über die Grenzen der Untersteiermark hinaus, voran der Streit um das Gymnasium in Cilli, der als Cillier Schulstreit in die Geschichte einging. Er erschütterte die gesamte Monarchie.

Es begann mit Berichten in slowenischen Zeitungen, wonach deutsche Studenten, «die feuchtohrigen Nachkommen einstiger rothaariger Germanen», am Gymnasium von Cilli geheime Versammlungen abhielten, bei denen sie die Bilder von Bismarck und dem deutschen Kaiser bekränzten, österreichfeindliche Lieder sangen und «Hoch Bismarck! Hoch Deutschland!» riefen. Das roch nach Umsturz. Darauf brachten slowenische Abgeordnete im Wiener Parlament die Forderung ein, am deutschen Gymnasium in Cilli slowenische Parallelklassen einzurichten. Die deutschen Cillier lehnten das empört ab als Schmälerung des deutschen Besitzstandes und Gefährdung des Deutschtums im Unterland. Allerdings musste sogar die nicht gerade slowenenfreundliche *Deutsche Wacht* einräumen, dass sich Deutsche und Slowenen am Cillier Gymnasium die Waage hielten. Der Kampf um das Gymnasium wogte monatelang hin und her und wurde schliesslich mit der Errichtung eines slowenischen Untergymnasiums in Cilli beendet, was 1895 <sup>zum</sup> Sturz der Wiener Koalitionsregierung unter Fürst Windischgrätz führte, weil ihm die erbosten deutschen Abgeordneten die Zustimmung für sein Budget versagten.

Der Cillier Schulstreit hatte nicht nur den Sturz der Regierung zur Folge, sondern auch eine nachhaltige Vergiftung des Klimas in der Untersteiermark. In jenen Jahren besuchte Grossvater, Jahrgang 1880, das umstrittene Gymnasium, er war vierzehn,

fünfzehn Jahre alt und übernahm mit Begeisterung die Kampfparolen der Alten. Das deutsche Gymnasium in Cilli – die deutsche Wacht an der Sann. Die Slowenen wollen uns den Fuss auf den Nacken setzen. Die Untersteiermark als Kriegsschauplatz, auf dem sich die Deutschen bis zum letzten Blutstropfen wehren müssen.

Im Alltag ging es nicht immer so kriegerisch zu, viele Slowenen und Deutsche verkehrten trotz chauvinistischer Parolen miteinander, privat ebenso wie geschäftlich. Im überwiegend deutschen Cilli blieb den Slowenen gar nichts anderes übrig, als bei den Deutschen einzukaufen, die hatten den Handel fest in der Hand. Andererseits beschäftigte der deutsche Lederermeister Paul Bast in Tüffer in seinem Haus slowenische Bedienstete und in der Gerberei slowenische Arbeiter, und wenn der Preis stimmte, kaufte er die Häute von slowenischen Händlern. Geschäft ist Geschäft. Slowenen und Deutsche wohnten Tür an Tür, Garten an Garten, im Haus neben dem meines Urgrossvaters kam 1853 der Geograph und Historiker Fran Orožen zur Welt, der erste Präsident des Slowenischen Alpenvereins, worauf eine Tafel hinweist. Es gab gemischte Ehen und Freundschaften, auch zwischen verbohrtens Deutschen und fanatischen Slowenen, sogar noch in der Zwischenkriegszeit und später. Auf persönlicher Ebene war das möglich, unter Freunden und Verwandten, auch wenn sie verschiedenen Lagern angehörten. Da konnte man die Ideologie, die radikalen Phrasen kurzzeitig vergessen, man sass zusammen am Tisch, um zu essen und zu trinken, um lustig zu sein. Aber wirklich verändert hat das gesellige Leben die Menschen nicht. Sie blieben ihrer Überzeugung treu, legten sie nur für kurze Zeit ab wie einen Mantel, den man in der Gar-

derobe abgab und draussen wieder überzog. Draussen, wo Deutsche und Slowenen einander die Schädel einschlugen.

Die Deutschen im Unterland sahen sich als Bollwerk gegen die slawische Flut, von allen Seiten benachteiligt und verraten, von der Regierung in Wien ebenso wie von der katholischen Kirche, die jede offene Pfarrstelle mit einem «slowenischen Hetzpfaffen» besetzte. Die *Deutsche Wacht* brachte zahllose Beispiele für die Perfidie der radikalen slowenischen Priester, die angeblich das gutmütige slowenische Landvolk gegen die Deutschen aufhetzten. Die wachsenden Spannungen bereiteten den Boden für Ideologen wie den rabiaten Deutschnationalen Georg Schönerer und seine Los-von-Rom-Bewegung: Deutsch sein heisst romfrei sein. Ohne Judas, ohne Rom, bauen wir an Deutschlands Dom. In der *Deutschen Wacht* fanden sich Anleitungen für den Übertritt vom katholischen Glauben zum Protestantismus, den man die natürliche deutsche Religion nannte.

«Der Luther geht durch die Lande/Da jauchzt sein deutsches Volk und Land», lautet der Anfang eines protestantischen Liedes, das oft angestimmt wurde. Die überwiegende Mehrheit der deutschen Untersteirer blieb der katholischen Kirche treu, doch bei den Intellektuellen und Studenten gewannen die alldeutschen Schönerianer an Boden. Von Schönerer übernahmen die anti-habsburgischen und antiklerikalen Deutschen auch den Heilruf und den aggressiven Antisemitismus, so wie Adolf Hitler, der bei Schönerer in die Lehre ging.

Auch im Basthaus wandte man sich langsam ab von der katholischen Kirche, die es mit den Slowenen hielt. Ich weiss nicht, ob schon der Gerbermeister den Übertritt vollzogen hat, sein Sohn Rudolf, mein Grossvater, wurde noch katholisch getauft,

doch 1910 heiratete er bereits in der evangelischen Kirche in Laibach, und später war er lange Jahre Kurator in der evangelischen Pfarrgemeinde in Amstetten.

Bei den Bastischen in Tüffer hing nicht der sonst allgegenwärtige Kaiser Franz Josef in der guten Stube, sondern Wilhelm, der Preusse, mit stechendem Blick und kühn gezwirbeltem Schnurrbart, obwohl Paul Bast als Rheinländer für die Preussen sonst nicht viel übrig hatte. Aber mehr als für die Habsburger. Die waren Verräter, Freunde der Slawen, Tschechen, Slowenen. Voll Hoffnung schaute man nach Deutschland. Das Deutsche Reich. Der eiserne Kanzler. Bismarck. Wir Deutsche fürchten Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt. Der Gott, der Eisen wachsen liess.

Sonntags unternahm die Familie Ausflüge, meist in die Umgebung von Tüffer, manchmal fuhr man mit der Südbahn nach Cilli und wanderte zum Bismarck-Hügel, wo man sich mit Gleichgesinnten traf. Die Jugendlichen und Kinder trugen Kornblumen an Kleidern, Jacken und Mützen, die Lieblingsblume von Kaiser Wilhelm, das Abzeichen der Deutschnationalen. Bei der Heimfahrt wurden die «Wacht am Rhein» und andere nationale Lieder angestimmt. Am 1. April 1895 feierte man in allen deutschen Orten der Untersteiermark den 80. Geburtstag Bismarcks, in der Gaststätte der Julie Horiak in Tüffer herrschte Hochbetrieb, den Saal schmückte ein Bild, das den «Schmied des Deutschen Reiches» am Amboss zeigte, wie er das Schwert der Germania schmiedet, ein beliebtes Motiv, verbreitet durch billige Drucke und Postkarten. Die Männer brachten markige Trinksprüche aus, und der südsteirische Schaumwein floss in Strömen; am nächsten

Tag schickten die Tüfferer Bismarck-Verehrer eine Glückwunschartikel zum Alterssitz des Reichskanzlers in Friedrichsruh.

Sonst verlief das Leben in Markt Tüffer eher eintönig. Paul Bast hatte viele Sorgen, die Gerberei lief nicht mehr so wie in den ersten Jahren, die Konkurrenz grosser Betriebe machte ihm zu schaffen. Das war der Lauf der Dinge, um 1800 hatte es in Cilli sieben Gerbereien gegeben, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es nur noch drei. Eines Tages richtete Paul Bast in seinem Haus eine Gastwirtschaft ein, im Erdgeschoss, ein zweites wirtschaftliches Standbein, die Familie hatte immer noch Platz genug. Kurz nach der Jahrhundertwende heiratete die älteste Tochter, Anna, den Gutsverwalter Wilhelm Edler von Eckhel. Im selben Jahr legte Rudolf Bast in Cilli die Maturitätsprüfung ab. Er war zwanzig. Hat er einmal eine Klasse wiederholt? Davon hat Grossvater nie gesprochen, die Schule war kein Thema für ihn, nur die Fischerei und die Jagd. Einem Schulbericht ist zu entnehmen, dass das k. k. Obergymnasium von 190 Deutschen, 69 Slowenen und zwei Tschechen besucht wurde, Katholiken waren 253, Protestanten sieben, Juden gab es einen in der Anstalt. Extra geführt wurden die «k. k. selbständigen Gymnasialklassen mit deutschslowenischer Unterrichtssprache» mit 119 Schülern, vermutlich ausnahmslos slowenischer Herkunft. Slowenen schickten also nach wie vor ihre Kinder in die deutsche Schule, umgekehrt war das nicht der Fall.

Grossvater hatte sich noch nicht richtig als Student in Graz eingerichtet, da starb sein Vater Paul Bast im Februar 1901 ganz unerwartet an Herzschlag. Mit 56 Jahren. Die Feuerwehr von Tüffer verabschiedete ihren Hauptmann nach einem von den Burschenschaften übernommenen Brauch. Im Festsaal des Hotels

Horiak wurde ein «Trauersalamander» für den Verstorbenen «gerieben», auch «Rudelabschied» genannt. Zuerst hielt der neue Hauptmann eine Gedenkrede, dann leerten die Feuerwehrmänner ihre Krüge in einem Zug. Im Nachruf in der *Deutschen Wacht* wurde der Lederermeister und Hausbesitzer als strammgesinnter deutscher Mann gewürdigt, der opferwillig in allen nationalen Vereinen gewirkt hat. Besonders hervorgehoben wurden seine Verdienste um die Neugestaltung des Friedhofs von Tüffer.

## 4.

Eine rechteckige schwarze Marmorplatte mit zwölf Namen, einer davon ist Franc Drolc, geboren am 28.3.1873, gestorben am 9.3.1962. Eine alte Frau mit Krücke, die welche Blumen von einem Grab entfernt, hat uns auf den Stein im neuen Teil des Friedhofs von Lasko hingewiesen. Ich habe den Namen in meinem Notizbuch stehen. Franc Drolc war Mesner, Organist und Chorleiter in Tüffer/Lasko und verheiratet mit Pauline Bast, einer Tochter des Gerbermeisters Paul Bast.

An den Wegen der Kinder des Gerbermeisters lässt sich die turbulente Geschichte dieser Region in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ablesen. Die vier Söhne gingen nach Österreich, während drei Töchter in Zagreb landeten, nur eine, Pauline, blieb bei der Mutter in Tüffer. Nach dem Tod von Paul Bast wollten die beiden eine Zeitlang die Gerberei mit Hilfe eines Gesellen weiterführen, doch der arbeitete mehr für die eigene Tasche als für die beiden in Geschäften unerfahrenen Frauen. Dann versuchten sie ihr Glück mit der in ihrem Haus befindlichen Gastwirtschaft, auch das erfolglos. Irgendwann zwischen den Kriegen heiratete Pauline Bast, für damalige Verhältnisse längst eine alte Jungfer, den Mesner Franc Drolc, einen Slowenen. Auf dem Grabstein stehen die Namen seiner ersten Frau, Franja, gestorben 1919, und der fünf Kinder, die er mit ihr hatte, der Jüngste, Dusan, ist 1942 gefallen, im Partisanenkampf gegen die Deutschen. Das letzte der Drolc-Kinder, Ana, wurde 2001 begraben. Ein schönes

Leichenbegängnis, sagt die Frau mit der Krücke, jetzt lebt von der Familie keiner mehr hier. Die zweite Frau von Drolc, Pauline, wurde vermutlich ins Bastgrab gelegt, nach dem wir suchen.

Es ist ein klarer Septembertag, nur über dem grünen Kegel des Hum-Bergs steht reglos eine Wolke im Himmel. Ich bin mit meiner Frau nach Lasko gereist, um nach dem Basthaus und anderen Spuren der Familie zu forschen. Sie kennt den Ort seit den Tagen ihrer Kindheit, ihr Grossvater aus Ljubljana verbrachte jedes Jahr ein paar Wochen in der Heiltherme Lasko, um die Spätfolgen einer Verwundung aus dem Ersten Weltkrieg zu kurieren. Er hatte ein steifes Knie und eine Wunde am Unterschenkel, die nie ordentlich verheilte und täglich frisch verbunden werden musste. Es war für sie jedesmal ein Erlebnis, den Grossvater, den sie Ata nannte, in Lasko zu besuchen.

Die Hügel auf beiden Seiten der Sann, überzogen mit dichtem Laubmischwald wie mit einem Teppich, haben sich zu verfärben begonnen. Der Friedhof liegt in der Nachmittagssonne, winzige braune Eidechsen huschen über die Grabsteine. Ich erinnere mich, dass die flinken Tiere slowenisch *martincek* heissen, was soviel bedeutet wie kleiner Martin.

Die Friedhofsbesucherin mit der Krücke hat meine Frau und mich eine ganze Weile beobachtet, wie wir die Inschriften lesend zwischen den Gräbern herumstreifen, bis sie sich schliesslich aufrafft, uns anzusprechen. Das Bastgrab? Das war früher einmal hier irgendwo, sie deutet mit einer vagen Handbewegung über die Gräber auf dem alten Teil des Friedhofs. Eine Mauer mit zwei Durchbrüchen trennt die alte von der neuen Abteilung. Entlang der Aussenmauer liegen die ältesten Grabstätten, Johann Drofe-

nik, Expeditior der Südbahn, 1818-1888, Ing. Adolf Widra, Bergdirektor, 1855-1931, Henke Franc, Hotelier, 1888-1940. Franc Henke übernahm das von deutschen Vereinen als Treffpunkt bevorzugte Hotel und Gasthaus Horiak, das später seinen Namen trug. Ob die Henkes Deutsche oder Slowenen waren, kann heute keiner mehr sagen, vielleicht war es belanglos. Ein mächtiger grauer Stein: Rodbina Dergan, Familie Dergan. Kaufleute, erklärt die alte Frau, die kannte hier jeder. Der Name ist mir geläufig. Im Tourenbuch meines Vaters, jenem schmalen Büchlein, das bei dem Toten gefunden und später meiner Grossmutter ausgehändigt wurde, steht auf der letzten Seite mit Bleistift geschrieben Lasko, und darunter: Perdich Emil – Fleischhauer; Pleskovič Emil – Steueramtsdir. i.R., Dergan – Kaufmann. Die Namen hat er vermutlich notiert, als er sich auf der Flucht befand, einen Unterschlupf suchte nach dem Zusammenbruch des tausendjährigen Reiches, das in Österreich gerade einmal acht Jahre gedauert hat.

Warum schrieb er Lasko, die slowenische Bezeichnung des Ortes, und nicht Tüffer? Und was haben die drei Namen zu bedeuten? Waren sie Bekannte der Familie? Auf dem Stein der Dergans stehen die Namen von drei Männern, Rudolf, 1886-1947, der Kaufmann, und seine beiden Söhne, Boris, der schon 1937 gestorben ist, mit neunzehn Jahren, und Branko. War mein Vater mit Branko befreundet, der ungefähr gleich alt war wie er, oder gab es eine Verbindung zu dessen Vater? Wollte er Kontakt aufnehmen zu den slowenischen Bekannten oder Freunden, sollten sie ihm ein Versteck beschaffen, falsche Papiere, Geld? Ich weiss es nicht und werde es wohl nie erfahren, die Beteiligten sind alle tot.

Auch die Namen Perdich und Pleskovič finden wir auf dem

Friedhof, doch keinen Bast, nur den Drolc, der eine Basttochter geheiratet hat. Onkel Drolc, so wurde er von den Bastkindern gerufen, und so nannte er sich selber, als besitze er keinen Vornamen – den entdeckte ich erst auf dem Grabstein. Briefe und Karten an die Verwandtschaft unterschrieb er kurz und bündig mit Drolc oder, an Kinder gerichtet, Onkel Drolc. Er war beliebt bei den Kindern der auswärtigen Verwandtschaft, er zeigte ihnen, wie man mit einem eigens dafür gefertigten Eisen Hostien bäckt, was zu seinen Aufgaben als Mesner gehörte, und nahm sie, wenn er in der Kirche die Orgel spielte, mit auf die Empore, wo sie die Pedale treten durften.

Über alle politischen Veränderungen und Brüche hinweg blieben die Bastischen stets mit Lasko verbunden. Die Söhne und Töchter des Gerbermeisters trafen sich in den Jahren zwischen den Kriegen regelmässig im Elternhaus in Tüffer, das nun offiziell nur mehr Lasko hiess, Tante Pauline bekochte Erwachsene wie Kinder, man unternahm Ausflüge in die Umgebung, nach Römerbad, auf den Hum-Berg oder den St. Christophberg, wo die Deutschen vor 1918 ihre Sonnwendfeuer abgebrannt hatten. Wenn seine vielfältigen Pflichten es zuliessen, war Onkel Drolc mit von der Partie.

Der Organist und Mesner war eine bekannte Gestalt in Lasko, ein hochgeachteter Mann. Gospod organist Drolc, sagt die Frau mit der Krücke ehrfürchtig, wenn sie von ihm spricht, Herr Organist Drolc. Sie hat ihn gut gekannt, ihr Vater hat im Kirchenchor gesungen, unter der Leitung von Drolc. Später zeigt sie uns ein Bild des Organisten: ein stattlicher Mann mit Spitzbart, selbstsicher unter sonntäglich gekleideten Männern und Frauen sitzend, die ein wenig verlegen in die Kamera schauen. Der gemischte



tern sieht man Vorhänge, dennoch macht das Haus einen unbewohnten Eindruck. Das Eingangstor ist verschlossen, ebenso ein Nebentor, das in einen schmalen Innenhof führt. Wem das Haus heute gehört, kann unsere Führerin nicht sagen. Der Zerfall des jugoslawischen Staates hat in Slowenien einen verwickelten Knäuel von Rückstellungsforderungen hinterlassen, der erst langsam aufgeknüpft werden muss. Nach dem Tod von Pauline, die kinderlos blieb, war das Haus an Onkel Drolc gefallen, der es an seine Töchter aus erster Ehe weitergab. Auf diese Weise ist das Haus des Gerbermeisters Paul Bast, eine feste Burg des Deutschtums, am Ende in slowenische Hände gekommen, so erzählen es die Verwandten in Amstetten, die das dem Drolc heute noch übernehmen, übers Grab hinaus. Wer mag, kann darin eine Bosheit der Geschichte sehen oder aber ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit.

Gospod organist Drolc und Pauline Bast. Wie kompliziert und verwirrend die nationalen Verhältnisse in der Untersteiermark um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sein konnten, ersieht man daraus, dass es im kleinen Markt Tüffer, der 1893 knapp 800 Einwohner zählte, auch eine Familie Drolz gab, die stramm deutschnational dachte, der Unterschied lag im letzten Buchstaben, c oder z. Als im Oktober 1899 in Tüffer eine Ortsgruppe des Südmarkvereins ins Leben gerufen wurde, der sich den Kampf gegen die slowenische Gleichberechtigung auf die Fahnen geschrieben hatte, hielt der Gemeinderat Josef Drolz eine Rede, in der er die «windische Wirtschaft» einer vernichtenden Kritik unterzog. Er schloss mit den markigen Worten: «Tüffer ist und bleibt ein deutscher Ort!»

Onkel Drolc war damals sechzehn. War er verwandt mit dem

deutschen Gemeinderat Josef Droh? Es ist anzunehmen. Vielfach verliefen die Trennlinien quer durch die Familien, ein Teil slowenisierte sich, während andere ihr Deutschtum hochhielten und die Slowenen als Feinde bekämpften. Oder umgekehrt. Doch entgegen allen Phrasen vom unversöhnlichen Kampf der beiden Volksgruppen gab es auch ein friedliches Nebeneinander, sogar im Basthaus.

Als wir in der Zentralbibliothek von Cilli/Celje eine Schachtel mit alten Bildern von Tüffer durchstöbern, entdeckt meine Frau zwei Ansichtskarten, geschrieben von Lasko nach Zagreb, an die Familie von Josefine Bast, die dorthin geheiratet hatte. Die eine enthält Geburtstagswünsche für Josefines Tochter Klara, gesandt von Tante Pauline und Onkel Drolc. Pauline schrieb deutsch, ihr Mann, direkt darunter, slowenisch. Die Karte stammt von 1930. Die beiden praktizierten echte Zweisprachigkeit, unter einem Dach. Die zweite Karte richtete Klaras Bruder Guido, der offenbar ein paar Tage bei der Verwandtschaft in Lasko verbrachte, an die Mutter in Zagreb. Er schrieb deutsch, wenn auch nicht fehlerlos.

«Liebe Mama, Ich erhole mich sehend. Beinahe täglich stehe ich um 12h auf, denn die Luft macht mich schläfrig. Zum Sky fahren ist schon etwas wenig Schnee. Onkel Drolc sucht fleissig Nüsse aus für einen Nussstrudel. Grüsse von Tante Paula und Drolc, Dein Guido.»

Die Karte ist nicht datiert, der Poststempel unleserlich.

Auf einem Foto in meinem Besitz ist Guido zu sehen, vor einem Haus stehend, es könnte das Basthaus sein. Er trägt einen dunklen, schweren Stoffmantel, Schal, Krawatte. Ein etwas nach links gerutschter Mittelscheitel teilt das dunkle, gewellte Haar. Er hat ein skeptisches Lächeln aufgesetzt, die Augen zusammengekniffen, als schaue er in die Sonne. «Lasko 1940, Guido leicht

verkatert», steht auf der Rückseite in der Schrift meines Vaters. Ein zweites Bild, wahrscheinlich zur selben Zeit aufgenommen, zeigt meinen Grossvater im Bett liegend, eine Steppdecke bis zum Kinn gezogen, ein wenig bemüht lächelnd. «Lasko 1940», hat mein Vater auf die Rückseite geschrieben, «die Folgen des Abschiedstrunkes.»

Sie kamen also auch 1940 in Lasko zusammen, die Familienmitglieder aus Amstetten und Zagreb. Seit einem Jahr war Krieg. Im folgenden Jahr würden deutsche Truppen in Jugoslawien einmarschieren, sie würden Lasko besetzen, Razzien und Verhaftungen durchführen, die Deutschen würden Slowenen vertreiben, deportieren, ermorden. Das Familientreffen fand sicher im Elternhaus statt, bei Pauline und Drolc. Ob Pauline zur Feier einen Nussstrudel backte, ist nicht überliefert. Fest steht: Die Amstettner wussten, dass Guido Halbjude war. Tante Josefine, genannt Pepi, hatte in Zagreb einen Juden geheiratet, der allerdings früh verstorben war. Zum Zeitpunkt des Treffens machte mein Vater Dienst bei der Gestapo in Graz, am 1. Dezember 1939 war er zum SS-Hauptsturmführer befördert worden, drei Monate später wurde er zum SS-Führer im SD-Hauptamt in Berlin ernannt (SD stand als Abkürzung für den Sicherheitsdienst der SS). Wenig später kehrte er allerdings zurück, um die Leitung der Abteilung II, für Gegnerforschung und Gegnerbekämpfung, der Gestapo Graz zu übernehmen. In dieser Zeit unternahm er eine Jugoslawienreise, die ihn auch nach Lasko führte, wo es zu dem Familientreffen kam. Vielleicht feierten sie dort den 60. Geburtstag meines Grossvaters, am 21. April 1940. Grossvater in Lasko, der Abschiedstrunk, Guido verkatert, der dicke Mantel, das könnte passen. Oder fand das Treffen, das nur durch die beiden Fotografien

dokumentiert ist, zu einem früheren Zeitpunkt statt? Am 20. April 1940, Führers Geburtstag, bekam Grossvater die Dienstauszeichnung der NSDAP in Bronze verliehen. Ich weiss nicht, ob er dazu persönlich antreten musste oder ob er die Auszeichnung formlos bei der Parteistelle abholen konnte.

Wie auch immer, irgendwann im Jahre 1940 sassen sie im Elternhaus in Tüffer beisammen, Onkel Drolc, der windische Gemeindehetzer, die Amstettner Nationalsozialisten – Grossvater und Vater waren beide 1931 in die Partei eingetreten – und Guido, der nach ihren Rassegesetzen Halbjude war. Und sie tranken und waren lustig und fidel.

## 5.

Die Strasse von Lasko nach Ljubljana führt durch das enge, dunkle Tal der Sava, vorbei an schwarzen Fabrikanlagen, die unordentlich am Fluss liegen, wie zufällig hingespült, Fundstücke einer frühen Industrialisierung. Vor Ljubljana weitet sich die Landschaft zur Ebene. Aus der Stadt kommt uns eine endlose Schlange von Autos entgegen, es ist Nachmittag, Arbeitsschluss, Büroende, man könnte meinen, die ganze Stadt befinde sich auf der Flucht. Wir halten Ausschau, wo die Menschen hinströmen, links und rechts sind Dörfer, dazwischen Gewerbegebiete, Tankstellen, neue Siedlungen sehen wir keine.

Wir wohnen im Süden von Laibach, im Stadtviertel Vic, bei unserer Freundin Meta Hocevar, Bühnenbildnerin, Regisseurin, Architektin. Eine stille Sackgasse, kleine Gärten, schmale Einfamilienhäuser mit seltsam spitzen Dächern. Eine fortschrittliche Wohngenossenschaft aus den zwanziger Jahren, genannt «Stan in Dom», «Wohnung und Haus», errichtet für Arbeiter, kleine Gewerbetreibende, Sozialdemokraten, die beim Bau selber mit Hand anlegten. Das Haus gegenüber gehörte den Grosseltern meiner Frau, Joze und Franciska (Franja) Pajntar. Hier haben sich die beiden, Meta und Gridi, meine Frau, kennengelernt. Gridi war oft nach Ljubljana gefahren, um die Ferien bei den Grosseltern mütterlicherseits zu verbringen. Meta ist im Haus aufgewachsen, in dem sie heute noch wohnt. Joze Pajntar, 1880 geboren, im selben Jahr wie mein Grossvater, war schwerbeschädigt aus dem ersten Krieg heimgekehrt, zu achtzig Prozent invalid. Er gründete

eine Tischlerkooperative, betätigte sich in der Gewerkschaft, ging mit seinem steifen Bein Beiträge kassieren, politisierte im Gasthaus bei einem Glas Cviček, ein frischer, säuerlicher Rotwein. Seine Frau Franja sah diese Hingabe an die Politik kritisch, manchmal schämte sie sich, weil Bürgerliche ihren Mann als Agitator beschimpften, einmal hatte jemand sogar einen Nachttopf über ihm ausgegossen. Ohne seine Politik hätten wir uns ein schönes Leben machen können, sagte sie oftmals zur Enkelin aus Wien. Die Laibacher Grossmutter, die Stara Mama, lebte nach dem Tod ihres Mannes jahrelang in Wien, bei ihrer dort verheirateten Tochter, ohne je deutsch zu lernen. Ich habe sie noch erlebt, eine grossgewachsene, schöne Frau, auch im Alter. Sie starb in Ljubljana, mit 97 Jahren. Wir haben sie kurz vor ihrem Tod besucht, sie lag im Bett und konnte kaum mehr sprechen, doch als meine Frau ihre Hand nahm, breitete sich ein Lächeln über ihr hageres Gesicht.

Joze Pajntar kam als Tischlergeselle weit herum in den Ländern der Monarchie, bis nach Südtirol, später arbeitete er ein paar Jahre in Graz, legte dort die Meisterprüfung ab. Das war kurz nach der Jahrhundertwende. Ungefähr zur selben Zeit studierte mein Grossvater aus Tüffer an der juristischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität zu Graz und war in der Burschenschaft Germania aktiv. 1903 rückte er als Einjährig-Freiwilliger ein, zum k. u. k. Infanterieregiment Albert I. König von Belgien Nr. 27, dessen Angehörige kurz Belgier genannt wurden. 1904 setzte er sein Studium fort, das er 1907 mit dem Doktor juris abschloss. Im selben Jahr übersiedelte er nach Gottschee.

Die verblüffende Nähe der Örtlichkeiten. Meine Grossmutter wuchs in Laibach in der Triester Strasse auf, Slowenisch Trzaska,

im Haus Nummer 8. In diesem Haus hatte ihr Vater, der Zimmermeister Josef Lehner, eine komfortable Wohnung, die ihm auch als Büro diente. Die breite Ausfallstrasse in Richtung Triest hat ihren Namen seither nicht geändert, nur das Haus wurde abgerissen und an seiner Stelle ein Wohnblock errichtet. Er ist bloss einen Steinwurf weit vom Haus der Pajntars entfernt, die allerdings erst nach dem ersten Krieg nach Vic zogen. Neben dem Wohnblock steht die alte staatliche Tabakfabrik, Tobacna tovarna, in der Franja Pajntar einst gearbeitet hat, ein langgestreckter Ziegelbau, eine Häusertiefe von der Trzaska zurückversetzt.

Josef Lehner leitete jahrelang die Zimmereigeschäfte der Krainer Baugesellschaft in Laibach. Am 27. April 1895 erschien in der *Laibacher Zeitung* eine Annonce, dass sich der Zimmermeister und gerichtlich beeedete Sachverständige Josef Lehner selbständig gemacht und ein eigenes Zimmereigenschaft eröffnet habe. Er sei imstande, alle einschlägigen Arbeiten billigst und solidest herzustellen, Pläne und Kostenvorschläge für stabile und provisorische Holzbauten stünden zu Diensten. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. In der Osternacht 1895 war Laibach von einem verheerenden Erdbeben heimgesucht worden, bei dem mehr als ein Viertel der Gebäude der 30'000 Einwohner zählenden Stadt zerstört wurde, über die Hälfte war unbewohnbar. Aus allen Teilen der Monarchie strömten Architekten, Bauingenieure, Baumeister und Zimmerleute in die Landeshauptstadt von Krain. Wiener, Prager, Budapester und Zagreber Baufirmen eröffneten hier ihre Filialen, die bekanntesten mieteten sich im vornehmen Hotel Elephant, später Sion, ein. Es mussten eilig Notunterkünfte errichtet werden, Baracken für Tausende von Menschen, die ohne

ein Dach über dem Kopf dastanden. Auch viele zerstörte Geschäfte und Büros waren gezwungen, in Baracken auszuweichen. Laibachs Bürgermeister Peter Grasselli inserierte in den grossen Zeitungen der Kronländer, dass Ljubljana für den Wiederaufbau Maurer, Stukkateure und Zimmerleute suche, die auf Jahre hinaus Arbeit fänden.

Josef Lehner fertigte Dachstühle, errichtete Baracken, sein Betrieb florierte. Das Büro übersiedelte von der Wohnung in der Triester Strasse in ein elegantes Bürgerhaus in der Wiener Strasse, gegenüber der populären Gaststätte Pri Figovcu, die es heute noch gibt. Die Familie zog in ein Haus, eine Villa, mit einem schönen Garten. Wir hatten gottvolle Blumen, erzählte meine Grossmutter. Sie gebrauchte gern das altmodisch klingende Wort gottvoll, das ich sonst nie von jemandem gehört habe, als sei es für sie allein reserviert gewesen.

Eine Fotografie zeigt einen Teil des Gartens, einen Kiesweg, blühende Bäume und Büsche, hohes Gras. Auf dem Kiesweg steht mein Vater, ein kleiner Junge mit halblangem Haar in einem gestreiften Kittel, eine Schürze darüber, in einer Hand hält er einen blühenden Zweig, in der anderen eine Schnur, mit der er ein kleines Holzwägelchen nachzieht. Die Grossmutter, eine junge Frau, tritt von links aus dem kniehohen Gras ins Bild, der Fotograf hat die Figur angeschnitten. «Laibach im Garten 1913, bevor wir nach Amstetten sind», hat sie in zarter Kurrentschrift auf die Rückseite geschrieben. Von anderen alten Aufnahmen – oft sind Fotografien die einzige Quelle, auf die ich mich beim Versuch, die Vergangenheit zu rekonstruieren, stützen kann, doch die Bilder sind lose und ungeordnet auf mich gekommen – weiss ich, dass Grossmutter schon im nächsten Jahr, im Kriegsjahr 1914,

wieder einige Zeit in Laibach verbrachte. Eine sepiabraune Fotografie in ungewöhnlichem Hochformat zeigt den Vater, noch immer mit Kittelschürze, doch das Haar schon kurzgeschnitten, mit der Linken den Lauf eines Gewehres umklammernd, das genauso gross ist wie er selber. Ein richtiges Luftdruckgewehr, mit dem man Vögel und Eichkätzchen totschiessen kann. Er lächelt in die Kamera, das Kinn stolz vorgereckt, eine für ihn typische Pose, die ich von anderen, späteren Bildern kenne. Mein erstes richtiges Gewehr. Das bekam er mit drei Jahren.

Die Faszination der Waffen, die frühe Gewöhnung daran. Wer hat dem Dreijährigen das grosse Gewehr gekauft, das er so stolz präsentiert im Jahr, als der Weltkrieg beginnt? Josef Lehner scheidet aus, er lebte nicht mehr. Der erfolgreiche Unternehmer, Stadtzimmermeister von Laibach, starb 1907 überraschend mit 59 Jahren an Herzschlag. Ein ähnliches Schicksal wie das des Ledermachers in Tüffer, der 50jährig aus dem Betrieb und dem Leben gerissen wurde.

Ein Jahr nach dem Tod ihres Vaters, 1908, wurde Grossmutter als absolvierte Lehramtskandidatin an die Mädchenvolkschule von Gottschee geschickt. Vermutlich hatte der frühe Tod des Vaters etwas mit ihrer Entscheidung zu tun, einen Beruf zu ergreifen. In Gottschee lernte sie Grossvater kennen, der dort als Konzipient in der Advokaturskanzlei eines gewissen Dr. Franz Golf tätig war. Vorher hatte er einige Zeit als Notariatskandidat in einem kleinen Ort zwischen Maribor und Celje gearbeitet. Die typische Laufbahn eines beginnenden Provinzanwalts. In dieser Zeit trat er, bewegt von den alldeutschen, antiklerikalen Parolen der Los-von-Rom-Bewegung Schönerers, aus der katholischen Kirche aus und wurde protestantisch. Möglicherweise fasste er

diesen Entschluss unter dem Einfluss von Pastor Hegemann, einem kämpferischen Protestanten und radikalen Deutschnationalen, der an der evangelischen Kirche in Laibach wirkte und oft nach Gottschee reiste, um dort Vorträge zu halten. Es waren unruhige Jahre im sonst so friedlichen Gottscheer Ländchen. Christlichsoziale und Liberale waren heillos zerstritten, es war keine Seltenheit, dass antiklerikal gesinnte Männer dem katholischen Pfarrer von Gottschee-Stadt nächstens eine «Katzenmusik» darbrachten oder ihm gar die Fenster einwarfen.

Hat sich Grossvater an solchen Aktionen beteiligt? Das könnte ich mir gut vorstellen, er hatte immer etwas übrig für rauhe Spässe, obwohl er natürlich auf seine Reputation in der Kleinstadt achten musste.

Im April 1910 heiratete er Paula Lehner, sie war 22. Die Hochzeit fand in der bescheidenen evangelischen Kirche in Laibach statt, die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erbaut wurde und heute, ein boshafter Seitenhieb der Geschichte, den Namen des Begründers der slowenischen Sprache und Literatur, Primoz Trüber, trägt, der die Texte der Evangelien und andere religiöse Schriften in die Sprache des Volkes übersetzte. Zehn Monate nach der Hochzeit kam mein Vater zur Welt, in Gottschee.

Vor einem langgestreckten, mit Brettern verschalten Bau stehen riesige, dunkel gebeizte Holzfiguren, rätselhafte Formen, Druiden, Fabeltiere. Bei unseren Erkundungen nach Grossvaters Gottscheer Jagdhütte sind wir in den etwas ausserhalb von Kocevje liegenden Forstbetrieb gekommen, der den zu den schwarzen Gestalten trefflich passenden Namen Grca trägt – das bedeutet slowenisch soviel wie Baumknorren. Grca bewirtschaftet grosse

Teile des Kocevski Rog, des Gottscheer Hornwaldes, das Holz wird in viele Länder exportiert. Bei Grca weiss niemand etwas von einer alten Jagdhütte im Hornwald, die bis in die späten dreissiger Jahre einem österreichischen Rechtsanwalt gehörte oder von ihm gepachtet wurde.

Ich bin mir selber nicht im Klaren darüber, warum es für mich so wichtig ist, die Jagdhütte zu finden oder wenigstens die ungefähre Stelle, wo sie gestanden ist. Ist das ein Tribut an den geliebten Grossvater, den ich später aus meinem Bewusstsein verdrängt habe? Ein unzulänglicher Versuch, mich ihm nach so vielen Jahren, er starb 1960, noch einmal nahe zu fühlen? Ich erinnere mich plötzlich an das Wolfsfell, das er mir geschenkt hat, als ich noch klein war, ich hatte anfangs ein wenig Angst vor dem Schädel mit dem weit aufgerissenen Rachen, den gelblichen Zähnen, der rot bemalten Gipszunge und den kalten Glasaugen. Den habe er in Gottschee geschossen, erzählte Grossvater, und ahmte nach, wie die Wölfe geheult hatten. Den Gottscheer Wolf nahm ich mit in die Schule, ins Internat. Grossmutter schärfte mir ein, das Fell regelmässig zu bürsten, damit keine Motten hineinkämen. Für diesen Zweck gab sie mir eine eigene Bürste mit, auf deren Rücken sie mit Tintenbleistift in Blockbuchstaben WOLF geschrieben hatte, damit ich die Bürste nicht irrtümlich zum Schuheputzen verwendete. Die Gefahr war gering, ich kann mich nicht erinnern, dass ich mir in der Schule je die Schuhe geputzt hätte – das Internat war in jeder Hinsicht erstaunlich liberal.

Es gebe einen alten Förster, sagt uns ein Mitarbeiter von Grca, der jeden Winkel des Waldes kenne, auch alle verfallenen Hütten, die vom Urwald überwuchert wurden und zermorscht im Boden versunken sind, doch der Mann ist nicht aufzutreiben. Ich habe ein paar Fotografien von der Jagdhütte mitgebracht. Sie zeigen

ein einfaches, roh gezimmertes Blockhaus, eine Luke über der Tür führt zum Dachboden, der vermutlich als Schlafstätte diente, daneben ragt ein gebogenes Abzugsrohr aus der Holzwand, die Hütte besass also einen Herd oder zumindest eine Feuerstelle zum Kochen und Heizen, die Nächte im Hornwald können empfindlich kalt sein. Rechts vom Eingang sieht man einen markant geformten Felsblock, der als Sitzgelegenheit diente. Grossvater auf dem Felsen, wie er ins Land hineinschaut, an der Aussenwand der Hütte hängen drei Gewehre. Auf einer der Fotografien sieht man die Hütte aus einiger Entfernung, sie steht auf der Kuppe eines sanften Hügels, auf einer Lichtung, dahinter Bäume, hohe, schlanke Laubbäume – junge Rotbuchen, Eichen? «Jagdhütte Krennbichl (Gottschee)» steht auf der Rückseite, und «August 1933.» In jenem Jahr war auch mein Vater zur Jagd mitgefahren. Ein Mitarbeiter von Grca, ein zart gebauter Mann, der uns in seinem Büro Kaffee aufivartet, zeigt auf einer Detailkarte des Forstgebietes eine Erhebung, die den Namen Kren trägt. 613 Meter. In nordöstlicher Richtung von Kocevje, vielleicht sechs Kilometer, nicht weit von der quer durch den Hornwald schneidenden Strasse nach Kocevske Poljane, wie das einstige Gottscheer Dorf Pöllandl heute heisst. Auf einer alten deutschen Karte finde ich später den Namen Krenbüchel. Der Mann warnt uns vor den Bären, von denen es in den Wäldern viele gebe, die seien im September noch unterwegs, mit denen sei nicht zu spassen.

Eine Schotterstrasse, übersät mit Schlaglöchern und tiefen Rinnen von Sturzbächen, die sich nach Unwettern den Weg über die Strasse bahnen und sie in ein Bachbett verwandeln, führt hinein in den Wald. Mischhochwald, mächtige Rotbuchen, Tannen,

Eichen, Ahorn. Zwischen den Stämmen grossblöckiges Geröll, weisslich schimmernder Kalkstein, auf den Moos und Flechten grüne Flecken malen, der Boden ist mit einer dicken braunen Laubschicht bedeckt. Der Urwald ist erst seit wenigen Jahren ungehindert zugänglich, nach 1945 wurden weite Gebiete zur militärischen Sperrzone erklärt, um die sich dunkle Gerüchte rankten. Neben der Strasse steht ein roh behauener Stamm, eine Leidenfigur. Eine Szene vom Kreuzweg Christi. Hundert Meter weiter die nächste. Bis zu einer verwitterten Holztafel, die den Weg ins dicke Unterholz weist. Grobisce Pod Krenom. Grabstätte beim Kren. Der Pfad endet bei einer tiefen Doline, in deren Grund Löcher im Waldboden klaffen, die Eingänge zu einer Karsthöhle. Am Rand der Doline steht ein gemauertes Denkmal, wie eine moderne Kapelle, unter den Bäumen Holzkreuze, ringsum Grabkerzen. Ein zweites Mahnmal, ein blankgeschliffener Stein, eine schwarze Kugel mit Inschrift. An diesem Ort liegen Tausende Soldaten der Slowenischen Nationalarmee, die hier in den ersten Juni tagen 1945 von den Kommunisten ermordet wurden. Ich erinnere mich an die Erzählungen Grossvaters von den tiefen Döhlen im Hornwald, die er auf seinen Pirschgängen durchstreifte, von Wildschweinen und Bären, die er dort rege machte. Die erste Doline, vor der ich im Gottscheer Wald stehe, ist ein Massengrab.

Als die Soldaten der deutschen Wehrmacht im Frühjahr 1945 vor den Partisanen Titos aus den slowenischen Gebieten nach Kärnten flohen, schlossen sich ihnen Zehntausende heimischer Verbündeter und Gegner der Kommunisten an, serbische Tschetniks, kroatische Ustaschi, slowenische Domobranci, viele mit ih-

ren Familien. Die Flüchtlinge wurden von britischen Truppen entwaffnet und den Partisanen übergeben, die gnadenlos mit ihnen verfuhrten, egal, ob sie Blutschuld auf sich geladen hatten oder nicht. «Die Mehrheit der Verräter, die es innerhalb des Staates gegeben hat, in jedem seiner Völker», sagte Marschall Tito im Mai 1945 vor ihm zujubelnden Massen im befreiten Ljubljana, «hat die Hand der Gerechtigkeit, die rächende Hand unseres Volkes schon erreicht, nur einem kleinen Teil der Verräter ist es gelungen, aus unserem Land zu fliehen.»

Was Tito mit wolkigen Worten umschrieb, war in Wirklichkeit ein blutiger Rachezug der Sieger, der mit Gerechtigkeit nicht viel zu tun hatte. Die Gefangenen wurden, gepfercht in Autobusse und Lastwagen, in den Hornwald gebracht und hier ohne Gerichtsverfahren erschossen. Die Leichen warf man in die tiefen Karsthöhlen, in denen sie heute noch liegen, eine Bergung war selten möglich. Die Namen der meisten Opfer sind unbekannt. Niemand kann genau sagen, wie viele Menschen im Gottscheer Hornwald umgebracht wurden. An die 14'000 Menschen, unter ihnen auch Frauen und Kinder, wurden in die schrecklichen Abgründe des Kocevski Rog gestürzt, schrieb der slowenische Dichter Drago Jančar in einem Essay über den Totalitarismus in Slowenien.

Hinter der zur Mordgrube gewordenen Doline erscheint der Wald unberührt, undurchdringliches Strauchwerk, Himbeeren, Brombeeren, zwingt uns zu Umwegen, aus gestürzten Bäumen spriessen Farne und Pilze, eine weitere Doline, gesäumt von mannshohen Felsen, doch nirgends ein Eingang zu einer Karsthöhle, deshalb stehen hier auch keine Kreuze und Grablichter. Die Partisanen waren mit dem Urwald vertraut, sie nützten ihn

als sicheres Rückzugsgebiet, errichteten feste Stützpunkte, sogar Spitäler darin. Wir bahnen uns den Weg zur Kuppe des Kren, ständig Ausschau haltend nach dem markanten Felsen neben der Jagdhütte. Wir vergleichen die Felsformationen mit der Fotografie. Es ist nicht anzunehmen, dass die Hütte noch steht – warum sollen sich ausgerechnet von einer zur Gänze aus Holz erbauten Blockhütte Überreste finden, wo der Wald doch ganze Dörfer verschluckt hat –, doch der Felsen müsste zu erkennen sein. Fichtenjungwald bedeckt die Hügelkuppe, die Stämme stehen so dicht, dass kaum ein Durchkommen ist. Keine Spur von Hütte und Sitzfelsen.

Zurück auf der Strasse, treffen wir zwei Holzarbeiter. Der eine, ein stämmiger alter Mann in einem löchrigen T-Shirt, fragt, ob wir beim Kren jemanden liegen haben. Der Jüngere sagt nichts und starrt nur verdrossen vor sich hin. Er habe mitangesehen, erzählt der Alte, wie die Menschen mit Autobussen in den Wald gebracht und an dieser Stelle, gleich neben der Strasse, erschossen wurden. Alles ringsum sei rot gewesen vom Blut. Ich war damals fünfzehn, sagt er, und mit dem Vater im Wald, wir wollten Brennholz sammeln, als die Autobusse kamen, haben wir uns versteckt. Wenn die Bewaffneten uns gesehen hätten, wären auch wir ..., er fährt sich mit der Handkante über den Hals.

Auf dem Weg aus dem Wald kommen wir durch Dörfer, von denen nur noch die Namen auf alten Karten geblieben sind, keine Häuser, keine Kirchen, keine Friedhöfe, nur Bäume, Sträucher, eine Lichtung, auf der vielleicht einmal eine Kirche stand, eine unscheinbare Erhebung könnte auf einen versunkenen, überwachsenen Mauerrest hinweisen. Die Häuser wurden abgetragen, die Ziegel als Baumaterial oder zur Befestigung der Wege ver-

wendet. Eine nasse Senke in der Wiese könnte ein Teich gewesen sein, in dem Kinder badeten, Frauen Wäsche wuschen. Was ihm die Menschen einst in mühevoller Arbeit abgerungen haben, hat sich der Wald zurückerobert, die Dörfer, die Felder, die Gräber, die Jagdhütte am Krenbichel.

## 6.

Im Juni 1912 verliess Grossvater mit Frau und Kind Gottschee und übersiedelte nach Amstetten. Warum er gerade dorthin zog, lässt sich nicht mehr nachvollziehen, vermutlich spielte die Tatsache eine Rolle, dass Amstetten eine Kleinstadt war und er dem grossstädtischen Leben nichts abgewinnen konnte. Schon Graz war ihm zu gross. Beruflich wäre es für ihn naheliegend gewesen, sich in der steirischen Landeshauptstadt niederzulassen, in der er studiert hatte. Als Untersteirer und Mitglied der Grazer akademischen Burschenschaft Germania hatte er in Graz genug Freunde und Bekannte, die aus ähnlichen Verhältnissen stammten und ähnlich dachten wie er – deutschnational. Für einen jungen Rechtsanwalt bedeuten gute Beziehungen viel. Dazu waren es von Graz mit der Südbahn nur wenige Stunden nach Cilli und Tüffer, von Amstetten hingegen war das eine anstrengende Reise. Mit der Übersiedlung rückten das Elternhaus in Tüffer und die Jagdhütte am Krenbichel mit einem Mal in weite Ferne.

Möglicherweise war es in jenen Jahren in Amstetten auch leichter als anderswo, sich eine Existenz aufzubauen. Um die Jahrhundertwende war der grösste Ort im westlichen Niederösterreich von hektischer Aufbruchsstimmung erfasst worden, überall wurde gebaut, neue Strassen, eine moderne Brücke über die Ybbs, Schulen, Industriebetriebe, ein neuer Bahnhof. Die Stadt wurde ein wichtiger Bahnknotenpunkt, in dem viele Bahnbedienstete, Ingenieure, Arbeiter, Zugpersonal, Beschäftigung

fanden, unter ihnen Arbeitsuchende aus Böhmen und Mähren mit tschechischer Muttersprache. Gegen diese Zuwanderer protestierten die grossdeutschen Kreise, die schrill vor einer planmässigen Slawisierung der Stadt, ja ganz Niederösterreichs warnten. Die völkischen Vereine in Amstetten verzeichneten in den Jahren vor dem ersten Krieg regen Zulauf, der Deutsche Schulverein, der Turnverein Jahn, der Verband der deutschen Handlungsgehilfen, der Männergesangsverein Liederkranz. Der zur Förderung deutscher Schulen in der Untersteiermark in Graz ins Leben gerufene nationale Schutzverein Südmark unterhielt in der kleinen Stadt gleich zwei Ortsgruppen. Genährt wurden die nationalen Ängste durch das warnende Beispiel von Wien, wo es tatsächlich einen massenhaften Zustrom von Tschechen gab, dazu kam der gehässige Nationalitätenhader im Wiener Reichsrat, voran zwischen Tschechen und Deutschen, der zeitweise jede parlamentarische Arbeit blockierte. Das Versagen des Vielvölkerparlaments war eine der Ursachen für die Ablehnung des Parlamentarismus durch die Deutschradikalen, die ihn als morsches, obsoletes System abtaten, das es zu zerschlagen galt. In Amstetten hatte die Furcht vor Überfremdung allerdings keine realen Grundlagen, der deutsche Charakter der Stadt war nie bedroht. Bei der Volkszählung 1900 gaben von den 5670 Bewohnern lediglich 31 Böhmisch, Mährisch oder Slowakisch als Muttersprache an, von der Handvoll Tschechen und Slowaken, die in Amstetten wohnten, bis zu einer drohenden Slawisierung war es ein weiter Weg.

Grossvater fand rasch Anschluss an die grossdeutschen Kreise von Amstetten, die den Sprachgrenzdeutschen, wie er sich als Untersteirer trotzig nannte, als wackeren Bundesgenossen begrüsst. In Tüffer und Cilli hatte er reiche Erfahrungen gesam-

melt im Kampf der Deutschen gegen die Slawen, ein Kampf um die Sprache, um Ämter und berufliche Positionen, um die Schulen, die Wirtschaftshäuser und Läden, und er hatte auch die Tschechen kennengelernt, die in jenen Jahren besonders heftig gegen die Vorherrschaft der deutschen Sprache und Kultur protestierten.

Mit Ausbruch des Krieges wurden die nationalen Konflikte innerhalb der Monarchie zunächst in den Hintergrund gedrängt, nun ging es gemeinsam gegen Serben, Russen, Engländer, Franzosen. Bei Kriegsbeginn war Grossvater 34. Nicht mehr ganz jung für einen Mann mit Familie, der in einer fremden Stadt weit weg vom Ort seiner Herkunft, von Freunden und Bekannten einen neuen Start versuchte. Im September 1914 kam in Amstetten sein zweiter Sohn zur Welt. Ein Jahr später wurde er assentiert, auf seine Tauglichkeit gemustert, und zu seinem in Graz stationierten Regiment eingezogen.

Über den ersten Krieg hat Grossvater nie mit mir gesprochen. Er erzählte nur, dass er an der Südfront war. Die Italiener, sagte er, waren Verräter. So wie die Tschechen. Das sagte nicht Grossvater, sondern Grossmutter. Vielleicht auch der Onkel, der Bruder meines Vaters. Sie neigten alle zu kurzen, jedes Hinterfragen verbietenden Urteilen, mit denen sie mir die Welt erklärten. Die Amerikaner waren Schweine. Die Franzosen waren Schweine. Die Juden sowieso. So einfach war das. Die Tschechen waren Schweine, die haben unsere arme SS in Prag an den Füßen aufgehängt, sagte Grossmutter anklagend, als ich ankündigte, nach Prag fahren zu wollen. Ich war damals siebzehn. Ich weiss nicht, gegen wen sich die Anklage richtete, gegen mich, weil ich ausgerechnet Prag als Reiseziel gewählt hatte, oder gegen die verhassten Tschechen. Unsere arme SS. Mein Vater war bei der SS, aller-

dings nicht in Prag, Gott sei Dank. Erst viel später erfuhr ich, dass auch Grossvater bei der SS gewesen war. Ehrenhalber.

Von 1915 bis 1916 machte Grossvater Dienst bei einem Feldgericht an der Südfront, dann wurde er zum Heeresdivisionsgericht Graz versetzt. Dort war er bis September 1918 als juristische Hilfskraft und Schriftführer tätig. Seine Vorgesetzten bescheinigten ihm einen festen, ehrenhaften Charakter, grossen Fleiss, rasche Auffassungsgabe und gute Eignung zu selbständiger Arbeit. «Wäre als Offizier für den Justizdienst sehr gut geeignet», schrieb einer im September 1917 in einer Qualifikationsbeschreibung, doch da stand die Katastrophe schon vor der Tür.

Bei Kriegsende war Grossvater 38 und verbittert. Er rüstete ab als Oberleutnant und war heil und unversehrt, das war ein Segen, doch er gehörte einer Generation an, die viel verloren hatte, nicht nur den Krieg und ihre Ersparnisse, sondern auch ihre engere Heimat. Grossvater fühlte sich nach wie vor als Untersteirer, obwohl er von dort weggegangen war. Seine Welt hatte sich radikal verändert, war kleiner, schäbiger geworden. Ärmlicher. Die Untersteiermark und Krain wurden von Österreich abgetrennt, Tüffer, Gottschee und Laibach lagen plötzlich jenseits der Grenze. Das war jetzt alles slowenisch, nun waren die Slowenen, eben noch beschimpft als Pervaken und windische Hetzer, die Herren, und die Deutschen mussten sich ducken.

Im Oktober 1918 wurde in Zagreb der Staat der Slowenen, Kroaten und Serben ausgerufen, in Ljubljana wurde eine slowenische Nationalregierung gebildet. In den Wirren des zu Ende gehenden Krieges und der allgemeinen Auflösung herrschte Ungewissheit über die künftigen Grenzen, niemand wusste, was bei

Deutschösterreich bleiben, was zum neuen Slowenien kommen sollte. In Marburg/Maribor in der Untersteiermark übernahm ein slowenischer Major namens Rudolf Majster mit Soldaten seines Landsturmbereiches in einem Handstreich das Kommando über die dortige Garnison, in Graz erwog das Militärkommando, Truppen in Marsch zu setzen, um die zweitgrösste Stadt der Steiermark und ihr Umland für das geschrumpfte Österreich zu retten, doch die Soldaten waren kriegsmüde, und ihre Disziplin war zweifelhaft. Alliierte Kommissionen wurden ausgeschickt, um festzulegen, welcher Ort wohin gehören sollte.

Am 27. Jänner 1919 besuchte eine amerikanische Delegation Marburg, sie wurde von Rudolf Majster, inzwischen zum General befördert, empfangen. Deutsche Bewohner demonstrierten auf dem Hauptplatz für die Zugehörigkeit der Stadt zu Deutschösterreich. Die deutschen Vereine marschierten auf, der Deutsche Schulverein, der Marburger Turnverein, der Marburger Männergesangsverein mit seiner Fahne. In Marburg waren die Deutschen in der Mehrheit, das wollten sie zeigen. Als die amerikanische Delegation gerade im Narodni dom, dem slowenischen Haus, zu Mittag speiste, kam es zwischen Demonstranten und slowenischen Soldaten aus ungeklärter Ursache zu einem Gerangel, die Soldaten griffen zu den Waffen und schossen in die Menge, dreizehn Tote blieben auf dem Platz. Der «Marburger Bluttag» ging ein in die heroische Leidensgeschichte der untersteirischen Sprachgrenzdeutschen. Grossmutter sprach davon, als sei sie dabei gewesen, diese Untat konnte sie den Slowenen nie vergeben, obwohl sie mit Gewissheit keines der Opfer gekannt hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass Grossvater je vom «Marburger Bluttag» gesprochen hätte, aber vielleicht war ich damals noch zu klein

und er wollte mir nicht Angst machen mit schaurigen Geschichten, da erzählte er lieber von blutrünstigen Wölfen und angeschweissten Ebern, die ihm in den Dolinen des Hornwalds nach dem Leben trachteten.

Jener General Majster, den die Slowenen einen Volkshelden, die Deutschen einen windischen Verräter nannten, spielte auch in der Familiengeschichte eine gewisse Rolle. Grossvaters jüngerer Bruder Ernst – wie sich die Lebensläufe gleichen: Volksschule des Deutschen Schulvereins in Tüffer, Deutsches Gymnasium in Cilli, Deutscher Turnverein, Jusstudium in Graz, deutsche Burschenschaft, grossdeutsche Gesinnung – war nach dem Studium in die Untersteiermark zurückgekehrt. Er arbeitete als Konzipient eines bekannten deutschen Anwalts in Windischgraz/Slovenj Gradec. Daneben engagierte er sich im Turnverein, im deutschen Gesangsverein, im Deutschen Schulverein Südmark. Nach Kriegsende wurde der aktive Turner mit anderen Turnbrüdern auf Befehl von General Majster verhaftet, wieder freigelassen, um schliesslich neuerlich zur Fahndung ausgeschrieben zu werden. Es hiess, die deutschen Turner planten einen bewaffneten Aufstand gegen die slowenische Machtübernahme. Angeblich wurde auf den Kopf des Grossonkels sogar ein Preis ausgesetzt. Er musste ausser Landes flüchten. Mit Hilfe von gleichgesinnten Bahnbediensteten gelang es ihm, verkleidet als Heizer, auf einem Güterzug über die Grenze zu entkommen. Er war schon in jungen Jahren sehr kurzsichtig und trug, der damaligen Mode und seiner Stellung als angehender Rechtsanwalt entsprechend, einen Zwicker, den er auch auf dem Führerstand der Lokomotive nicht ablegte. Der Satz des Lokführers, mit dem er den verkleideten Akademiker auf diesen verräterischen Umstand hinwies, wurde im

Haus des Grossonkels in Amstetten gern schmunzelnd zitiert: «Herr Doktor, tun Sie, um Gottes willen, den Zwicker herunter, sonst glaubt Ihnen doch keiner den Heizer, und wir sind aufgeschmissen!»

Nach gelungener Flucht legte er in Graz die Anwaltsprüfung ab, dann ging er nach Amstetten, wo sich der ältere Bruder, mein Grossvater, niedergelassen hatte, in dessen Kanzlei er im Herbst 1919 eintrat. Die Kanzlei befand sich in der Wiener Strasse, im selben Haus wie der Gasthof Zur Stadt Wien, sie hatte sogar Telefon, die Nummer 46 von 70, die es in Amstetten gab. Die Brüder wollten sich rasch in der niederösterreichischen Kleinstadt integrieren. Grossvater betätigte sich in der evangelischen Gemeinde, die erst 1922 als selbständige Pfarrgemeinde anerkannt wurde, ebenso Grossmutter, kein evangelisches Fest, zu dem sie nicht selbstgemachte Bäckerei beigesteuert hätte. Daneben kümmerte sich die ehemalige Lehrerin auch um geistige Nahrung für die Gläubigen, in Form von Spenden für die evangelische Leihbücherei. 1924 meldete das *Evangelische Gemeindeblatt* von Amstetten stolz zwei Neuerwerbungen, Werke des aus der Untersteiermark stammenden Pfarrers Ludwig Mahnert, «Die Hungerglocke. Roman aus der steirischen Los von Rom Bewegung» und «Bis du am Boden liegst», ein Roman aus der Zeit der steirischen Gegenreformation. «Beide Bücher sollte jedes unserer Gemeindemitglieder gelesen haben und sie weiterverbreiten helfen», schrieb das *Gemeindeblatt*. Mahnert war ein rabiater Deutschnationaler und Slowenenhasser, der 1919 aus Marburg flüchten musste. An die «Hungerglocke» kann ich mich erinnern, die bekam ich von Grossmutter im Alter von zehn Jahren zu lesen. Ich nehme an, dass sie Ludwig Mahnerts Werke der Leihbücherei gespendet hatte.

1925 wurde Grossvater zum Kurator der evangelischen Gemeinde gewählt. Politisch fand er eine Heimat in der Grossdeutschen Volkspartei, die einen rassistischen Antisemitismus vertrat und den Anschluss Österreichs an Deutschland verlangte. Der jüngere Bruder war auch in Amstetten im Deutschen Turnverein aktiv, Reckturnen, Scharlieder, Keulenschwingen mit Musikbegleitung. Die gemeinsame Kanzlei im Haus des Gasthofs Zur Stadt Wien war klein, doch es ging aufwärts, die Brüder machten sich einen Namen. Ihre stramm deutschnationale Einstellung war dabei nicht hinderlich, es gab genug einflussreiche Deutschnationale in Amstetten, einige waren auch in der evangelischen Gemeinde aktiv. In späteren Jahren trennten sich die Wege der Brüder, sie verfeindeten sich aus mir unbekanntem Gründen, blieben jedoch beide als Anwälte in Amstetten, die Häuser lagen nur wenige Minuten voneinander entfernt.

Als Kind verbrachte ich viele Wochen im Amstettner Haus des Grossonkels und in seinem kleinen Landhaus an der Donau, umsorgt und umhütselt von seiner erwachsenen Tochter und seiner Frau, die ich liebevoll Tante Michi nannte. Ich war so etwas wie die lebende Verbindung zwischen den zerstrittenen Familien. Einen Teil der Ferien war ich bei der Grossmutter, dann wurde ich ins Haus des Grossonkels geschickt, mein drittes Zuhause. Das erste war in Linz, die Mutter, der Vater, der in Wahrheit mein Stiefvater war, der Bruder, die Schwester, eigentlich Halbgeschwister, doch darüber wurde nicht gesprochen, das war bedeutungslos. Der Stiefvater war Kunstmaler von Beruf und Gärtner aus Passion, eine Leidenschaft, die ich von ihm geerbt habe. Er gab mir nie zu spüren, dass ich das Kind eines anderen war, des-

sen Familie in Amstetten lebte und ebenfalls Anspruch auf mich erhob. Wenn ich von Linz nach Amstetten fuhr, liess ich die Linzer Familie buchstäblich hinter mir, die kurze Bahnreise genügte, mich alles vergessen zu lassen, unser Haus, auf einer Anhöhe über der Stadt gelegen, den Garten mit den alten Obstbäumen, das war wie weggewischt, sobald ich meine Grossmutter am Bahnsteig erblickte. Dann war da nur mehr Amstetten, die Grosseltern und der Grossonkel mit seiner Frau, die mich irgendwie teilten, ein paar Wochen hier, ein paar Wochen dort, wie sie das abmachten, weiss ich nicht. Ich hatte an dem Arrangement nichts auszusetzen, ich liebte alle und wurde von allen geliebt, ja mit Liebe überschüttet. Wenn ich beim Grossonkel war, sah und hörte ich nichts von der Grossmutter, obwohl sie nur eine Strasse weiter wohnte. Ich hatte die Gabe, Dinge und Menschen auszublenzen.

Die Wohnung im Haus des Grossonkels war geräumig und für damalige Verhältnisse geradezu luxuriös eingerichtet. Im Badezimmer gab es sogar ein Bidet, dessen Verwendungszweck mir lange Zeit verborgen blieb. Im Gang stand ein hoher, fest verschlossener Schrank mit Gewehren, die ich oft durch die Glastür sehnsüchtig anstarrte. Auch ich empfand die Faszination der Waffen, lag die im Blut? Ich kann mich nicht erinnern, je eines berührt zu haben, obwohl ich, wenn ich an die Jagdgewehre denke, den Geruch von Waffenöl in der Nase spüre, und im Haus des Grossvaters gab es damals keine Gewehre mehr, die solches Öl benötigt hätten. Die Jagdzeit des Grossonkels war wohl auch schon lange vorbei, als Beweis früherer Erfolge hingen Rehkriekel und Hirschgeweihe an den Wänden. Im Zimmer, das ich bewohnte und das eigentlich dem in Wien studierenden Sohn gehörte, war die Wand über dem Bett übersät mit ausgestopften

Tieren, eine ganze in unterschiedlichen Bewegungen erstarrte Menagerie, ein Marder, sprungbereit auf einem Ast sitzend, ein Eichkätzchen, einen Zapfen in den Pfoten haltend, ein Uhu, eine Schnepfe, ein Habicht, die Schwingen weit ausgebreitet, ein Wie-dehopf, die toten Tiere starrten mit kalten Glasaugen auf mich herunter. Vermutlich gehörten auch die Spielsachen und Kinderbücher, die bei meinem Grossonkel auf mich warteten, seinem Sohn. Besonders faszinierte mich ein grosses Kriegsspiel, verwahrt in einer festen Schachtel: aus Sperrholz ausgeschnittene Soldaten in der Uniform der deutschen Wehrmacht, Handgranaten werfend, im Liegen und Stehen schiessend oder vorwärts stürmend, den Karabiner im Anschlag, dazu gab es Blechpanzer zum Aufziehen, die beim Fahren Funken spuckten und knatternde Geräusche von sich gaben, die wie Schüsse klingen sollten, Mannschaftswagen, Kanonen, sogar Bomben, in zwei Hälften geschnittene Bleikugeln, in die man eine Knallkapsel steckte – wenn man die Bombe fallen liess, krachte es. An Flugzeuge, mit denen man die Spielzeugbomben hätte abwerfen können, habe ich keine Erinnerung, auch nicht an feindliche Soldaten, Engländer, Russen, die man mit den Sperrholz-Landsern hätte niedermachen können. Das Kriegsspiel wurde nur selten für mich hervorgeholt, nur zu besonderen Anlässen.

Schon als Kind war mir bewusst, dass der Grossonkel, ein gewaltiger Mann mit einem grossen, kugelrunden Kopf und glänzender Glatze, in der Familie grossen Respekt genoss, ja gefürchtet wurde. Dementsprechend scheu trat ich ihm gegenüber, doch zu mir war er immer freundlich. Geradezu abgöttische Liebe bezeugte er seinem Hund, einem kleinen glatthaarigen Tier, halb Foxl, halb Terrier, Bibi gerufen. Der Grossonkel ass allein, abge-

sondert von der übrigen Familie – oder spielt mir hier die Erinnerung einen Streich, ist das eine Projektion der Distanz, die er für mich ausstrahlte? – im Speisezimmer, mit dem Hund, den er mit Biskotten und Schlagobers verwöhnte, so dass Bibi im Verlauf der Jahre zu einer kläffenden Walze wurde, mit winzigem Kopf und spindeldürren Beinchen. In Erinnerung ist mir die Sprache des Grossonkels, die der des Grossvaters ähnelte, im Klang, in manchen Worten, Phrasen, die sie aus der Untersteiermark mitgebracht und nie abgelegt hatten. Wenn er wissen wollte, wie spät es war, fragte er, wieviel haben wir es auf der Uhr?

Im Garten hinter dem Haus gab es lange Jahre, eine besondere Attraktion für mich, eine mächtige Fliegerbombe, die zur Hälfte im Boden steckte, in einer Ruine, die vielleicht einmal ein Gartenhaus gewesen war; die bauchige dicke Stahlwand war ausgebeult und zerrissen, allerdings nicht in zahllose Splitter, so dass der Sprengkörper ganz geblieben war, ein rostiges Denkmal der Vernichtung, das irgendwann in meiner Abwesenheit wegeräumt wurde, zusammen mit den Resten des zerstörten Gebäudes. Es gab noch ein weiteres Kriegsrelikt im Garten, das allerdings unsichtbar blieb, eine Schildkröte, ich glaube, sie hiess Goggi, die angeblich während der Bombardierung verschwunden und nie wieder aufgetaucht war. Keiner konnte sagen, ob sie durch den Luftdruck oder herumfliegende Trümmer getötet worden war, oder ob sie sich, nach Schildkrötenart, eingegraben hatte und nicht mehr hervorkam. Ich weiss noch, dass ich jedesmal den Garten absuchte, in der Hoffnung, die mir nur aus Erzählungen bekannte Schildkröte zu finden, oder wenigstens ihren Panzer, den ich gern besessen hätte.

## 7.

Als ich die Reise nach Prag plante, war ich siebzehn. Das war im Jahre 1961, der Kalte Krieg steuerte seinem Höhepunkt zu. Die Pragreise markierte den Beginn meiner Entfremdung von der Grossmutter. Prag, das war ein Tabubruch, ein Verrat an den Werten, an die sie glaubte und an die ich als Sohn meines Vaters ihrer Ansicht nach auch glauben sollte. Nachdem es ihr nicht gelungen war, mich mit dem Hinweis auf unsere arme SS, die man in Prag an den Füßen aufgehängt hatte, von den Reiseplänen abzubringen, versuchte sie es mit behutsamer Bestechung. Sie schlug mir vor, statt nach Prag zu fahren, eine deutsche Städtereise zu unternehmen, Nürnberg, Speyer, Heidelberg, Weimar, Dresden, die prachtvollen deutschen Städte, Zeugnisse deutscher Baukunst, Perlen deutscher Kultur, eine solche Reise wolle sie gern bezahlen. Dass Weimar und Dresden im kommunistischen Ostdeutschland lagen, übersah sie grosszügig. In der Regel vermied sie es, in Gesprächen mit mir den toten Vater ins Spiel zu bringen, doch nun griff sie in ihrer Verzweiflung zu diesem Mittel. Vater habe in meinem Alter eine Reise durch deutsche Städte unternommen, sagte sie, er habe sogar bei der Matura eine Arbeit über eine deutsche Stadt vorgelegt, Köln als wirtschaftliches Zentrum im deutschen Westen. Das liess mich kalt, ich fand dieses Thema langweilig, sofort erfasste mich eine Aversion gegen alle deutschen Städte, zuvorderst gegen Köln.

Mein Vater hatte das humanistische Gymnasium in Wels absolviert, eine mittlere Stadt in Oberösterreich, südlich von Linz.

Tatsächlich hatte er zur Matura eine Hausarbeit über Köln vorgelegt, die mit Gut beurteilt wurde. Sonst war er, nach dem Reifezeugnis zu schliessen, ein eher mässiger Schüler, nur in Turnen und im Freifach Singen wurden seine Leistungen mit Sehr Gut benotet.

Im Herbst 1929 ging er nach Graz, zum Studium der Rechtswissenschaften, wie zuvor sein Vater und dessen Bruder. Wie diese trat er im selben Jahr in die Burschenschaft ein, natürlich in die Grazer Germania. Nach erfolgreich geschlagener erster Mensur wurde er geburscht, das heisst vom Fux zum vollen Mitglied befördert. Man hielt auf Tradition. Die Grazer Jahre, an der Universität und in der Burschenschaft, waren für ihn ebenso prägend wie für meinen Grossvater. Ein wichtiges Glaubenselement der völkischen Korporationsstudenten war der Antisemitismus. Die Juden sind schuld an allem Unglück Sie haben sich gedrückt im Krieg, haben mit Schiebereien Vermögen verdient, während die deutschen Volksgenossen kämpften und litten. Burschenschaftlern war jeder Kontakt zu Juden untersagt, diese wurden für nicht satisfaktionsfähig erklärt, jüdische Kommilitonen wurden geschnitten oder, wenn sich Gelegenheit bot, verprügelt. Die Universität Graz, eine Grenzfestung deutscher Wissenschaft, eine Kaderschmiede des Deutschnationalismus, später des Nationalsozialismus. Das galt für die Studenten ebenso wie für den Lehrkörper.

Der Zusammenbruch der Monarchie hatte die Steiermark in ihrem Lebensnerv getroffen, ein Drittel des Landes war abgetrennt, dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen zugeschlagen worden, wichtige Verkehrsverbindungen waren zerrissen. Die meisten Österreicher, nicht nur die Deutschnationalen, sahen im Anschluss an Deutschland die einzige Hoffnung für ihr

wirtschaftlich zerrüttetes Land, das keiner für lebensfähig hielt. In der Steiermark waren die mit dem Anschluss verknüpften Hoffnungen womöglich noch grösser als anderswo. Umso heftiger war die Entrüstung, die das Anschlussverbot der Siegermächte erregte. Viele Steirer sahen in einer Vereinigung mit Deutschland auch eine Chance, den jungen Staat der Südslawen in Schach zu halten, den sie als Bedrohung empfanden. Die Konflikte um die Grenze im Süden, um Orte wie Marburg und Radkersburg, dienten als Anlass zur Schaffung paramilitärischer Formationen, die auch gegen innere Feinde rüsteten, gegen die Roten, die Gefahr einer marxistischen Revolution.

Die Grazer Studenten spielten in den steirischen Heimwehrguppen, aus denen der Steirische Heimatschutz hervorging, eine führende Rolle. Der Steirische Heimatschutz war die grösste und radikalste Gruppierung innerhalb der österreichischen Heimwehrebewegung, in der Ausrichtung grossdeutsch, für den Anschluss. Führer war der Judenburger Rechtsanwalt Walter Pfriemer, geboren in Marburg, Jusstudium in Graz, Burschenschaft Ostmark, aktiv in reaktionären Organisationen wie dem Schulverein Südmark. 1929 häuften sich die Zusammenstösse zwischen Heimatschützern und Linken, vornehmlich Mitgliedern des Sozialdemokratischen Republikanischen Schutzbundes, es gab Verletzte und Tote.

Im November 1929 wurde Gerhard Bast an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz immatrikuliert, im selben Monat veranstalteten die Heimwehren einen grossen Aufmarsch in Graz, der Heimatschutz schneidig voran. Mein Vater marschierte mit, er war seit vier Wochen Mitglied. Für Grazer Burschenschafter war es beinahe Pflicht, sich zum

Studentenbataillon des Steirischen Heimatschutzes zu melden, in dem sie eine militärische Grundausbildung erhielten.

Ein Foto, Graz 1930, zeigt meinen Vater mit einem Freund, sie flanieren Arm in Arm durch die Stadt, es ist kalt, sie tragen Wintermäntel, Handschuhe, Hüte und Spazierstöcke, zwei elegante junge Herren, sorglose Dandys. Er genoss die Studentenzeit, den Abstand zum kleinbürgerlichen Amstetten, zum strengen Elternhaus, die Ausflüge mit Freunden, Bergsteigen, Klettern, Schitouren, das burschenschaftliche Leben, die Bierkneipen, er hatte Erfolg bei den Mädchen, ein fescher junger Mann, sportlich, braungebrannt, lustig. Manchmal ein Bruder Leichtfuss. Es war die Zeit der Wirtschaftskrise, doch die Kanzlei in Amstetten lief gut. Einmal kam Grossvater nach Graz, um Nachschau zu halten, dem Sohn ins Gewissen zu reden. Der holte ihn ab von der Bahn, in Begleitung von Freunden. Schon am Perron kam es zum Streit, beide waren dickschädelig, aufbrausend. Der alte Herr wurde wütend und begann zu schimpfen, sie bekamen rote Köpfe, wurden laut, die Stirnadern schwellen, bis Grossvater zornig kehrtmachte und in den nächsten Retourzug stieg, der im Bahnhof stand. Das mitgebrachte Monatsgeld warf er auf den Perron, dann knallte er das Fenster zu. Mein Vater setzte sich mit den Freunden an einen Tisch der Bahnhofsrestauration, sie bestellten Bier, winkten dem schäumenden alten Herrn zu, angeblich warfen sie sogar leere Biergläser in seine Richtung, aber das ist möglicherweise eine spätere Ausschmückung der Geschichte, von der ich nicht mehr weiss, wer sie mir erzählt hat.

Andererseits zeigten die jungen Leute neben ihrer sorglosen, fröhlichen noch eine andere, düstere Seite. Sie hatten gelernt zu hassen, was sie umgab, den neuen, mickrigen Staat, den demo-

kratischen Parlamentarismus und die politischen Parteien, die Pfaffen und die Bolschewiken, die Kapitalisten und die Juden, die ausländischen Mächte, die Österreich den Anschluss an Deutschland verboten, die Slowenen, die uns die Untersteiermark geraubt hatten, sie wollten die Gesellschaft von Grund auf umkrepeln, umstürzen, die staatlichen Institutionen zerschlagen, alles sollte sich einem starken Führer unterordnen. Bedingungsloser Gehorsam im Dienst der deutschen Volksgemeinschaft. Glaube an das Volkstum. Völkische Einheit und Reinheit. Dafür waren sie bereit, sich fanatisch und kompromisslos einzusetzen, politische Gegner, Andersdenkende, Christlichsoziale, Rote zu bekämpfen, wenn nötig bis aufs Blut, ohne Rücksicht auf Verluste oder staatliche Gesetze.

1930 besuchte mein Vater Kocevje, vielleicht begleitete er Grossvater zur Jagd, er war selber ein passionierter Jäger. Auf einem Foto ist er mit einem Freund zu sehen, es könnte derselbe sein, mit dem er durch Graz flanierte, die Aufnahme ist zu klein, um das zu erkennen, möglicherweise war der Freund in Gottschee zu Hause. Sie stehen eingehängt in einem Garten, im Hintergrund erkennt man eine hohe Ziegelmauer. Beide sind gekleidet wie für einen Ball, dunkle Anzüge mit weissen Stecktüchern, der eine trägt eine Krawatte, der andere eine Fliege; sie lächeln selbstsicher, fröhliche junge Männer, kleinstädtische Stutzer, gleich werden sie ein paar hübsche Mädchen zum Tanz auffordern.

Am 12. September 1931 unternahm Walter Pfrimer mit bewaffneten Verbänden des Steirischen Heimatschutzes einen Putsch. Sie blockierten die wichtigsten Verkehrswege in der Obersteiermark und besetzte viele Orte. Der Rechtsanwalt aus Ju-

denburg, ein massiger, kahlgeschorener Mann, rief sich zum neuen Staatsführer aus. Der Putsch konnte vom Bundesheer beinahe kampflos unterdrückt werden, er fand in der Bevölkerung kaum Unterstützung, auch die anderen Heimwehrorganisationen blieben untätig. Pfrimer floh ins Ausland, nach Jugoslawien, ausgerechnet nach Maribor, seiner Geburtsstadt. Ich glaube nicht, dass Vater am Putsch beteiligt war, jedenfalls wurde er nicht verhaftet, nicht einmal angezeigt. Er trug sich damals wohl schon mit dem Gedanken, vom Heimatschutz zu den Nazis zu wechseln. Ideologisch unterschieden sich die beiden Formationen nicht wesentlich voneinander, beide waren deutschnational, radikal antidemokratisch, antisemitisch. 1931 verstärkte die NSDAP (Hitlerbewegung) – der Zusatz in Klammer war nötig, um sie von anderen, verfeindeten nationalsozialistischen Splittergruppen zu unterscheiden – in der Steiermark ihre Propagandatätigkeit. Bei den deutschen Wahlen im September 1930 hatte die NSDAP mit sechs Millionen Stimmen einen grossen Erfolg verbuchen können. Der Triumph in Deutschland war auch für Österreich ein zugkräftiges Argument. Besonders intensiv warben die Nazis unter den Studenten. Versammlungen. Plakate. Flugzettel. Geschwollene Phrasen in der in Graz erscheinenden Zeitung der steirischen Nationalsozialisten, *Der Kampf*.

«Der Student im Braunhemd ist eisern gewillt, alle Widerstände zu brechen und all seine Arbeit ganz in den Dienst eines neuen, deutschen Deutschlands zu stellen.»

«Gerade der nationalsozialistische Student sieht, heute wieder eingeschlossen in das Volksganze, mit innerer Gläubigkeit seine kommende Mission, Fahnen Träger einer Zukunftsidee, Führer ei-

ner Kampfzeit zu werden, deren Ziele sich mit der Entwicklung ins Nationalsoziale umgewertet haben.»

Der gescheiterte Putsch bot den Nationalsozialisten willkommene Gelegenheit, unter den frustrierten Heimatschützern zu werben. Im *Kampf* erschien ein an sie gerichteter Aufruf:

«Kommt zu Adolf Hitler! Werdet Nationalsozialisten!»

Am 30. Oktober 1931 folgte mein Vater diesem Ruf und trat in Graz der NSDAP bei, er bekam die Mitgliedsnummer 612.972. Von zu Hause hatte er deswegen keine Vorwürfe zu erwarten. Grossvater war schon im August desselben Jahres in die Nazipartei eingetreten, er hatte die Mitgliedsnummer 514.334 erhalten. War die zeitliche Nähe der Beitritte Zufall oder folgte der Sohn dem Beispiel des Vaters?

Wenn ich mir diese Frage stelle, denke ich oft an die Familie Kaltenbrunner, die gewisse Ähnlichkeiten mit meiner Familie väterlicherseits aufweist. Hugo Kaltenbrunner, der Vater des späteren Chefs des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), Ernst Kaltenbrunner, wurde 1875 in einer oberösterreichischen Kleinstadt geboren, mein Grossvater war Jahrgang 1880; beide studierten in Graz Jus, waren Burschenschafter, der eine Armine, der andere Germane, wurden Rechtsanwälte; die Söhne folgten den Vätern nach, Jusstudium in Graz, Burschenschaft, Heimwehr, NSDAP, SS. Ein wichtiger Unterschied: Hugo Kaltenbrunner hatte sich nicht, wie mein Grossvater, schon in frühen Jahren begeistert den Nationalsozialisten angeschlossen, sondern eine gewisse Distanz gewahrt. Die Familie Kaltenbrunner stammte übrigens aus Linz, wo auch ich aufwuchs. Im Mai 1931 hatte Hildegard Gfrerer, meine Mutter, dort den Bankbeamten und Kunstmaler Hans Pol-

lack geheiratet, dessen Namen ich trage. Die Familien waren nicht befreundet, doch man kannte einander.

Mein leiblicher Vater war beim Parteieintritt noch keine 21, Grossvater immerhin 51. Er wählte (wie Hugo Kaltenbrunner) nach dem ersten Krieg die Grossdeutsche Volkspartei, die aus dem Zusammenschluss verschiedener deutschnationaler, antisemitischer Parteien hervorgegangen war. Was veranlasste den gut-situierten Amstettner Anwalt Rudolf Bast, die sicheren Geleise der Bürgerlichkeit zu verlassen und sich den Nazis anzuschliessen, geifernden Radaubrüdern, die allerdings zunehmend an Einfluss gewannen?

Ich weiss es nicht, ich habe Grossvater nie gefragt, dazu war ich zu jung. Er starb 1960 und war in den letzten Jahren kaum mehr ansprechbar, eine Folge seiner Trunksucht. Ich habe auch Grossmutter nie gefragt, ich habe damals überhaupt niemanden gefragt, nicht weil ich mich nicht getraut hätte – es gab bei uns so etwas wie eine schweigende Übereinkunft, keine persönlichen Fragen zu stellen.

Als Grossvater nach dem Krieg verhaftet wurde, lieferte er eine hanebüchene Erklärung für seinen frühen Eintritt in die NSDAP und die damit verbundene niedrige Parteinummer. In Wahrheit sei er erst im April 1938, nach dem «Anschluss», eingetreten. Er habe am Tag nach dem Beitritt im Bräustüberl in Amstetten seinen Namenstag gefeiert, da sei der damalige Leiter der NSDAP Amstetten, Wolf Mitterdorfer, dazugekommen, um den vierteljährlichen Parteibeitrag von ihm zu kassieren, 3,90 Schilling. Er habe Mitterdorfer, sagte Grossvater, zehn Schilling gegeben, der habe erklärt, mit diesem Betrag könne er ihn rückwirkend zum illegalen Parteimitglied machen, darauf habe er ihm, in einer Weinlaune, 100 Schilling gegeben.

Wenn man diesen Betrag zeitlich aufteile, komme man genau auf das Eintrittsdatum im August 1931. Die frühe Parteimitgliedschaft sei also erfunden, er habe sich nie für die verbotene Partei betätigt, sei nie ein Illegaler gewesen. Alles nur eine Weinlaune, eine besoffene Geschichte.

Am 18. Jänner 1932 trat der Student Gerhard Bast in Graz in die SS ein, Standarte 38. Er bekam die SS-Nummer 23.064. Das geht aus einer Kartei-Abschrift in seinem SS-Akt hervor, in einem beiliegenden Lebenslauf schreibt er jedoch, er sei am 30. Oktober 1931 gleichzeitig der Partei und der SS beigetreten. Das ist schon möglich, bürokratische Genauigkeit zählte damals noch nicht zu den Stärken der Nationalsozialisten, das kam erst später. Heinrich Himmler wollte aus der SS die rassistische und politische Elite des kommenden Staates machen, einen neuen Adel, eine verschworene Gemeinschaft von Männern rein arischen Blutes mit pseudogermanischen Ritualen, Insignien und schwarzer Uniform mit dem Totenkopf an der Mütze und der doppelten Siegrune am Kragenspiegel, einen düsteren Orden von Übermensch. In der Steiermark gab es zu jener Zeit nur in den Hochschulstädten Graz und Leoben Organisationen der SS, insgesamt waren sie ein kleiner Haufen, Studenten, Arbeiter, kleine Angestellte, viele waren arbeitslos. Eine richtige Uniform konnten sich die wenigsten leisten. In Graz hatte die SS rund dreissig Mitglieder, die sich im Gasthaus Zum Roten Turm in der Herrngasse trafen, bei der sogenannten «Naziwirtin». Im Gegensatz zur österreichischen NSDAP, die eine eigene Leitung besass, war die österreichische SS direkt dem Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, unterstellt. Die Versammlungen der Grazer Nazis fanden meist im Saal der

Steinfelder-Bierhalle statt, im Bierdunst fühlten sie sich genauso wohl wie die Burschschafter. Sie entfalteten eine rege Tätigkeit, organisierten Vorträge und Diskussionen – «Sitzplätze sichern! Juden Eintritt verboten!» –, Filmvorführungen, Sammlungen für notleidende Parteigenossen, Wanderungen, Schikurse und Sonnwendfeiern. Die SS wurde, ihrem Namen gemäss, als Schutzstaffel für eigene Versammlungen eingesetzt oder um die Veranstaltungen politischer Gegner zu stören. Es gab laufend Prügeleien, vor allem mit Anhängern des Republikanischen Schutzbundes.

Im Juli 1932 wurde mein Vater vom Bezirksgericht Graz wegen Übertretung nach §411 StG, vorsätzliche körperliche Beschädigung bei Raufhandel, zu zehn Schilling Strafe verurteilt. Eineinhalb Wochen später wurde ihm ein Waffenpass ausgestellt, für ein Jagd- und ein Flobertgewehr. Den Waffenpass hatte er vorsorglich nicht in der Steiermark beantragt, sondern im heimatischen Amstetten. Im Jänner 1933 liess er den Waffenpass auf eine Pistole unter 18 Zentimeter Länge erweitern.

1932 übernahm er, neben dem Dienst in der SS, in der Burschenschaft Germania die Aufgaben eines Fechtwarts, wie dreissig Jahre zuvor Grossvater, er schlug Messuren, ging bergsteigen, unternahm ausgedehnte Schitouren, fuhr zur Jagd nach Gottschee, legte die rechtshistorische Staatsprüfung ab, mit genügendem Erfolg, dass er überhaupt zum Studieren kam, erscheint bemerkenswert.

Graz war in jenen Jahren ein unruhiger Boden, die Zusammenstösse zwischen Nationalsozialisten und Sozialdemokraten oder Kommunisten wurden zunehmend brutaler, beide Seiten versuchten, die Auseinandersetzungen für sich auszuschlachten. Im September 1932 kam in Graz ein achtzehnjähriger Student,

SS-Mann und Burschenschafter, bei einer Schlägerei ums Leben – «Rotmord fordert in Graz ein Todesopfer. SS-Mann August Assmann von Marxisten erstochen», titelte *Der Kampf*. Das Begräbnis wurde zu einer grossen Propagandakundgebung. An der Spitze marschierte die SS, gefolgt von der Hitler-Jugend, der SA-Musik, einer Fahnenkompanie mit Hakenkreuzfahnen, dann kamen die Kranzträger, voran der von Adolf Hitler geschickte riesige Kranz mit Rosen und Vergissmeinnicht, der Leichenwagen, flankiert von SS-Männern mit brennenden Fackeln und Burschenschaftern in vollem Wuchs, Abordnungen der Deutschen Turner, des Alldeutschen Vereines Schönerer, des Frontkämpferbundes, des Heimatschutzes. *Der Kampf* berichtete über einen nach vielen Tausenden zählenden Trauerzug:

«Als der Zug im Friedhof angekommen war, war es schon Nacht geworden, der Mond warf seinen fahlen Schein wie auf den gespenstigen Trauerzug nach dem Iode Jung-Siegfrieds, und düster flackerten die Fackeln der S.S.-Männer.»

Die Nationalsozialisten hatten eine Vorliebe für schwülstiges Pathos und theatralische Inszenierungen. Die SS schrieb man damals noch mit Punkten und lateinisch, ohne Runen – offenbar verfügte die Druckerei des Grazer Parteiblattes nicht über die erforderlichen germanischen Zeichen.

Es war eine Kundgebung der Stärke, der Macht, ein erster Vorgeschmack auf die fanatisierten Massen, die Graz wenige Jahre später den vom Führer verliehenen Titel «Stadt der Volkserhebung» eintragen sollten. Ein bevorzugtes Mittel der Nationalsozialisten, um Aufmerksamkeit zu erregen und Unruhe zu stiften, waren Papierböller, mit Schwarzpulver gefüllte Schachteln,

versehen mit einer Lunte, die geworfen oder an öffentlichen Plätzen deponiert wurden. Von Böllern zu mörderischen Sprengstoffanschlägen war es nicht weit. Als im Mai 1933, vier Monate nach Hitlers Machtergreifung in Deutschland, der bayerische Justizminister Dr. Hans Frank Graz besuchte, wurden Polizei und Militär aufgeboten, um Sympathiekundgebungen zu unterdrücken. Die Nazis randalierten, schmissen Papierböller und liessen vor dem Gasthaus Zum Roten Turm, Treffpunkt der Grazer SS, ein lebendes Schwein frei, dem sie mit roter Farbe die Namen Dollfuss und Vaugoin, der Minister für Heereswesen, aufgemalt hatten.

Im Juni 1933 erreichte der nationalsozialistische Terror seinen Höhepunkt. In der Nähe von Krems an der Donau warfen SA-Männer Handgranaten in eine Kolonne von Hilfspolizisten, das Attentat forderte einen Toten und viele Verletzte. Die Regierung Dollfuss nahm den Anschlag zum Anlass, um die NSDAP in Österreich zu verbieten, gleichzeitig erklärte sie den Steirischen Heimatschutz für aufgelöst. Nach dem Verbot wurden überall im Land führende Nationalsozialisten verhaftet, vielen gelang die Flucht nach Deutschland, wo sie in die in Bayern aufgestellte «Österreichische Legion» eintraten.

In diesem Sommer fuhr Vater nach Lasko, zu Tante Pauline und Onkel Drolc, der in der Hauptpfarrkirche die Orgel spielte und den Chor leitete. Der Student aus Graz hatte den Kopf kahl rasiert, so dass man die Schmissnarben sah, die sich wie weisse Furchen über den Schädel zogen; er war 22, schaute jedoch wesentlich älter aus. Sie unternahmen Wanderungen in die Hügel des Tüfferer Zuges, durch Buchen- und Kastanienwälder, vorbei an kleinen Bauernhöfen, deren Besitzer eigenen Wein aus-

schenkten, stiegen hinauf zur verfallenen Burg, von der man über das ganze Sanntal schauen kann, und tranken Bier in der Gaststätte Horiak, die schon seit Jahren Henke hiess. Es war ein heisser, regenarmer Sommer, die Luft stand in den engen, staubigen Gassen des ruhigen Ortes, und die Landleute sagten, dass es einen guten Wein geben werde und eine reiche Kastanienernte.

## 8.

Das Haus der Grosseltern in der Preinsbacher Strasse in Amstetten war ein zweistöckiger Gründerzeitbau mit einem Türmchen am Dach, in dem Tauben ein- und ausflogen. Ich erinnere mich an das kühle Halbdunkel im Stiegenhaus und an den stilisierten gusseisernen Löwenkopf mit dem weit aufgerissenen Maul, der den Antrittspfofen der Stiege krönte. Ich weiss noch, dass ich ihm manchmal, eine billige Mutprobe, einen Finger ins Maul steckte und jedesmal froh war, dass er nicht zubiss. Im Mezzanin war Grossvaters Kanzlei, im ersten Stock die Wohnung, im Stock darüber wohnte ein Mann, den Grossmutter voll Verachtung den «Kommunisten» nannte, als sei dies alles, was man über so einen Menschen sagen könne, und das sei wahrscheinlich zuviel. Der Mieter war nach 1945 vom städtischen Wohnungsamt in das Haus eingewiesen worden, dessen Eigentümer, die Grosseltern, aus Angst vor den Russen geflohen waren. Und nach ihrer Rückkehr konnten sie ihm nicht kündigen, weil er sich ordentlich behnahm und die Miete bezahlte.

Direkt neben dem Haus floss ein kleiner Bach, der lang vor meiner Zeit in ein tiefer gelegenes, gemauertes Bett gesperrt worden war, aus dem er nur bei Hochwasser ausbrach und Strasse und Keller überschwemmte. Zwischen Haus und gemauertem Bach trog war ein schmaler Streifen, knapp einen Meter breit, auf dem Grossvater Blumen züchtete, Feuerlilien, Dahlien, Löwenmaul, Rosen; meine Riviera nannte er die üppig blühende Pracht.

Irgendwie wirkte er verloren, der breite Mann mit dem borstigen kleinen Schnurrbart, Fliege genannt, wie er da in seinen Blumen stand, in einem Beet, so schmal, dass er sich kaum umdrehen konnte, stets gekleidet, als wolle er im nächsten Moment zur Jagd aufbrechen. Steirerhut, Lodenjanker, Knickerbocker, dicke Wollstutzen, Haferlschuhe, im Herbst und Winter trug er über der Jacke einen graugesprenkelten Überrock, einen sogenannten Schladminger. In einer kleinen Tasche der Knickerbocker steckte ein Taschenmesser, das er in einer Hülle aus weichem grauem Rauleder verwahrte. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je in langen Hosen gesehen zu haben.

In der Preinsbacher Strasse, nicht weit von den Grosseltern, lag das Bezirksgericht mit dem daran angeschlossenen Gefangenenhaus, dessen vergitterte Fenster auf unser Haus schauten, dazwischen war eine verkrautete Wiese, die den Hunden der Gegend gehörte. Nach 1945 beherbergte das Bezirksgericht die sowjetische Kommandantur: Links und rechts vom Eingang hingen zwei monumentale, von Glühlampen gesäumte Bilder von Lenin und Stalin, darüber ein grosser, fünfzackiger roter Stern. Unter dem ungleichen Brüderpaar, Max und Moritz mit Schnauzbart und Glatze, wachten russische Soldaten in schmutziggrünen Uniformjacken, deren Schösse, zusammengeschnürt von der Koppel, wegstanden wie die Röckchen von Ballerinen, obwohl die Soldaten mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln, die beim Marschieren aufs Pflaster knallten, sonst nicht gerade tänzerisch wirkten. Über dem Rücken trugen die Torwachen Maschinenpistolen mit runden Magazinen und auf dem Kopf ein Schiffchen mit dem roten Stern. Grossvater kam gut aus mit den Russen, er redete Slowenisch, sie Russisch, dobar dan, sdrastwujte, zivio. Er war im

Herbst 1950 nach Amstetten zurückgekehrt, da hatte die russische Besatzung für ehemalige Nationalsozialisten schon viel von ihrem Schrecken verloren.

Im Gefangenenhaus sassen, so erzählte Grossmutter, die Leute, die von den Russen verhaftet wurden – unschuldig, fügte sie hinzu. Die kamen alle nach Sibirien. In Lager in Eis und Schnee. Unverschuldet, sagte sie, nur weil sie denunziert wurden, von den Kommunisten, den Roten. So wie in der sogenannten Systemzeit die Nazis, unsere Leute, wie Grossmutter sie nannte, die auch im Gefangenenhaus eingesessen waren, allerdings waren die nicht von den Kommunisten denunziert worden (die waren damals selber verboten), sondern von den Dollfuss-Leuten, den Schwarzen. Es war für ein Kind nicht leicht, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Ich versuchte mir manchmal vorzustellen, wie Schwarze oder Rote aussahen, doch das fiel mir schwer, ich kannte keine, ich wusste nur, wie die Nazis ausschauten.

Nach dem Verbot der NSDAP im Juni 1933 wurde eine Reihe bekannter Amstettner Nazis ins Gefangenenhaus hinter dem Bezirksgericht gesperrt. Grossvater wurde zunächst nicht verhaftet, obwohl die Behörden ein Auge auf ihn hatten – seine Gesinnung war in der Kleinstadt hinlänglich bekannt. Im Juli 1933 wurde er angezeigt, weil er angeblich Häftlingen im Gefangenenhaus beim Spazierengehen «Heil Hitler!» zugerufen hatte. Die Gendarmerie untersuchte den Vorfall und stellte fest, die Inhaftierten hätten tatsächlich lauthals das Horst-Wessel-Lied und andere verbotene Nazilieder gesungen und Vorübergehende, darunter auch den Rechtsanwalt Dr. Rudolf Bast, mit «Heil Hitler!» gegrüsst, dieser

aber habe den Ruhhöchstens mit «Heil!» erwidert, «Heil Hitler hat Dr. Bast bestimmt nicht gerufen».

Durch das Betätigungsverbot, durch die Auflösung der Partei und der ihr angeschlossenen Vereine konnte die Tätigkeit der Nazis für einige Zeit eingedämmt werden, doch bald verstärkten sie wieder ihre Aktivitäten, sie wollten zeigen, dass sie sich von der Staatsmacht nicht einschüchtern liessen. Sie schmierten Hakenkreuze und aufmüpfige Losungen wie «Trotz Verbot nicht tot», trugen als Kennzeichen weisse Stutzen und, statt des verbotenen Hakenkreuzes, einen weissen Zettel am Revers oder das Abzeichen des Deutschen Turnerbundes, in dem die vier grossen F – Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei – so angeordnet sind, dass sie täuschend ähnlich wie ein Hakenkreuz aussehen. Die Behörden reagierten mit Geld- und Arreststrafen, auch das Tragen eines Abzeichenersatzes wurde unter Strafe gestellt, das Absingen des Horst-Wessel-Liedes oder Heil-Hitler- und Pfui-Dollfuss-Rufe sowieso. Die Nazis sangen auch Lieder heimischer Komponisten und Dichter. Besonderer Beliebtheit erfreute sich in Amstetten, von wo es nicht weit in die Wachau ist, ein Lied über die deutsche Wachau, das auf der Strasse und in Gasthäusern gesungen wurde – es gab sogar eine Schallplatte –, bis es wegen seiner nationalsozialistischen Tendenz verboten wurde. Der Text ist beispielhaft für das völkische Pathos, das die Nazis schätzten:

Wach auf, deutsche Wachau

Was rauscht so bang der Donaustrom

Durchs weite, deutsche Land?

Von Burg zu Burg die Frage geht,

Wann denn die Ostmark aufersteht,

Ob auch der Bruder endlich heimwärts fand,  
Heim in das grosse Vaterland.

(...)

Und lauert rings der Feinde Schar,  
Bezahlt mit fremdem Gold –  
Zu knechten uns mit frechem Mut –  
Da wallt es auf, das deutsche Blut!  
Ein ganzes Volk sich den Verräter holt!  
Wer es auch immer wagen sollt!

Wach auf, deutsche Wachau!  
Heil dir, Nibelungengau!

Doch einmal wird das Morgenrot  
Aus dunkler Nacht ersteh'n.  
Und von der Donau bis zum Rhein  
Ein einig Volk von Brüdern sein.  
Von allen Burgen seh' ich Fahnen weh'n  
Und uns're Helden auferstehn!

An manchen Tagen grölten die Nazihäftlinge so laut, dass sie bis in die Häuser der wohlhabenden Bürger in der hinter dem Gefängnis verlaufenden Villenstrasse zu hören waren; einige legten Beschwerde ein. Überhaupt führten die Häftlinge angeblich ein lustiges Leben. Sie bekamen, so die Anzeige eines empörten Bürgers, aus den Gasthäusern Todt und Sengstbratl Schnitzel und Wein in die Zellen geliefert und von der Dampfbäckerei und Konditorei Julius Exel frische Semmeln und Eis.

Im Jänner 1934 kam es in Amstetten zu einer Häufung von Anschlägen. Nacht für Nacht liessen unbekannte Täter in der Stadt Papierböller explodieren, am Hauptplatz, vor den Ämtern,

vor den Wohnungen prominenter Anhänger des Ständestaates, wo immer sie gefahrlos zuschlagen konnten. Die primitiven Sprengkörper richteten zwar nicht viel Schaden an, doch die Botschaft war nicht zu überhören: Wir sind wieder da, mit uns ist zu rechnen. Da es nicht gelang, die Täter auszuforschen, verhafteten die Behörden eine Gruppe prominenter Nationalsozialisten, unter ihnen den Apotheker Wolf Mitterdorfer und den Rechtsanwalt Dr. Rudolf Bast, «beide bekannte Führer der Hakenkreuzler», wie eine sozialdemokratische Zeitung schrieb. Wolf Mitterdorfer hatte 1919 mit Gleichgesinnten den örtlichen Antisemitenbund gegründet, in späteren Jahren sass er als nationalsozialistischer Mandatar im Amstettner Gemeinderat, bis zum Parteiverbot 1933. Daneben war Mitterdorfer auch in der kleinen evangelischen Gemeinde aktiv, die ein Sammelbecken völkischer Kreise darstellte.

Als die verhafteten Nazis zum Bahnhof geführt wurden, um in das Anhaltelager Kaisersteinbruch bei Bruck an der Leitha gebracht zu werden, rotteten sich Hunderte illegaler Nazis zusammen und gaben den Gesinnungsgenossen lauthals protestierend das Geleit, ein paar legten sich sogar auf die Schienen, um die Abfahrt des Zuges zu verhindern. Erst ein Aufgebot von Gendarmerie und Militär konnte die Demonstranten auseinanderlagen und die Ruhe wiederherstellen.

In den Anhaltelagern des autoritären Ständestaates, das grösste befand sich in Wollersdorf in Niederösterreich, wurden politische Gegner interniert, anfangs Kommunisten und Nationalsozialisten, nach den Kämpfen vom Februar 1934 auch Sozialdemokraten. Viele wurden präventiv eingewiesen, wegen ihrer «amtsbekanntem parteipolitischen Einstellung» oder weil sie im

Verdacht standen, staatsfeindliche Handlungen vorzubereiten, ohne dass ihnen dies nachgewiesen werden musste. Bekannte Nationalsozialisten konnten auch zur Bezahlung von Schäden durch Spengstoffanschläge oder Schmieraktionen herangezogen werden, mit denen sie selber vielleicht gar nichts zu tun hatten. Diese oft willkürlich ausgelegten Verordnungen wurden von den Nazis propagandistisch genützt, um sich als unschuldige Opfer und Märtyrer darzustellen, die in der «Dollfusshölle Kaisersteinbruch» für die völkische Sache schmachteten. Die Nazis aus Amstetten wurden in der Regel nach Kaisersteinbruch gebracht. Nach dem «Anschluss» wies Wolf Mitterdorfer, nun Bürgermeister von Amstetten, voll Stolz darauf hin, dass aus der niederösterreichischen Kleinstadt, im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl, mehr «Illegale» in Kaisersteinbruch gesessen hatten als aus irgendeiner anderen österreichischen Stadt. Das kam nicht von ungefähr: Bei den letzten freien Wahlen im Jahre 1932 hatten die Nationalsozialisten in Amstetten über ein Viertel der Stimmen bekommen. Das Anhaltelager Kaisersteinbruch existierte nur von Jänner bis April 1934 – nach seiner Auflösung wurden die meisten Insassen entlassen, die übrigen nach Wollersdorf überstellt.

Grossvater war unter denen, die nach Wollersdorf kamen. Er wurde dort bis Juni 1934 angehalten, dann ging er nach Jugoslawien, wo er bis März 1935 blieb. So schrieb er im Personal-Fragebogen der NSDAP, den er im Mai 1938 ausfüllte. Der Jugoslawienaufenthalt erscheint rätselhaft. «Konfinierung nach Jugoslawien bis 1.3.1935», steht im Fragebogen, doch eine Konfinierung bedeutete eine gerichtliche Aufenthaltsbeschränkung auf einen bestimmten Ort. Grossvater besass jedoch seit 1921 die österreichische Staatsbürgerschaft, die Behörden konnten ihm daher

nicht gut einen Zwangswohntort in Jugoslawien anweisen. Hat er die Geschichte mit der Konfinierung erfunden, um seine Märtyrerlegende auszusmücken? Ich glaube eher, dass er freiwillig nach Jugoslawien ging, um sich der behördlichen Aufsicht zu entziehen. Ob er sich in Tüffer aufhielt, bei der Verwandtschaft, oder in Gottschee, wo er gute Freunde besass, konnte ich nicht herausfinden, jedenfalls war er nicht der einzige österreichische Nazi, der sich zu jener Zeit in Jugoslawien aufhielt. Nach dem missglückten Putsch vom Juli 1934 setzte sich eine Reihe von Parteigenossen aus der Steiermark und aus Kärnten in das südliche Nachbarland ab. Sicher ist, dass Grossvater in Kaisersteinbruch Ernst Kaltenbrunner begegnete, der ebenfalls Mitte Jänner verhaftet worden war. Der grossgewachsene Linzer Rechtsanwalt mit dem von Schmissen zerfurchten Pferdegesicht war der prominenteste der rund 500 in Kaisersteinbruch einsitzenden Nazis. Kaltenbrunner organisierte einen Hungerstreik, der schliesslich zur Auflösung des Lagers führte.

Zur Schadensgutmachung wurde Grossvater von den Behörden mehrmals verpflichtet. Von einem Anwalt mit einer gut gehenden Kanzlei erhofften sie, problemlos Geld eintreiben zu können, er lehnte jedoch alle Zahlungen mit dem Hinweis auf seine vorgebliche Mittellosigkeit ab. Das Haus in der Preinsbacher Strasse mit dem Türmchen hatte er schon vorher auf die Grossmutter überschrieben.

## 9.

Die Dampfbäckerei und Konditorei Julius Exel am Hauptplatz von Amstetten, die angeblich 1934 den eingeschperrten Nazis frische Semmeln und Eis ins Gefangenenhaus geliefert hatte, ist ein Beweis für die Beständigkeit der kleinstädtischen Welt. Sie überdauerte den christlichen Ständestaat, das Dritte Reich und die Nachkriegszeit, ihre Produkte sind zeitlos. Auch für mich war die Konditorei ein Fixpunkt in Amstetten. Ich wurde von Grossmutter hingeführt und musste jedesmal vor der alten Frau Exel einen schönen Diener machen, worauf sie eine Portion Eis mit Schlagobers und Waffeln vor mich hinstellte. «Der Exel», wie Grossmutter die Konditorei nannte, obwohl ich stets nur die alte Frau zu Gesicht bekam, war die erste Station auf einer Besuchstour durch die Geschäftswelt von Amstetten, die ich, das war Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre, an der Hand der Grossmutter absolvierte. Ich wurde von einem Haus zum anderen geführt, von der Konditorei Exel zur Apotheke Zum guten Hirten, geleitet von einem Bruder von Wolf Mitterdorfer, und weiter zu diversen Läden, deren Namen mir entfallen sind, um überall den Bekannten und Freunden der Grossmutter – alles ehemalige Nazis, wie ich später herausfand – mit stets demselben Satz vorzustellen zu werden: «Das ist der Sohn vom Gerhard.»

Diese Worte lösten jedesmal eine selbst für ein Kind im Volksschulalter als gekünstelt erkennbare Begeisterung aus: Man strich mir über den Kopf, kniff mich in die Wangen, manche

Frauen versuchten mich sogar zu küssen, was ich als eklig empfand, dazu die Ausrufe, wie ich wieder gewachsen sei, wie ähnlich ich dem Vater schaue usw., dabei bekamen die Frauen, Grossmutter eingeschlossen, feuchte Augen vor Rührung. Ich liess das alles geduldig über mich ergehen, weil am Ende der unerwünschten Zärtlichkeiten meist eine nahrhafte Belohnung winkte – ich war ein verfressenes Kind und leicht korrumpierbar. Dann begannen sie in halblautem Ton, über meinen Kopf hinweg, von Gerhard zu reden, wie schneidig, ehrenhaft, anständig er gewesen und wie grausam das Schicksal mit ihm umgesprungen sei. Das interessierte mich wenig, weil ich mit dem Namen Gerhard nichts verband. Ich glaube nicht, dass ich in jener Zeit ein Bild meines Vaters zu sehen bekam, geschweige dass mir jemand erklärt hätte, warum ich in Linz einen Vater hatte, der lebte, mit meiner Mutter verheiratet war und mich wie seinen leiblichen Sohn behandelte, und einen zweiten in Amstetten, der offenbar tot war. Bis zu meinem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr hielt es keiner für angebracht, mich über diese verzwickten Familienverhältnisse aufzuklären. Meine Mutter in Linz nicht, Grossmutter in Amstetten nicht, auch sonst keiner. Ich selber habe mir damals auch nie den Kopf über diese rätselhafte Konstellation zerbrochen, ich habe sie hingenommen, wie sie war, damit basta. Natürlich wusste ich irgendwann Bescheid, wie die Dinge lagen, dass mein richtiger Vater tot war, dass er Gerhard Bast geheissen hatte, dass er aus Amstetten stammte, wo die geliebten Grosseltern wohnten, die ich für mich ganz allein hatte, meine beiden älteren Geschwister in Linz hatten die nicht. Ich glaube, ich war vierzehn, als mir meine Mutter in vorsichtigen Worten andeutete, was mein Vater im Krieg gemacht hatte: SS,

Gestapo, das war schon ein ziemlicher Schock, über den ich allerdings bald hinwegkam, Details erzählte sie keine.

Wenn dich jemand fragen sollte, was dein Vater gemacht hat, sag, er war Regierungsrat, belehrte mich Grossmutter. Viel mehr erfuhr ich nicht von ihr. Doch das war nicht allein ihre Schuld, ich hätte sie ja fragen können. Das habe ich unterlassen.

Bei uns hat man keine Fragen gestellt, das war das Problem.

Wenn ich von Grossmutter wie Little Lord Fauntleroy durch Amstetten geführt wurde, um stolz vorgezeigt und getätschelt zu werden, war mir das lästig, andererseits genoss ich die Aufmerksamkeit der erwachsenen Welt und die mir im Verlauf der Besuchstour unweigerlich zufallenden Portionen Eis mit Schlagobers – und am Ende die Marzipankartoffel. Diese war jedesmal der krönende Abschluss unseres Gangs durch die Kleinstadt, die gab es allerdings nicht beim Exel, sondern in einer anderen Konditorei, beim Garn, wo ich niemandem mehr vorgezeigt wurde, dort war ich sozusagen inkognito. An die Amstettner Marzipankartoffeln, in Kakaopulver gewälzte Kugeln, aussen eine Schicht Marzipan, mit Einkerbungen, um sie wie echte Bratkartoffeln aussehen zu lassen, dann Biskuit, im Inneren eine fette dunkle Creme, denke ich heute noch nostalgisch. Grossmutter, die mich nach Strich und Faden verwöhnte, schickte dem geliebten Enkel die Marzipankartoffeln sogar ins Internat.

Was sie selber betraf, war sie ungeheuer sparsam. Wenn wir ins Gasthaus gingen, was selten vorkam, bestellte sie für mich ein Schnitzel und für sich selber eine leere Rindsuppe, sonst nichts. Sie war anspruchslos, aber nicht leicht zufriedenzustellen. Ich weiss noch, wie unangenehm es mir war, dass sie die Suppe je-

desmal zurückschickte, weil diese entweder zu kalt, versalzen oder sonstwie ungeniessbar war. Das kann man ja nicht essen, sagte sie streng, und die Bedienung trug den Teller widerspruchslos ab – Grossmutter war eine herrische Frau und genoss weitem Respekt.

## 10.

Am 25. Juli 1934 unternahmen Einheiten der österreichischen SS einen Putschversuch, in dessen Verlauf Bundeskanzler Engelbert Dollfuss ermordet wurde.

Der Grazer Hochschüler Gerhard Bast reagierte auf die Nachricht vom Tod des kleingewachsenen Kanzlers angeblich mit dem höhnischen Ausspruch, «Dollfuss ist pleite gegangen», was ihm drei Monate Anhalteverwahrung einbrachte. Ob die Behörden von seiner Zugehörigkeit zur verbotenen SS wussten, ist fraglich. Zu seinem Glück hatte er einige Monate zuvor das Studium der Rechte mit dem Absolutorium abgeschlossen, im Zeugnis wurde bescheinigt, das akademische Betragen des Kandidaten sei «den akademischen Gesetzen vollkommen gemäss» gewesen.

Hinsichtlich des akademischen Betragens der Studenten waren die Grazer Universitätsbehörden nicht besonders anspruchsvoll. In den dreissiger Jahren war die Grazer Uni eine Hochburg nationalsozialistischer Aktivitäten, im Juni 1933, kurz vor dem Verbot, hatten Nazistudenten für mehrere Stunden das Hauptgebäude der Universität besetzt, auf dem Dach eine grosse Hakenkreuzfahne gehisst, die Eingänge mit Bänken verbarrikadiert und nur Lehrer eingelassen, die ihnen als Sympathisanten bekannt waren – das waren nicht wenige. Nach dem Verbot der Partei wurden einzelne Professoren und Assistenten wegen ihrer nationalsozialistischen Gesinnung entlassen, doch in der Studentenschaft blieben die Nazis tonangebend. Die Nazistudenten brachten ein illegales Kampfblatt, genannt *Aufbruch*, heraus, schmieren

ten Parolen, warfen Böller, prügeln sich mit politischen Gegnern, stiegen in die Berge und entzündeten an Hängen und auf Gipfeln, die man weithin sehen konnte, Hakenkreuzfeuer oder zeichneten bei Schitouren mit den Bretteln riesige Hakenkreuze in den Schnee. Es gab viele Möglichkeiten, die verbotene Gesinnung zu demonstrieren.

Zu Ostern 1934 unternahm Vater mit Freunden eine Schitour auf den Grossen Bösenstein in den Rottenmanner Tauern. Auf einem von ihm aufgenommenen Foto sind drei junge Männer und ein Mädchen zu sehen, die auf einer aus dem Schnee ragenden Felsgruppe sitzen, sympathisch wirkende junge Leute in pludernenden Schihosen und Knickerbockern, die Hemdsärmel hochgekrempt, die Stutzen hinuntergerollt, dahinter ein weites Schneefeld; ob sie mit ihren Hickoryschiern ein Hakenkreuz hineingetreten haben, kann man auf dem Bild nicht erkennen. Wer die drei Burschen und das Mädchen sind, weiss ich nicht, vielleicht Studienkollegen, Freunde aus Amstetten, Parteigenossen oder Kameraden von der SS, das Mädchen ist vermutlich die Freundin eines von ihnen.

Dem Sport massen die Nazis grosse Bedeutung zu, besonders der sportlichen Ertüchtigung der Jugend: Zäh wie Leder, flink wie Windhunde, hart wie Kruppstahl, so wollte Hitler die jungen Deutschen haben, obwohl er selber keineswegs diesem Ideal entsprach. Die illegale SS unternahm des öfteren gemeinsame Touren, die Einsamkeit der Berge war bestens geeignet für konspirative Treffen oder Veranstaltungen, um den Korpsgeist zu stärken, Sonnwendfeuer und sogenannte Julfahrten, mit Gleichgesinnten zur Weihnachtszeit unternommene Touren. In seinem germanischen Wahn wollte Heinrich Himmler das christliche Weih-

nachtsfest zumindest innerhalb der SS durch das Julfest ersetzen, das die alten Germanen zur Wintersonnenwende gefeiert hatten. Der Dezember sollte dementsprechend in Julmond umbenannt werden, der unverzichtbare Weihnachtsbaum in Jultanne.

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Bergsteiger und Schifahrer, er nützte jedes freie Wochenende, um in die Berge zu gehen, oft mit Parteigenossen. Unter dem Datum 31. Jänner 1937 findet sich in seinem Tourenbuch die Eintragung: «Forsteralm. Abfahrtslauf der SS, Papp und Bruchharsch, Wetter gut.» Am 13. März stieg er mit den Schiern von Liezen übers Hochtorn zur Liezener Hütte, am nächsten Tag spurte er über den Kleinmölbing und Hochmölbing zur Kreuzspitze. Bei der Abfahrt hatte er eine Begegnung, die ihm eine Erwähnung im Tourenbuch wert schien: «Dr. Kaltenbrunner getroffen.»

Dr. Ernst Kaltenbrunner war damals schon Führer der gesamten österreichischen SS; ob die Begegnung geplant oder zufällig war, ist der Notiz nicht zu entnehmen.

Am 10. Dezember 1935 promovierte Vater in Graz zum Doktor juris. Einige Zeit vorher hatte er beim Bezirksgericht Amstetten die für die Ausbildung zum Rechtsanwalt erforderliche Gerichtspraxis begonnen. Nach der Promotion wurde er dem Kreisgericht St. Pölten zugewiesen, wo er allerdings nur ein paar Wochen tätig war, dann wurde er wegen des Verdachts auf nationalsozialistische Betätigung von der Gerichtspraxis ausgeschlossen. Gegen die Enthebung legte er Berufung ein, die jedoch abgewiesen wurde. Eine Weiterbelassung bei Gericht, hiess es im Beschluss des Oberlandesgerichtspräsidiums Wien, sei dem Ansehen der Justiz in den Augen der vaterlandstreuen Bevölkerung, der seine regierungsfeindliche Betätigung bekannt sei, überaus

abträglich. Dagegen legte er neuerlich Beschwerde ein. Die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, von «vaterländischen Kreisen des Aufenthaltsortes» stammend, also aus Amstetten, seien gänzlich unbegründet, wenn behauptet werde, er betätige sich für eine verbotene Partei, sei das eine böswillige Verleumdung, schrieb er in der Eingabe, in der er auch auf die politische Einstellung seines Vaters einging:

«Mein Vater Dr. Rudolf Bast, Rechtsanwalt in Amstetten, war und ist immer national gewesen. Als solcher hat er schon für das Deutschtum an der Sprachgrenze von Kindheit auf gekämpft und dafür auch stets Opfer gebracht. Er hat sein Deutschtum nicht erst vor 2 Jahren entdeckt. Als Sprachgrenzdeutscher hat er auch den Charakter, seine Gesinnung nicht zu wechseln, sondern stets und in allen Lebenslagen aufrecht zu erhalten. Diese seine nationale Einstellung hatte er schon von Kindheit auf und daher lange vorher, bevor noch die NSDAP in die politische Arena trat. Die nationale Einstellung meines Vaters kann ihm daher nicht als verbotene Parteibetätigung unterstellt werden. Daran haben auch früher sogenannte vaterländische Kreise' keinen Anstoss genommen. Jetzt aber weht ein ‚anderer Wind‘ und da gibt es doch für dunkle Ehrenmänner eine Gelegenheit, meinem Vater und somit auch seiner Familie eines auszuwischen und zwar nicht wegen seiner nationalen Einstellung, die man ja bei einem Sprachgrenzdeutschen auch heute noch verständlich findet, sondern einzig und allein darum, weil mein Vater und seine Familie Protestanten sind und mein Vater auch die Stelle eines Kurators in der evangelischen Pfarrgemeinde Amstetten bekleidet.»

Von der Gerichtspraxis ausgeschlossen, trat er als Konzipient

in die Kanzlei seines Vaters in Amstetten ein, nebenbei betätigte er sich in der illegalen SS, in der sich die radikalsten Elemente sammelten. Seit Sommer 1936 führte er den Sturmbann 3 (Amstetten) der SS-Standarte 3, die später in Standarte 52 umbenannt wurde. Die SS-Männer, Studenten, Arbeiter, Lehrer, Handelsangestellte, bekamen primitive Grundbegriffe des Rassenkampfes eingebläut und wurden angewiesen, die Exekutive und politische Gegner auszuspionieren und «zu erheben, welche reichsdeutschen Kraftfahrzeuge bei ihren Fahrten durch Österreich keinen Hakenkreuzwimpel führen und jene deutschen Staatsangehörigen zu ermitteln, welche sich in abfälliger Weise über das NS-Regime äussern». Die Spitzelmeldungen wurden zur Gestapo nach Deutschland weitergeleitet.

Unter dem wachsenden Druck des Deutschen Reiches unterzeichnete Kanzler Kurt Schuschnigg im Juli 1936 ein Abkommen mit Hitler, in dem er sich bereit erklärte, die österreichische Aussenpolitik mit deutschen Interessen abzustimmen; als Gegenleistung versprach Hitler, die Souveränität Österreichs zu achten und die illegalen österreichischen Nationalsozialisten an die Kanzlerei zu nehmen. Die Machtergreifung in Österreich sollte nach Möglichkeit, wie in Deutschland, unter dem Deckmantel der Legalität erfolgen. Nach dem Juli-Abkommen verstärkte Hitlerdeutschland die offizielle Propaganda in Österreich, andererseits versuchten die Behörden des autoritären Ständestaates die immer noch illegalen heimischen Nazis an öffentlichen Auftritten zu hindern, ein Widerspruch, der die Autorität der staatlichen Organe untergrub.

Im Oktober 1936 unternahm eine Abteilung des deutschen Nationalsozialistischen Kraftfahr-Korps (NSKK) unter seinem Führer Adolf Hühnlein mit 25 Wagen, geschmückt mit Haken-

kreuzwimpeln, eine «Besuchsfahrt» durch zahlreiche österreichische Städte, wobei es zu Demonstrationen und Zusammenstößen österreichischer Nazis mit der Exekutive kam. Als die Kavalkade durch Amstetten rollte, wurde sie von einem Spalier jubelnder Nazis begrüßt, Grossvater stand in vorderster Reihe und entbot den NS-Kraftfahrern den deutschen Gruss. Abgemahnt von einem Sicherheitswachebeamten, rief er Hühnlein zu: «Grüssen behördlich verboten, Heil!»

Dafür wurde der 56jährige Rechtsanwalt Rudolf Bast mit 42 Tagen Arrest bestraft. Es ist anzunehmen, dass er die Strafe im Gefängnis in Amstetten abgessen hat, mit Blick auf das eigene Haus in der Preinsbacher Strasse. Den Vorfall notierte er zwei Jahre später sogar im Personal-Fragebogen der NSDAP: «6 Wochen Arrest wegen Begrüssung des Korpsführers Hühnlein in Amstetten am 4.10.1936.»

Knapp eine Woche, nachdem er seine von Unschuldsbeteuerungen strotzende Beschwerde an den Bundesgerichtshof in Wien gerichtet hatte, wurde mein Vater zusammen mit sieben anderen Beschuldigten verhaftet – wegen illegaler Betätigung als SS-Führer. Das war im April 1937. Dr. Gerhard Bast habe, so der Vorwurf, seit 1936 den Sturmbann 3 (Amstetten) der in Krems stationierten Standarte 3 geleitet und in dieser Funktion diverse Befehle an die Untergebenen weitergegeben, darunter den von Himmler erlassenen Heirats- und Verlobungsbefehl, wonach SS-Männer nur Frauen heiraten durften, die wie sie selber einer strengen rassischen Überprüfung unterzogen worden waren; weiters habe er Mitgliedsbeiträge kassiert und an geheimen SS-Führerbesprechungen teilgenommen. Den Untersuchungsbehörden war

es allerdings nur gelungen, einen Zipfel des konspirativen Netzwerks aufzudecken. In seinem Lebenslauf, erstellt für das Geheime Staatspolizeiamt (Gestapa) in Berlin, schrieb mein Vater später über seine illegale Tätigkeit: «Ich habe mich während der ganzen Verbotszeit als SS-Führer betätigt. In Graz führte ich einen Trupp und in Stellvertretung den Sturm. Vom Mai 1936 an führte ich den Stuba. Amstetten und nach Verhaftung der Führer der Standarte 52 diese, bis zu meiner Verhaftung. Dazwischen war ich auch im Nachrichtendienst der SS tätig.»

Worin bestand seine Tätigkeit im Nachrichtendienst der illegalen SS? Beschränkte sich diese darauf, die Autonummern von deutschen Kraftfahrzeugen zu notieren, die ohne Hakenkreuzwimpel durch Österreich kutschierten, und Reichsdeutsche zu bespitzeln, die über das NS-Regime lästerten, oder steckte mehr dahinter? Bei der Verhandlung in St. Pölten kamen diese Tätigkeiten jedenfalls nicht zur Sprache. Wie die übrigen Beschuldigten hatte er nur das Allernötigste gestanden, nur das, was die Behörden ohnehin wussten. Für den Fall einer Verhaftung hatte die SS für ihre Mitglieder die Anweisung ausgegeben, grundsätzlich alles abzustreiten, was man ihnen nicht schwarz auf weiss nachweisen konnten.

«Sagst du ja, bleibst du da, sagst du nein, gehst du heim.»

In diesem Fall ging mein Vater nicht heim, sondern wurde vom Sicherheitskommissär des Bundes für die Stadt St. Pölten zu sechs Monaten Arrest und vom Kreisgericht St. Pölten nochmals zu vier Monaten strengem Arrest verurteilt. Das Urteil des Kreisgerichtes wurde vom Obersten Gerichtshof aufgehoben – wegen zu geringen Strafausmasses. Auch die übrigen Angeklagten wur-

den verurteilt, ein Lehrer, ein Elektrotechniker, ein Buchhalter, ein Hilfsarbeiter, drei Handelsangestellte; der Rechtsanwaltsanwärter Dr. Gerhard Bast war mit 26 Jahren der jüngste der Gruppe.

Im Dezember 1937 wurde ihm ein dreimonatiger Strafaufschub gewährt, zwei Monate später verkündete Bundespräsident Miklas eine Generalamnestie für alle politischen Delikte.

## 11.

Nach seiner Haftentlassung machte mein Vater zunächst einmal ausgiebig Urlaub. Ende Jänner 1938 fuhr er in die Rottenmanner Tauern, das bevorzugte Schigebiet der Amstettner. Vielleicht wollte er auch der Überwachung durch die Behörden des Ständestaates entgehen, die trotz des Juli-Abkommens zwischen Schuschnigg und Hitler ein scharfes Auge auf die notorischen Nationalsozialisten hatten.

Im Februar wurde in Pöchlarn einer jener SS-Führer verhaftet, die wenige Monate zuvor mit Gerhard Bast in St. Pölten verurteilt und später amnestiert worden waren. Der Mann, im Zivilberuf Lehrer, war bei einem konspirativen Treffen erwischt worden, mit belastendem Material in der Tasche, darunter ein Brief an einen Kontaktmann, in dem der Lehrer eine Beschreibung seiner eigenen Person lieferte. «Zum leichteren Erkennen: Ich trage eine schwarze Bluse mit weissen Aufschlägen, weisse Kappe, braune Hose, weisse Strümpfe. Kurz, ich schaue aus wie Göhring (sic!).» Die illegalen Nazis gaben sich nicht mehr viel Mühe, unerkant zu bleiben. Anfangs vermuteten die Behörden, dass auch Dr. Bast in die Sache verwickelt sein könnte, doch die Erhebungen ergaben, dass er beim Schilaufen war.

Er quartierte sich mit Freunden auf der 1'600 Meter hoch gelegenen Plannerhütte ein, von wo sie ausgedehnte Schitouren unternahmen: Kleiner Rotbühel, Grosser Rotbühel, Jochspitze, Schreinl, Schoberspitzte, Bärneck, Gstemmerzinken, jeden Tag

eine andere Route, Aufstieg mit Fellen, Abfahrt im Pulverschnee, Firm, Bruchharsch. Hüttenabende. Auch ein paar Frauen waren mit von der Partie, eine von ihnen war Trude Lipp-Terler, die nach dem «Anschluss» zur Frauenwartin des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen in der Steiermark ernannt werden sollte. Den Eintragungen im Tourenbuch zufolge verbrachte mein Vater drei Wochen auf der Plannerhütte, erstaunlich lange für einen Schiurlaub, doch das Wetter war ideal, sonnige Tage, kalte Nächte, viel Schnee. «Gstemmer mit Trude Lipp-Terler und Gerti Elger. Abfahrt zur Neualm bei fabelhaftem Pulverschnee mit Ernstl und Balo. Neualm mit Trude Trogger, Gerti und Trude L.T. Schnee gut. Recht lustig und fidel.»

Ein Foto zeigt ihn zwischen zwei Frauen im Schnee sitzend, alle drei sind braungebrannt und lachen, sympathische junge Leute, sorglos das Leben geniessend. «Zwischen zwei Heuhaufen ...» , hat er, humorig, aber nicht sehr galant, auf die Rückseite geschrieben.

Ist es vorstellbar, dass ein kämpferischer Nationalsozialist und illegaler SS-Führer so kurz vor dem «Anschluss», der in der Luft lag, nichts Besseres zu tun hatte, als sich mit Freunden für drei Wochen auf einer entlegenen Schihütte zu vergraben, weitab vom politischen Geschehen, um auf verschneite Gipfel zu steigen, Spuren durch jungfräuliche Tiefschneehänge zu ziehen, Hüttenabende mit Trude und Gerti, zwischen denen er sich nicht entscheiden konnte wie Buridans Esel? Oder war das vielmehr eine geschickte Tarnung, waren die Eintragungen im Tourenbuch für die neugierigen Blicke von Polizisten und Untersuchungsrichtern bestimmt, fanden auf der Plannerhütte, der Stalla-Alm, der Lärchkaralm konspirative Treffen statt, wurden dort Vorbereitungen getroffen für den Umsturz?

In der Steiermark drängten die Nationalsozialisten zur Tat. Sie wollten nicht länger zuwarten und setzten alles daran, den geschwächten, durch die aggressive Haltung Adolf Hitlers verunsicherten Ständestaat so weit zu bringen, dass er Exekutive und Militär gegen sie einsetzte und auf sie schiessen liess, um ein militärisches Einschreiten Deutschlands zu provozieren. Am Abend des 19. Februar fanden in Graz und anderen steirischen Orten grosse Kundgebungen statt. Die Nazis trugen Hakenkreuz-Armbinden, riefen «Heil Hitler» und Parolen wie «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» und sangen verbotene Lieder. In aller Öffentlichkeit wurden Hitlerbilder verkauft, die reissenden Absatz fanden; in Graz zogen Hitleranhänger mit Fackeln und Fahnen durch die Strassen, ein junger Mann kletterte auf das Rathaus und hisste unter Applaus eine Hakenkreuzfahne, die von der Polizei unverzüglich entfernt wurde. Die Exekutive war jedoch nicht mehr in der Lage, die Demonstranten zu zerstreuen.

Die Kundgebungen wiederholten sich an den folgenden Tagen. In Graz hatten die Nationalsozialisten die Initiative an sich gerissen, Hakenkreuze beherrschten das Strassenbild. Schuschniggs Vaterländische Front versuchte, mit patriotischen Manifestationen Stärke zu zeigen – «Bis zum Tod: Rot-Weiss-Rot! Österreich!» –, die grösste wurde für den 24. Februar geplant, an dem der Kanzler eine Rede vor dem Parlament hielt, die über Lautsprecher von allen Rathäusern in Österreich übertragen werden sollte. In Graz füllten vor allem Nazis den Hauptplatz, sie störten die Übertragung durch Sprechchöre und das Absingen von Liedern und zwangen den Bürgermeister, die österreichische Fahne vom Rathaus einzuholen und die Hakenkreuzfahne aufziehen zu lassen; die rot-weiss-rote Fahne wurde von der johlenden

Menge zerfetzt. Das war das erste Mal, dass das Hakenkreuz sozusagen offiziell von einem österreichischen Amtsgebäude wehte – Graz, die Stadt der Volksbewegung.

Die Grazer SS war in voller Stärke auf dem Hauptplatz aufmarschiert, noch ohne Uniform, aber stramm, ein Block. Vater konnte nicht dabei sein, er war von der Plannerhütte nach Amstetten gefahren, von wo er ein Gesuch an den Präsidenten des Grazer Oberlandesgerichtes schrieb, in dem er um Zulassung zur Gerichtspraxis in Graz ansuchte. Dem Gesuch wurde innerhalb weniger Tage stattgegeben. Offenbar gab es am Grazer Oberlandesgericht längst einflussreiche Kräfte, die mit den Nationalsozialisten sympathisierten. Die Gerichtspraxis trat der Rechtsanwaltsanwärter Dr. Gerhard Bast allerdings nicht mehr an, ihn erwarteten grössere Aufgaben.

Am 9. März, drei Tage vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, wurde er vom Führer der in Graz stationierten SS-Standarte 38, Obersturmbannführer Erwin Remely, zum SS-Untersturmführer befördert. Seit diesem Tag machte er Dienst beim Stab der Standarte, die bei der Machtübernahme in der Steiermark eine wichtige Rolle spielte, wenige Monate später wurde er zum Führer beim Stab des SS-Abschnittes XXXV, Graz, ernannt.

Gleich nach dem «Anschluss» wurde der Leiter der Gestapo Bremen, Erwin Schulz, nach Graz geschickt, um die Staatspolizeiinstelle in der steirischen Hauptstadt aufzubauen. Die meisten Gestapobeamteten rekrutierten sich aus der Polizei des Ständestaates, doch für Führungsaufgaben suchte der deutsche Chef neue Kräfte, junge, energische, politisch zuverlässige Juristen, die sich in der Zeit der Illegalität bewährt hatten, einwandfreie Nationalsozialisten.

Am 20. März trat mein Vater den Dienst bei der Geheimen Staatspolizei Graz an, er war 27; gleichzeitig wurde er in den Sicherheitsdienst des Reichsführers SS (SD) aufgenommen. Die Herkunft aus der Untersteiermark war eine zusätzliche Empfehlung. Auch der stellvertretende Leiter der Grazer Gestapo, der Rechtsanwalt Werner Delpin, entstammte einer alten untersteirischen Familie, ebenso wie der Gauhauptmann der Steiermark und hochrangige SS-Führer Armin Dadiou. Die Gestapo war am Parkring 4 untergebracht, der SD in der Leechgasse 34, der Abschnitt XXXV der SS, dem mein Vater zugeordnet war, hatte seinen Sitz in der Grazer Burg.

Plötzlich war man jemand: eben noch ein polizeilich verfolgter Illegaler, jetzt Machtträger, schwarze Uniform mit dem Totenkopf an der Mütze, jemand, vor dem andere Uniformierte salutierten, zackig die Hacken zusammenschlugen. In seinem Lebenslauf widmet er diesem wichtigen Schritt bloss ein paar Zeilen:

«Seit 9. März 1938 mache ich Dienst im Stab der Standarte 38, Graz, und wurde am 20. März 1938 zum SD kommandiert, da ich seit diesem Tage bei der Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeistelle Graz, in Verwendung stehe.»

Kommandiert zum SD. Ich nehme an, dass die Übernahme in den Sicherheitsdienst des Reichsführers SS automatisch erfolgte, alle Gestapobeamteten, die der SS beitraten, wurden in den SD aufgenommen, das galt wohl auch umgekehrt. Was veranlasste meinen Vater, diese Laufbahn einzuschlagen, sich für eine Karriere in der politischen Polizei des nationalsozialistischen Staates zu entscheiden, ein Instrument des Terrors und Schreckens? Warum ist er nicht Rechtsanwalt geworden wie mein Grossvater? Er musste

wissen, was die Gestapo war, gerade er, in seiner Position, mit seiner juristischen Bildung, mit seinem Einblick in den Apparat des Regimes.

Die Gestapo wurde sofort nach dem «Anschluss» aktiv. Sie nahm Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Verhöre vor, bei denen sie mit grosser Brutalität vorging. Zahlreiche Menschen wurden in Konzentrationslager geschickt, die Einweisung erfolgte ohne gerichtliches Verfahren, es genügte ein Schutzhaftbefehl der Gestapo, die an keine Gesetze gebunden war. Als Angehöriger der Gestapo war mein Vater faktisch vom ersten Tag an ein Teil des Terrorregimes, er erstellte Verhaftungslisten und verhörte Menschen, die willkürlich zu Gegnern erklärt wurden. Hat er auch Schutzhaftbefehle unterzeichnet, Menschen geschlagen und gefoltert, oder hat er foltern lassen (dafür gab es eigene Typen, Sadisten, Schläger)? Ich weiss es nicht. Ich gehe davon aus, dass er überzeugt war, auf der richtigen Seite zu stehen, für die richtige Sache zu kämpfen, für das künftige Reich, für die völkische, rassische Einheit und Reinheit und wie die Schlagworte alle lauteten, an die damals viele glaubten, doch für eine Karriere in der Gestapo entschieden sich die wenigsten. Warum ausgerechnet er?

Diese Frage begleitet mich seit vielen Jahren wie ein düsterer Schatten, von dem ich weiss, dass ich ihn nie werde abschütteln können.

Dein Vater war ein Idealist, er war immer anständig, er hat alles nur aus Idealismus getan, für das, woran er geglaubt hat, wir waren alle Idealisten, wir haben alle daran geglaubt, sagte mir meine Grossmutter einmal, damals war ich schon an der Universität. Ich war gerade von einem Studienaufenthalt in Polen zurückgekehrt, das Verhältnis zwischen uns war gespannt, sie wusste längst, dass ich einen anderen Weg eingeschlagen hatte, wollte

das aber nicht wahrhaben. Wir haben nie etwas getan, wofür wir uns schämen müssten, sagte sie noch, dein Grossvater nicht, dein Vater nicht, dein Onkel nicht, ich nicht, keiner von uns.

Die Gestapo bot jungen Juristen rasche Aufstiegschancen und gute Bezahlung, Bedingungen, die ihnen woanders nicht geboten wurden. Dazu verfügte die Geheime Staatspolizei über besondere Befugnisse, sie stand über dem Gesetz oder eher ausserhalb der Gesetze. Die ovale Dienstmarke aus silbergrauem Metall mit den eingestanzten Worten «Geheime Staatspolizei» auf der einen und dem Reichsadler mit dem Hakenkreuz auf der anderen Seite verlieh dem Träger beinahe uneingeschränkte Macht. «Die Verfügungen und Angelegenheiten der Geheimen Staatspolizei unterliegen nicht der Nachprüfung durch die Verwaltungsgerichte», hiess es im Gestapogesetz vom Februar 1936. Die Gestapo war ein Staat im Staat, ihre leitenden Beamten fühlten sich als weltanschauliche Elite, als Soldaten, die gegen die inneren Feinde des Nationalsozialismus kämpften, gegen Volksverräter, Juden, Marxisten, die Kirchen. Im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS (SD) war das elitäre Bewusstsein noch stärker ausgeprägt, seine Angehörigen betrachteten sich als Elite innerhalb der Elite, die nur Himmler und dem Führer selber verantwortlich war. «Oberstes Gesetz, oberster Richter über alle Eingriffe in die persönliche Freiheit, das Eigentum und, wenn es notwendig werden sollte, über Leben und Tod ist danach auch in Österreich der Führer allein», schrieb der Chef des SD, Reinhard Heydrich, im April 1938 über die Rolle des Sicherheitsdienstes in Österreich. Ursprünglich als Nachrichtendienst der Partei konzipiert, wurde der

SD mit Kriegsbeginn immer mehr zu einem Instrument des Völkermordes.

Den Angehörigen der Gestapo wurde nicht ausdrücklich befohlen, alle Bindungen zur Kirche zu lösen, trotzdem beeilte sich mein Vater auszutreten. Im SS-Fragebogen gab es in der Rubrik Konfession drei Möglichkeiten zur Auswahl, evangelisch, katholisch, gottgläubig, «Zutreffendes unterstreichen, bei ‚gottgläubig‘ Datum des Kirchenaustrittes». Er unterstrich gottgläubig, daneben schrieb er: «Ja, April 1938.» Bei «Mitglied des Vereins Lebensborn» steht «nein» in seiner Schrift, die mir im Verlauf der Beschäftigung mit seinem Leben so vertraut geworden ist, dagegen war er selbstverständlich «Träger des Winkels für alte Kämpfer». Den sieht man auf den Aufnahmen, die ihn in Uniform zeigen, auf dem rechten Ärmel des Rockes trägt er deutlich sichtbar den Winkel.

Unmittelbar nach dem «Anschluss» wurden in Graz, wie überall in Österreich, neben Repräsentanten des Schuschnigg-Regimes auch Juden verhaftet, leitende Vertreter der rund 1‘700 Mitglieder zählenden Kultusgemeinde, der Grazer Oberrabbiner David Herzog, Kaufleute, Wissenschaftler, Angehörige freier Berufe, viele wurden nach Dachau oder Buchenwald deportiert. Jüdische Geschäfte wurden gekennzeichnet und davor Posten aufgestellt, um Nichtjuden am Betreten zu hindern. Die Juden wurden erniedrigt, ihre Wohnungen geplündert. Am 15. März 1938 wurden alle jüdischen Beamten entlassen, wenig später die jüdischen Kinder aus öffentlichen Schulen verwiesen, in den folgenden Monaten wurde über jüdische Ärzte, Rechtsanwälte, Tierärzte, Apotheker usw. ein Berufsverbot verhängt, die Juden sollten aus dem Land getrieben werden. Für die Durchführung dieser Massnahmen sorgte die Gestapo, sie erstellte die Listen der jüdi-

schen Bürger, der gläubigen Juden und der sogenannten Geltungsjuden, Menschen, die von den Nürnberger Rassengesetzen zu Juden erklärt wurden; in Graz waren insgesamt rund 2'400 Menschen betroffen.

War mein Vater ein rabiater Antisemit? Ich habe dafür keine Belege gefunden, was nichts zu bedeuten hat, die Dokumente aus jener Zeit sind spärlich, und in der Familie wurde darüber nicht geredet. Doch von neueren wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema wissen wir, dass nicht alle Mitglieder der Gestapo und des SD wilde Antisemiten vom Typ eines Julius Streicher sein mussten, ja die meisten von ihnen verachteten diese primitive Form des Judenhasses, weil sie ihrem wissenschaftlichen Anspruch widersprach. Sie betrachteten sich als Pragmatiker, Intellektuelle. Kühl, distanziert, dafür umso effizienter, auch was die Massnahmen gegen die Juden betraf, bis hin zur Vernichtung.

Im Sommer 1938 unternahm mein Vater aufs Neue zahlreiche Bergtouren, er war fast jedes Wochenende unterwegs, meist mit einem Freund, den er im Tourenbuch Ernstl nannte: Mödlinger Hütte, Haindlkarhütte, Buchsteinhaus, Plannerhütte. Am Wochenende vom 23. auf den 24. Juli fuhren sie nach Gstatterboden, um die Tieflimauer zu besteigen. Bei der Nordverschneidung kam es bei strömendem Regen beinahe zum Unglück, an derselben Stelle war kurz zuvor einer aus der Wand gestürzt, bei ihnen ging es glimpflich ab. «Ernstl stürzte. Finger verbrannt. Einen Toten aufgefunden», heisst es in Stichworten im Tourenbuch, in dem er Namen und Adresse des Toten notierte, wie von einem Menschen, dem man irgendwo begegnet und dessen Adresse man

festhält, obwohl man weiss, dass man ihm nie schreiben wird; neben den Namen malte er ein Kreuz.

Der private Tod durch einen Bergunfall schien ihm erwähnenswert, eine tragische Abweichung vom freudvollen Erleben der Berge; sonst lustig und fidel.

## 12.

In Amstetten verlief der «Anschluss» nicht ganz so turbulent wie in Graz. Allerdings gab es auch hier einen Fackelmarsch, Hakenkreuzfahnen, Lieder, «Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen! SA marschiert mit ruhig festem Schritt», Begeisterung, Jubel. Die Nazis triumphierten. Vom alten Bezirksgericht am Hauptplatz wurde unter Applaus das Kruckenkreuz des christlichen Ständestaates entfernt. Im evangelischen Kirchensaal in der Preinsbacher Strasse 8, gegenüber dem Haus der Grosseltern, fand aus Freude über den «Anschluss» gleich an mehreren Sonntagen hintereinander ein feierlicher Dankgottesdienst statt. Im *Amstettner Anzeiger* erschien eine Notiz der Pfarrgemeinde, in der die Ereignisse begrüsst wurden: «Gott segne unsere Kirche, unser Volk und unseren Führer! Heil Hitler!», gezeichnet von Pfarrer Th. Beermann und Dr. Rudolf Bast, Kurator.

Doch auch die feste Stütze der evangelischen Gemeinde seit ihren Anfängen, ihr langjähriger Kurator und Presbyter, trat ein Jahr später aus seiner Kirche aus und wurde «gottgläubig». Freiwillig, dazu brauchte es keinen Zwang. Grossmutter folgte seinem Beispiel.

Im August 1938 wurde mein Grossvater in Anerkennung seiner Verdienste um die illegale Partei zum Leiter des Kreisrechtsamtes in Amstetten ernannt. Unter den Anwälten der niederösterreichischen Kleinstadt gab es nicht wenige überzeugte Nationalsozialisten, er war der strammste. Als politischer Leiter bekam er

eine Uniform, die trug er stolz beim Reichsparteitag in Nürnberg, als der Marschblock der NS-Funktionäre aus Amstetten unter den Klängen des Kaiserjägermarsches vor dem Führer defilierte.

«Erhobenen Armes grüsst Adolf Hitler die kernigen Söhne seiner Heimat. Welches stolze und glückliche Gefühl muss ihn in diesen unvergesslichen Minuten beseelen, da nun zum erstenmal auf dem grossen Nürnberger Treffen der Partei auch sie in Reih und Glied mit ihren Kameraden gleichen Sinnes und gleichen Blutes marschieren können!» (*Amstettner Anzeiger*, 15. September 1938)

In Amstetten und Umgebung gab es nur wenige Menschen, die nach den nationalsozialistischen Gesetzen nicht gleichen, nämlich deutschen Blutes waren: ein paar jüdische Familien, Kaufleute, Angehörige freier Berufe. Im Oktober 1938 brachte Grossvater als Rechtsvertreter für einen Baumeister aus der kleinen Gemeinde Hausmening bei Amstetten beim Landgericht St. Pölten Klage ein gegen dessen Gattin, Auguste L., wegen Scheidung der Ehe. Die Beklagte war Jüdin und bei der Heirat im Jahre 1933 in der israelitischen Religionsgemeinschaft geblieben, was eine behördliche Dispens nötig gemacht hatte. Die hatte der Baumeister erlangt, vielleicht war die Liebe gross gewesen oder er hatte sich von geschäftlichen Erwägungen leiten lassen, immerhin entstammte die Frau einer weitverzweigten, begüterten jüdischen Familie. Fünf Jahre später war die Liebe offenbar erkaltet, geschäftlich und privat konnte ihm die Verbindung mit einer Jüdin und ihrer allorten bekannten Familie auch nicht mehr nützen, im Gegenteil, die Ehe drohte sich beruflich und gesellschaftlich nachteilig auszuwirken. Daher zögerte der Baumeister nach Einführung der «Nürnberger Gesetze» nicht, die jüdische Ehefrau, die obendrein nicht mehr ganz jung war, möglichst rasch

loszuwerden. Es ist gewiss kein Zufall, dass er die Scheidungssache ausgerechnet meinem Grossvater übertrug, der wusste als Kreisrechtsamtsleiter in rassistischen wie in juristischen Fragen bestens Bescheid. In der von ihm eingebrachten Scheidungsklage heisst es:

«Kläger begehrt nun die Scheidung dieser Ehe. Wie oben erwähnt, ist die Beklagte Jüdin. Kläger dagegen ist Arier. Eine Ehe zwischen einem Arier und einer Jüdin galt zur Zeit der Eheschliessung der Streitparteien als nicht verwerflich und wurde auch von den österreichischen Behörden geduldet ... Seit dem Anschlusse Österreichs an das Deutsche Reich und seit der Einführung der sogenannten Nürnberger Gesetze in Österreich sind aber Ehen zwischen Ariern und Juden ausdrücklich verboten und gelten daher als verwerflich.

Aus diesem Grunde hat den Kläger wider die Beklagte eine unüberwindliche Abneigung ergriffen, so zwar, dass Kläger den gemeinsamen Haushalt mit der Beklagten sofort aufgelöst hat und seither von der Beklagten faktisch getrennt lebt.

Weiters aus dem Grunde, weil die Ehe zwischen den Streitparteien die Aufgabe nicht mehr zu erfüllen vermag, die ihr der nationalsozialistische Staat stellt, und daher für die Allgemeinheit wertlos geworden ist. Die Zerrüttung der Ehe durch die Rassenverschiedenheit der Streitparteien ist eine solche, dass dem Kläger die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann und ist die Wiederherstellung einer dem Wesen der Ehe entsprechenden Lebensgemeinschaft nicht zu erwarten.»

Eine unüberwindliche Abneigung hatte den Baumeister ergriffen gegen die Frau, mit der er jahrelang Tisch und Bett geteilt hatte, wie das so banal, aber treffend heisst, eine Fortsetzung der

Ehe war ihm nicht zuzumuten. Das Gericht schloss sich dieser Argumentation an, die Ehe wurde geschieden. Ob Grossvater und der Gatte der Auguste L. wussten, welche Folgen die Scheidung für die jüdische Ehefrau nach sich ziehen würde? 1938 konnten sie das noch nicht bis in die letzte, mörderische Konsequenz überblicken, doch es musste ihnen klar sein, dass die Frau durch die Scheidung grossen Gefahren ausgesetzt wurde. Sie verlor den Schutz, den mit sogenannten Ariern verheiratete Juden im Deutschen Reich bis zum Schluss genossen, sie verlor ihre soziale Stellung, ihr Vermögen, ihre Freiheit und am Ende ihr Leben.

Am 28. November 1941 wurde Auguste L. mit ihrer Schwester Friederike Schanzer und deren Tochter Gertrude nach Minsk deportiert, wo sich ihre Spuren verlieren. Von den tausend Juden, die mit diesem Transport von Wien nach Minsk deportiert wurden, überlebten nur wenige, Auguste L. und ihre Schwester waren nicht unter ihnen. Als einziger der Familie konnte sich ein Sohn Friederike Schanzers retten, dem die Flucht nach Palästina gelang. Er kehrte nach dem Krieg nach Österreich zurück und nahm sich später das Leben.

Der Baumeister setzte nach 1945 seine Karriere fort, als sei nichts geschehen. Seine Firma florierte, in den Nachkriegsjahren wurde viel gebaut, der Krieg hatte mit Bombardierungen und Kämpfen schlimme Zerstörungen über das Land gebracht, der Wiederaufbau war eine grosse Aufgabe, und der Baumeister war fleissig und hatte wieder die richtigen Beziehungen. Kurz nach dem Krieg wurde ein Baumeister dieses Namens in Hausmening in die Leitung der örtlichen ÖVP gewählt.

Viele Menschen schienen nur auf den März 1938 gewartet zu haben, um die Kontakte zu ihren jüdischen Nachbarn und Bekannten abubrechen, sie in der Öffentlichkeit zu schneiden, ihnen nach Möglichkeit auszuweichen. Die Grosseltern hatten keine jüdischen Bekannten, denen sie hätten ausweichen oder den Gruss verweigern können, sie pflegten einen zur Selbstverständlichkeit gewordenen, gleichsam verinnerlichten Judenhas, der keiner weiteren Erklärung bedurfte. Er war gefühlsbetont, irrational. Ich habe noch im Ohr, wie Grossmutter das Wort Jude aussprach, voll Abscheu, wie Schmutz oder Ungeziefer.

Was aber war mit Guido, dem Sohn von Grossvaters Schwester, die in Zagreb einen Juden geheiratet hatte? Guido, der noch im Jahre 1940 nach Tüffer kam, um mit den Verwandten aus Amstetten, Kreisrechtsamtsleiter der eine, Beamter der Grazer Gestapo der andere, im Elternhaus der Bastischen zusammensitzen, von alten Zeiten zu plaudern, den Nussstrudel von Tante Pauline zu loben, für den der Slowene Drolc fleissig die Nüsse ausgesucht hatte, und zu trinken? Getrunken wurde viel bei den Bastischen, das hatte etwas mit der Burschenschaft zu tun. «Guido leicht verkatert», steht auf der Fotografie, die vermutlich mein Vater aufgenommen hat, 1940 in Tüffer. Cousin Guido, Halbjuden, angereist aus Zagreb, aus Jugoslawien, das Hitler schon im Visier hatte als nächstes Opfer seines Drangs nach Osten, der hier zufällig im Süden lag. War es einem Gestapobeamten gestattet, sich mit einem Halbjuden an einen Tisch zu setzen, egal ob Familie oder nicht? In der privaten Sphäre, innerhalb der Familie spielte der Rassismus offenbar keine so grosse Rolle, das macht es im Nachhinein noch schwieriger, das Ganze zu begreifen.

Das vorrangige Ziel der Nationalsozialisten war es, die Juden aus den Ämtern und Berufen zu entfernen, sie aus der Wirtschaft zu drängen, aus den Städten zu vertreiben. Es entwickelte sich ein perverser Konkurrenzkampf, welche Stadt als erste «judenfrei» war. Amstetten konnte früher als die meisten anderen Städte in Niederösterreich, das später in Niederdonau umbenannt wurde (der verhasste Name Österreich sollte ausgemerzt werden), die Erfüllung dieses Zieles melden. Vorher galt es jedoch, die Juden zu enteignen, ihre Häuser, Wohnungen und Firmen zu «arisieren» oder zu «entjuden», wie das mit zynischer Präzision genannt wurde, ihre Vermögenswerte zu beschlagnahmen. «Darr Jud muss weg und sein Gerschl bleibt da», formulierte der *Völkische Beobachter*, Wiener Ausgabe, im April 1938 dieses Programm ebenso volkstümlich wie brutal. Am staatlich sanktionierten, ja dekretierten Raubzug beteiligten sich auch private Personen, die besten Erfolgsaussichten hatten ehemals illegale Parteigenossen. Es kam zu einem wilden Gerangel um Wohnungen, Häuser und Grundstücke, die zur «Entjudung» bestimmt waren. Wer Chancen in diesem Wettlauf haben wollte, brauchte einen Anwalt, der sich im undurchsichtigen Gestrüpp der NS-Bürokratie zurecht fand und die nötigen Eingaben aufsetzte, voran bei der eigens zu diesem Zweck eingerichteten Vermögensverkehrsstelle im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit, die darüber entschied, wer bei der Verteilung der jüdischen Beute zum Zug kam.

Ein grosser Teil der Arisierungen in Amstetten ging über den Schreibtisch meines Grossvaters, einige Arisierungssachen erledigte auch sein Bruder. Eine Zusammenarbeit kam für die beiden nicht in Frage, waren sie doch heillos zerstritten. Im September 1938 setzte Grossvater für Hans Johanna Fortuna, Hutmacher in

Amstetten, ein Gesuch um Genehmigung eines Kaufvertrages auf, betreffend das Haus Adolf-Hitler-Platz Nr. 40 in Amstetten, das dem jüdischen Ehepaar Geiduschek gehörte:

«Wir sind Arier ... Wir sind Mitglieder der NSV und NSDAP. Unser Sohn aus erster Ehe, Otto Schnabel, ist Parteimitglied schon seit der illegalen Zeit und Mitglied des NSKK. Die Tochter aus 1. Ehe, Josefa Schnabel, ist Mitglied der NSDAP.»

Auch Franz und Christine Köttl, Malermeistersgatten, beriefen sich, als sie im Oktober 1938 ein jüdisches Haus in Amstetten erwerben wollten, auf ihre Zugehörigkeit zur illegalen Partei: «Wir sind deutsche Arier, sind beide Mitglieder der NSDAP schon aus der illegalen Zeit und stehen auch derzeit tätig in der N. S. Bewegung», heisst es in dem von Grossvater aufgesetzten Schreiben, das links oben seinen Stempel trägt: «Dr. Rudolf Bast, Rechtsanwalt, Amstetten, N.O., Preinsbacherstrasse 9, Fernruf: 218.» (Es herrschte noch Unsicherheit, ob man die NSDAP oder die NSV, Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, mit trennenden Punkten schrieb oder ohne, nur die Notwendigkeit, die Mitgliedschaft bei der illegalen Partei herauszustreichen, stand ausser Frage.) Obwohl das Ansuchen vom Amstettner Kreisleiter wärmstens befürwortet wurde, verzögerte sich die Sache. Ein halbes Jahr später nahm Grossvater einen neuen Anlauf und urgierte die Genehmigung, diesmal in seiner offiziellen Funktion als Kreisrechtsamtsleiter der NSDAP. Im selben Schriftstück forderte er für einen anderen Klienten die Rückerstattung von Reichsmark 5'000–, aus einer bereits abgeschlossenen Arisierungssache, betreffend «die Juden Adolf und Rosa Greger», weil gewisse Baumängel nicht sofort entdeckt worden waren.

«Die Sachen sind aus dem Grunde sehr dringend, weil die Wohnungen der Juden dringend gebraucht werden. Heil Hitler!

Der Kreisrechtsamtsleiter: Dr. Rudolf Bast.»

Adolf und Rosa Greger wurden, aller Vermögenswerte beraubt, aus Amstetten vertrieben, zunächst nach Wien, im Juli 1942 kamen sie ins Konzentrationslager Theresienstadt, zwei Monate später nach Treblinka, ins Gas.

Der grösste jüdische Betrieb in Amstetten war eine Handelsfirma für Häute und Felle im Besitz der Brüder Hermann und Rudolf Wozasek. Für die Firma wurde Mitte 1938 auf ausdrückliches Verlangen der Kreisleitung Amstetten ein kommissarischer Leiter, Abwickler genannt, eingesetzt, der die Firma liquidieren sollte. Angeblich stellten die Gebrüder Wozasek einen «moralischen Rückhalt der Juden im Kreise» dar und behinderten so den glatten Ablauf der Arisierung. Die Liegenschaften der Firma wurden verkauft, die beträchtlichen Vermögenswerte der Wozaseks von Abgaben und Steuern aufgeessen, von «Reichsfluchtsteuer» und «Judenvermögensabgabe», andere Worte für staatlichen Raub. In den Abrechnungen des Abwicklers taucht immer wieder der Name Dr. Bast auf. Kosten Dr. Bast RM 32–,; Kosten Dr. Bast RM 160–,; Kosten Dr. Bast RM 115–, usw. Mein Grossvater stand dem Abwickler als Rechtsberater zur Seite, beide verdienten sie an der Liquidierung der jüdischen Firma.

Die Brüder Wozasek hatten Glück, sie wurden im November 1938 in Schutzhaft genommen, wieder entlassen, nach Wien vertrieben, von wo ihnen im letzten Moment die Flucht gelang, einer hatte bereits die Aufforderung in der Tasche, sich für den Transport nach Polen bereitzuhalten. Polen bedeutete Arbeitslager, spä-

ter Auschwitz, Treblinka, den Tod. Hermann und Rudolf Wozasek bekamen noch die nötigen Papiere für die Ausreise und gelangten über die Schweiz und Italien in die USA. Welche Rolle Grossvater bei ihrer Rettung spielte, ist heute nicht mehr zu rekonstruieren. Fest steht, dass er zumindest Hermann Wozasek half, die behördlichen Schikanen und Hürden auf dem Weg zur lebensrettenden Ausreisegenehmigung zu überwinden. Im November 1939 schrieb Hermann Wozasek von dem Schiff, das ihn mit Frau, Kind und Bruder nach Amerika brachte, einen Brief an den Abwickler, in dem er ihm für das erwiesene «Wohlwollen» dankte; er möge die Familie Wozasek in guter Erinnerung bewahren. Auch für Grossvater fand er dankbare Worte: «Herrn Dr. Bast, der ein für uns passendes Ansuchen einreichte und mir dadurch die Ausreise ermöglichte, bitte ich Sie, unseren wärmsten Dank und viele Grüsse zu übermitteln.»

War die Dankbarkeit aufrichtig oder gab es einen heute nicht mehr nachvollziehbaren Grund für diesen rückblickend seltsam klingenden Brief, der auf dem Schiff zwischen Gibraltar und Lissabon geschrieben wurde, als sich die Wozaseks längst ausserhalb der Reichweite der Gestapo befanden? Grossvater erinnerte sich jedenfalls nach dem Krieg an das Schriftstück und legte es im Jahre 1948, als ihm wegen seiner Zugehörigkeit zur illegalen NSDAP der Prozess gemacht wurde, beim Volksgericht in Wien vor. Wie das im Akt erliegende Schreiben «des Juden Hermann Wozasek» beweise, so führte er aus, sei seine Tätigkeit als Kreisrechtsamtsleiter eine durchaus soziale und selbstlose gewesen, zum Wohle bedürftiger Volksgenossen, er habe es als seine Aufgabe betrachtet, unterschiedslos jedem zu helfen, der ihn um Rechtsbeistand ersuchte, auch «Sozialdemokraten, Kommunisten, ja sogar Juden».

Nach dem Krieg wollte er mit einem Mal nur mehr eine Randfigur gewesen sein, die mit den Verbrechen des NS-Regimes nichts zu tun hatte. Manche offiziellen Stellen unterstützten die Versuche der Nazis, sich aus der Verantwortung zu stehlen, wie ein Schreiben des Stadtpolizeiamtes Amstetten an das Volksgericht beim Landesgericht Wien vom Februar 1948 beweist, vor dem Grossvater angeklagt wurde. Dort heisst es:

«Betrifft: Dr. Rudolf Bast... Der Beschuldigte hat sich an keiner Arisierung beteiligt, auch ist von einer Denunzierung hier-  
amts nichts bekannt.»

Das historische Gedächtnis kann unter bestimmten Bedingungen erstaunlich kurz sein. Zehn Jahre sind dann eine lange Zeit, die vieles aus der Erinnerung wischt.

## 13.

Neue Plannerhütte auf der Planneralpe. Kleiner Rotbühel, Grosser Rotbühel, Schreinl, Hintere Gollingspitze, Plannersee (Fackellauf). Sehr lustig und fidel.» Weihnachten 1938 und den Jahreswechsel beging mein Vater wieder in den Bergen, mit Freunden und Kameraden aus Graz, wie er im Tourenbuch hinzufügte. Vielleicht waren sie Mitarbeiter der Gestapo, wo er in der Abteilung II arbeitete, die mit «Gegnerforschung und Gegnerbekämpfung» befasst war. Im Laufe des Jahres 1939 hatte er die Leitung der Abteilung übernommen, da war er 29. Im November desselben Jahres wurde er zum Regierungsassessor ernannt und damit automatisch zum SS-Hauptsturmführer befördert. Die eine Beförderung bedingte die andere, in dieser Hinsicht war alles exakt geregelt. Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD, Reinhard Heydrich, richtete ein Schreiben an das SS-Personalhauptamt beim Reichsführer-SS, Heinrich Himmler.

«Betr.: SS-U' Stuf. Dr. Gerhard Bast, SS-Nr. 23.064 Obengenannter ist mit Wirkung vom 20.11. zum Regierungsassessor ernannt worden und ist demgemäss 1t. RdErl. RFSSuChdDtpoliRMdI S V 3 Nr. 72/38 v. 23.6.38 zum SS-Hauptsturmführer zu befördern.

Es wird gebeten, die Beförderungsurkunde zu erstellen und die Beförderung im nächsten SS-Verordnungsblatt zu veröffentlichen.»

Die Bürokratie des Terrors entwickelte eine Vorliebe für Abkürzungen, die nur mehr Eingeweihte zu entschlüsseln vermochten, wohl nicht zuletzt, um den wahren Charakter der Institutionen und Ereignisse dahinter verschwinden zu lassen. Als das SS-Personalhauptamt nicht sofort reagierte, schickte Heydrichs Amt einen zweiten Brief, dann wurde die Ernennungsurkunde ausgestellt, mit Meldung an alle betroffenen Dienststellen, was eine Menge Papier bedeutete. Auch in der täglichen Gestapoarbeit wurde viel Papier produziert, das kleinste Ereignis blähte sich auf zum komplizierten Vorgang, der vorgelegt, abgezeichnet, abgelegt werden musste. Das passte schlecht zum Bild der effizienten Geheimpolizei, die ihre Augen und Ohren überall hatte und jeden Versuch, «den Volkskörper zu zersetzen und zu schwächen», durch raschen Zugriff im Keim erstickte. In der Praxis war es oft die Gestapo, die im Papierkram erstickte, was nichts änderte an ihrem Charakter.

Im November 1939 liess ein unachtsamer SS-Unterscharführer in einem aus Jugoslawien kommenden Zug nach Wien eine Dienstasche liegen, eine Katastrophe, die sofort die Grazer Gestapo auf den Plan rief, namentlich Dr. Bast von der Abteilung II. Es war immerhin denkbar, dass sich staatsfeindliche Elemente der Tasche bemächtigt hatten. Dr. Bast wies den Grepo (Grenzpolizeiposten) Spielfeld per Fernschreiben an, unverzüglich drei Beamte in Marsch zu setzen, um die Tasche wiederzubeschaffen, doch der Posten Spielfeld schob die Verantwortung ab, er habe zuwenig Personal, vielleicht könne die Stl. (Staatspolizeileitstelle) Wien tätig werden, dorthin sei der Zug schliesslich unterwegs gewesen. Dr. Bast diktierte ungehalten:

«Die Beamten sind umgehend in Marsch zu setzen – wie ihr das macht, sagt Dr. Bast, ist ihm ganz egal, ihr habt die betreff.

Beamten umgehend in Marsch zu setzen, da diese bis dahin, bis Stl. Wien in Bewegung kommt, schon draussen in Wien sein können – also bitte um Kenntnisnahme – Heil Hitler und Marsch. Marsch.»

Weitere Fernschreiben wurden hin und her gejagt, das Grenzpolizeikommissariat Leibnitz wurde eingeschaltet, ebenso die Abteilung III der Grazer Gestapo, mit deren Leiter, Dr. Witiska, vereinbart wurde, dass er zwei Beamte nach Spielfeld abkommandierte. Da kam die Nachricht, die Diensttasche sei in Bruck an der Mur im Zug gefunden und am selben Tag nach Graz geschickt worden, zur Bahnhofswache, die sie, statt unverzüglich Meldung zu erstatten, einfach liegengelassen hatte. Eine Schlampe, die eine neue Untersuchung erforderlich machte.

Fünf Jahre später sollten sich die Wege der beiden Grazer Gestapobeamteten neuerlich kreuzen, in der Slowakei. Witiska war dort als Leiter der Einsatzgruppe H der Sicherheitspolizei und des SD tätig, mein Vater leitete in seinem Befehlsbereich ein Sonderkommando.

Den Urlaub 1939 verbrachte er erneut in den Bergen, auf der Haindlkarhütte in den Ennstaler Alpen, mit einem Bergführer namens Gaisbauer und einer Käthe. Er war wie besessen vom Bergsteigen, im Sommer und Winter, mit dem Seil, mit Pickel und Steigeisen, mit Schiern und Seehundfellen. Wer diese Käthe war, weiss ich nicht, im Tourenbuch steht bloss der Vorname, sonst findet sich keine Bemerkung zu ihrer Person, dafür einiges übers Klettern: «Wetter schön, ziemlich kalt. Sehr feine, vor allem feste Kletterei, scharfes Gestein.» Möglicherweise ist Käthe auf einer der zahlreichen Fotografien zu sehen, die ich von seinen Bergtouren besitze, eines der Mädchen mit genagelten Bergschuhen, zünftigen Knickerbockern, das Haar kurz geschnitten, unge-

schminkt, wie es die Ideologie verlangte. Irgendwann verschwand sie wieder aus seinem Leben, vermutlich ohne tiefere Spuren hinterlassen zu haben.

Über das private Leben meines Vaters, über das, wie er war, wie er dachte, weiss ich wenig, eigentlich nichts. Er ist für mich bis heute im Dunkeln geblieben, eine Figur, von der ich nur undeutliche Konturen erkenne. Er war ungeheuer schneidig, sagte Grossmutter – diese Aussage machte das Bild für mich nicht plastischer. Am ehesten glaube ich ihn noch auf manchen Fotografien zu erkennen, etwa einer, die ihn als Schifahrer zeigt, wie er in der seltsam nach vorne gebeugten Haltung der damaligen Zeit einen steilen Hang im Schuss hinunterfährt, furchtlos. Das war ein anderes Eigenschaftswort, das Grossmutter gerne gebrauchte, wenn sie von ihm sprach, was selten vorkam. Furchtlos. Ich bemühte mich, dem nachzueifern, wollte ebenfalls furchtlos erscheinen. Ich erinnere mich an eine Episode in Oftering bei Linz, wo ich mit Grossvater bei einem Bauern wohnte, der einen Sohn hatte, ein wenig älter als ich. Wir spielten oft in der Tenne, in der das Heu aufbewahrt wurde, das so wunderbar roch. Ganz oben, unter dem Dach, führte ein Strebebalken durch die ganze Tenne, über den ich einmal auf allen vieren – so mutig war ich auch wieder nicht, dass ich aufrecht gegangen wäre – gekrochen bin. Als der Grossvater auf der Suche nach mir in die Tenne kam, sah er mich hoch oben langsam über den Balken kriechen. Er sei ganz still unten gestanden, erzählte er später, und habe nicht gewagt, meinen Namen zu rufen. Damals war ich vielleicht vier, fünf Jahre alt. Ich wollte furchtlos sein wie der Vater.

Auf einem Bild steht mein Vater in einem weiten Feld, in der Ferne ist ein Waldstück zu sehen. Seine Figur ist scharf aus dem

wolkenlosen Himmel geschnitten, man kann nicht erkennen, was auf dem Feld wächst, Hornklee oder Raps, er hat die Beine gespreizt, die Hände am Rücken verschränkt, das Kinn vorge Streckt, den Blick in die Ferne gerichtet. Aus der ganzen Gestalt, die förmlich aus der Scholle zu wachsen scheint, spricht Entschlossenheit. Härte. Unnahbarkeit. Vielleicht Brutalität. Wie er so dasteht, könnte er, entkleidet und ins Monströse vergrößert, als eine der Figuren von Josef Thorak oder Arno Breker im Berliner Olympiastadion aus dem Jahre 1936 durchgehen. Der Sieger. Hat er diese Pose spielerisch eingenommen, für den Fotografen, der auf den Auslöser drückte, oder zeigt ihn das Bild, wie er wirklich war?

Ich weiss es nicht.

Mein Unwissen rührt daher, dass ich in einer sogenannten intakten Familie aufwuchs, mit einem Vater, der für mich immer ein solcher war, ein guter Vater. Das hielt meine Mutter vermutlich davon ab, mit mir über den richtigen Vater zu sprechen, von ihm zu erzählen, auch nicht in Abwesenheit des zweiten Vaters, das gehörte sich nicht. Das macht man nicht! Das finde ich nicht richtig! Solche Sätze gebrauchte sie oft, sie neigte zu strengen moralischen Urteilen, obwohl sie auf der anderen Seite sehr weich, sehr weiblich war.

Kompliziert wurde die Situation dadurch, dass sich mein richtiger Vater in die Ehe der Mutter gedrängt, sie dem ersten Mann weggenommen hatte, wie man das nennt. Als ich geboren wurde, war sie noch verheiratet, mit demselben Mann, den sie bald nach dem Tod meines leiblichen Vaters ein zweites Mal heiraten sollte. Aus diesem Grund trage ich den Namen des Stiefvaters, der in allen meinen Papieren, auch im Geburtsschein, als Vater

eingetragen wurde. Ob er damals schon wusste, dass ich von einem anderen bin, habe ich nie erfahren. Ich weiss bloss, dass er mir und meiner Mutter gegenüber sehr grosszügig war, er muss die Mutter über alles geliebt haben.

Noch während der Ehe mit ihm brachte meine Mutter das Kind eines anderen zur Welt, einen Bankert, das war ich. Und als sie in den Nachkriegswirren als Witwe eines gesuchten Kriegsverbrechers dastand, nahm er sie wieder zurück, mitsamt dem Kind, das nicht seines war. Ich habe mich nie wie ein Bankert gefühlt, nie unerwünscht.

Diese verwickelten familiären Verhältnisse trugen dazu bei, dass bei uns zu Hause in Linz über alles, was auch nur entfernt an die Zeit mit meinem leiblichen Vater rührte, geschwiegen wurde, das war tabu. Davon erzähle ich dir später einmal, sagte meine Mutter manchmal, wozu es nie kam, und ich habe sie auch nie gedrängt. Das macht man nicht! Erfüllte sie mit ihrem Schweigen das Vermächtnis des toten Vaters? Im Versuch, sich hinter diesen kurzen, einfach gefügten Sätzen zu verbarrikadieren, um sich gegen unerwünschte Vertraulichkeit, Emotionalität abzuschirmen, erkenne ich mich selber, ein Abbild des unbekanntesten Vaters, der energisch das Kinn vorstreckt und den Blick in die Ferne richtet. Unnahbar. Gefühle zeigt man nicht, die behält man für sich. Das ist mir selber in Fleisch und Blut übergegangen.

Habe ich etwas von ihm geerbt, trage ich etwas von ihm in mir? Ganz der Vater, sagte Grossmutter liebevoll, wenn meine Mutter davon erzählte, was ich für ein Raufbold sei. Die beiden Frauen haben sich selten getroffen. Grossmutter kam manchmal zu uns nach Linz, Mutter hingegen fuhr nie nach Amstetten: Dort hatte mein leiblicher Vater gelebt, dort lebten seine Eltern, die

Stadt war tabu, nur ich durfte hin. Sie unterhielten sich in meinem Beisein über mich, als wäre ich nicht anwesend. Ich war in der Volksschule ein schrecklicher Raufer, das wurde der Grossmutter berichtet. Sie schüttelte den Kopf und lächelte selig, ganz der Gerhard, sagte sie dann. Ich besuchte eine private Volksschule, angeschlossen an das Bischöfliche Lehrerseminar in der Stifterstrasse in Linz, alle Lehrer waren Patres.

Die ersten Probleme tauchten auf, als ich 1950 eingeschult wurde: Ich war nicht getauft. Ich erinnere mich, wie ich mit Mutter in einem Raum sass, uns gegenüber ein mild dreinblickender Herr mit einem steifen weissen Kragen (unsere Patres trugen keinen Habit, sondern Zivil), der mich einschreiben sollte. Religion? fragte er, und wollte schon, automatisch, katholisch eintragen. Gottgläubig, sagte Mutter naiv. Er stutze und schaute auf. In jenen Jahren wusste jeder Österreicher, was das bedeutete: Die Gottgläubigen waren die Nazis, die richtigen Nazis, nicht die harmlosen Mitläufer. Mutter lächelte den Schulpater entwaffnend an. Sie war eine schöne Frau, damals 39, sie sah jünger aus und konnte hinreissend lächeln. Sie wusste, wie sie bekam, was sie wollte, sie brauchte nur ein Lächeln aufzusetzen. Der Pater liess sich jedoch nicht um den Finger wickeln. Das geht nicht, gnädige Frau, sagte er steif, bei uns nicht. Es blieb nichts anderes übrig, als mich taufen zu lassen – ich kann mich nur mehr an den Geschmack von Salz auf der Zunge erinnern.

Die Lehrer in der Stifterstrasse waren mild und warmherzig, ganz anders, als man es landläufig über Patres in katholischen Schulen berichtet. Ich glaube nicht, dass ich oder einer meiner Schulkameraden je geschlagen wurde oder in der Ecke stehen musste. Unser Klassenlehrer war ein junger, blonder Mann mit sanfter Stimme und weichen Zügen, er hiess Wilhelm Huber. Ich

weiss noch, dass er jedesmal rot wurde, wenn Mutter mit ihm sprach, sie schien das zu geniessen. Wenn er nur nicht so ein Raufer wäre, klagte Lehrer Huber manchmal bekümmert, er war nicht ernstlich böse, aber sonst gab es nicht viel zu sagen über mich. Sie nickte nur, schliesslich kam ich jeden Tag mit blauen Flecken und zerrissener Kleidung nach Haus. Am Morgen wurde ich adrett gebürstet losgeschickt, mit einem Spangerl im Haar, um es aus der Stirn zu halten (das warf ich schon am Gartentor weg), und zu Mittag kam ich zurück wie ein Strolch, der sich auf der Strasse gewälzt hatte.

Sein Vater war auch ein Raufer, sagte Grossmutter. Wenn mein Stiefvater in den Raum trat, verstummten die beiden Frauen. Er war Grossmutter gegenüber betont höflich, korrekt, aber distanziert. Er nannte sie gnädige Frau und deutete einen Handkuss an. Er war nur drei Jahre jünger als sie. Sie hegte grosse Bewunderung für ihn, ein Herr, sagte sie, wenn wir wieder in Amstetten waren und die Rede, was selten geschah, auf meinen Stiefvater kam. Unser Haus in Linz nannte sie eine Villa. Mit einem herrlichen Garten. Und die Blumen – gottvoll. Und der Herr Pollack, ein richtiger Herr. Sie sprach das Wort ganz kurz aus, das r war wie ein Hieb. Jeder Zoll ein Herr. Tadellose Manieren. Manieren waren ihr sehr wichtig. Tadellose Manieren und Anständigkeit. Dein Vater ist immer anständig gewesen, das darfst du nie vergessen, sagte sie mir.

Im September 1939 überfiel Hitler Polen. In den wenigen persönlichen und beruflichen Papieren, die ich von meinem Vater besitze, schlug sich der Kriegsausbruch mit keiner Zeile nieder. Als hätte ihn das nicht berührt. Graz war weit entfernt von Danzig und Warschau, Polen wurde in wenigen Wochen niedergeworfen.

Man sprach vom Blitzkrieg, das klang schneidig. Im Feldzug gegen Polen spielten erstmals Einsatzgruppen eine wichtige Rolle, die «Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD» – «Gestapo auf Rädern», wie sie salopp genannt wurden. Diese auf Befehl Hitlers ins Leben gerufenen Einheiten, zusammengesetzt aus Angehörigen der Gestapo, der Kripo und des SD, waren schon bei der Besetzung Österreichs und dann der Tschechoslowakei zum Einsatz gekommen, um «reichsfeindliche Elemente» zu erfassen und zu eliminieren. Doch die grosse Bewährungsprobe erwartete sie in Polen, wo die Einsatzgruppen den kämpfenden Truppen auf dem Fuss folgten, um die eroberten Gebiete von allen feindlichen Elementen zu säubern – Reinhard Heydrich sprach von einer «völkischen Flurbereinigung» gegen «Judentum, Intelligenz, Geistlichkeit und Adel». Das besorgten sie gründlich. Die Einsatzgruppen waren mobile Mordkommandos, die nicht der Heeresleitung unterstanden, sondern allein Heydrich, Himmler und Hitler. Die wollten in den vorgelegten Berichten nur immer noch höhere Opferzahlen lesen.

Jeder, der bei der Gestapo in leitender Stellung tätig war, musste damit rechnen, irgendwann zu einer Einsatzgruppe abkommandiert zu werden. Es herrschte ein strenges Rotationsprinzip, die Leute wurden von einer Stapostelle zur anderen versetzt oder zu einer Einsatzgruppe im Osten abgeordnet. Keiner sollte zu lange an einem Ort bleiben, damit er keine festen Bindungen knüpfte, jeder sollte sich bei einem Einsatzkommando bewähren, im auswärtigen Volkstumskampf.

Im Frühjahr 1940 war Vater noch als Leiter der Abteilung für Gegnererforschung und Gegnerbekämpfung der Gestapo in Graz. Es gab erste zaghafte Widerstandsaktionen in der Steiermark,

Sprengstoffanschläge auf Züge, verübt von kleinen Gruppen unter der Führung österreichischer Slowenen, die gegen das Nazi-regime auftraten. Im April 1940 kam es zu einem Sprengstoffanschlag auf die Bahnstrecke in der Nähe von Judenburg, die Nachforschungen übernahm Dr. Gerhard Bast. Nach eingehenden Erhebungen und der Sichtung von Konfidentenberichten liess er nach ein paar Männern fahnden, die «deutsch mit slawischem Einschlag» sprachen.

Noch bevor die Untersuchungen abgeschlossen waren, fuhr er in den Urlaub. Nach Tirol. Eine grosse Bergtour, mit den Schiern durch die Ötztaler Alpen. Bedeuteten die Berge so etwas wie eine Flucht aus dem Alltag, aus dem düsteren Gebäude am Parkring 4, in dem die Grazer Gestapo residierte? In den ersten Urlaubstagen war er allein. Er marschierte von Sölden durch das Rettenbachthal und über das Pitztalerjöchel zur Braunschweiger Hütte, die nicht bewirtschaftet war: er musste im Winterraum übernachten. «Annehmbar», notierte er im Tourenbuch. In den nächsten Tagen bestieg er im Alleingang die Wildspitze, den Fernerkogel, den Mittagkogel, die Gletscher waren tief verschneit, am Rettenbachloch geriet er in dichten Nebel, dann kam ein Schneesturm auf. Eine Woche später stiess ein Freund dazu, mit dem er von Hütte zu Hütte, von Gipfel zu Gipfel zog, bis sie wieder in Sölden eintrafen. Insgesamt war mein Vater 18 Tage unterwegs, er hatte seinen ganzen Urlaub in den Tiroler Bergen aufgebraucht.

«Vielleicht für lange Zeit die letzte Bergskifahrt!», schrieb er abschliessend.

Doch 1940 unternahm er noch weitere Reisen, eine davon dienstlich. Als Beleg besitze ich ein Dutzend Fotografien, die Motive aus Italien zeigen, Ostia, römische Ruinen, dahinter Pini-

en, im Vordergrund ein Mann in deutscher Uniform; ein Palast, vermutlich in Rom, im monströsen Stil des Faschismus, davor dunkelhäutige Wachen mit malerischen Turbanen, weissen Hosen, weiten Umhängen, wimpelgeschmückte Lanzen in Händen, auch in den Gängen stehen solche Wachen, Abessinier in Operettenkostümen. Auf einem anderen Bild sieht man eine Gruppe Uniformierter, vielleicht SS, die sich auf einer Terrasse drängen und die italienische Landschaft betrachten. Deutsche Bildungsbürger in Uniform. Ein Besuch beim römischen Verbündeten, halb Urlaub, halb Pflicht. Nur eine der Fotografien gibt Rätsel auf: «Sibenik 1940» steht hinten, doch Sibenik liegt in Dalmatien, und das gehörte 1940 noch zu Jugoslawien. Ist es denkbar, dass eine Gruppe von SS-Offizieren im Jahre 1940 Jugoslawien einen Besuch abstattete, in Uniform?

Durch Jugoslawien führte ihn in diesem Jahr noch eine zweite Reise. Auch diese Reise, nach Slowenien, an die Orte seiner Kindheit, Gottschee und Tüffer (wo er seinen Cousin Guido traf), und dann weiter nach Zagreb, Sarajevo und Belgrad, ist nur durch Fotografien belegt. Ich habe einen ganzen Packen Aufnahmen von typischen Motiven, wie sie Touristen knipsen: das Denkmal des Ban Jelacic in Zagreb und den Markt davor, der schweren Kleidung der Marktfrauen und Passanten nach zu schliessen, muss es früh im Jahr oder Anfang Winter sein, Schnee liegt keiner mehr oder noch keiner. Auf einem anderen Bild sieht man ein unscheinbares Haus mit Garten, es schaut nach Vorstadt aus, eher ärmlich, die Strasse vor dem Haus ist geschottert, Vrhovc 41 steht auf der Rückseite. In Vrhovc, ein Vorort von Zagreb, besass, der Familienüberlieferung zufolge, Grossvaters Schwester Käthe ein Gut, vermutlich hatte sie es erheiratet. Weil sie kinder-

los war, fiel das Gut, das wohl bloss ein einstöckiges Haus mit Garten war, nach ihrem Tod an den Sohn ihrer Schwester, Guido, der auf einer Aufnahme aus Lasko zu sehen ist. Bei dem Haus Vrhovec 41 dürfte es sich also um Guidos Wohnhaus handeln. Vielleicht hat Vater dort während des Aufenthaltes in Zagreb gewohnt. Beim halbjüdischen Cousin. In Belgrad herrschte Regenwetter, es sind kaum Passanten auf den Strassen zu sehen, alles wirkt grau und nass. Beograd, Prestol trg. Beograd, Kralja Aleksandra. Bemerkenswert ist, dass er die Bilder serbokroatisch beschriftete, nicht auf deutsch. So wie er immer Lasko und Kocevje schrieb, nie Tüffer und Gottschee. Konnte er slowenisch? Vermutlich ein paar Brocken, schliesslich war er oft genug dort. Im Fragebogen der SS, der sich in seiner Personalakte findet, steht bei Fremdsprachen: «keine».

Was hat er auf dieser Reise gemacht? Eine Urlaubsreise kann es nicht gewesen sein, den Urlaub hatte er bereits in den Tiroler Bergen aufgebraucht. Bleibt eigentlich nur eine Möglichkeit: 1940 waren in Jugoslawien auffallend viele deutsche Touristen unterwegs, alles jüngere Männer in Zivil, aber militärisch wirkend, durch ihren Haarschnitt, ihre Haltung, ihr forsches Auftreten. Alle hatten sie Fotoapparate dabei, und sie knipsten, was ihnen vors Objektiv kam, Brücken, Bahnhöfe, Fabriken, andere Objekte, die militärisch von Interesse sein konnten. Im Fall eines Luftangriffes zum Beispiel. Die jugoslawische Polizei und die Spionageabwehr wussten genau, in wessen Auftrag die Männer unterwegs waren, doch sie konnten nichts unternehmen gegen sie, die Beziehungen zwischen dem südslawischen Königreich und Hitlerdeutschland waren gut, auch wenn man den Deutschen nicht über den Weg traute.

Eine Spionagereise also. Für den SD, der über einen eigenen Auslandsdienst verfügte? Oder hatte sich die militärische Abwehr den Grazer Gestapobeamten «ausgeliehen», war so etwas angesichts der Rivalität der beiden Organisationen denkbar? Wurden die Beamten für diese Reise rekrutiert oder haben sie sich freiwillig gemeldet? Als gebürtiger Untersteirer mit Verwandten in Slowenien und Kroatien war Vater prädestiniert für eine solche Mission. Hat er die Reise zum Vorwand genommen, um die Verwandtschaft in Jugoslawien und die Freunde in Kocevje zu besuchen, oder hat er, umgekehrt, die Verwandten und Freunde benützt, um sich eine Tarnung für die Reise zu verschaffen? Alle Bilder von der Reise zeigen touristische Motive, tiefverschleierte Frauen in Sarajevo, Strassenbilder, Gebäude, Marktszenen. Hat er Fotografien mit anderen, militärisch wichtigeren Motiven bei irgendeiner Stelle abgeliefert? Möglicherweise hat er sich auch mit Agenten getroffen, in Gottschee/Kocevje, in Tüffer/Lasko und in Zagreb. Es gab genug Angehörige der deutschen Minderheit in Jugoslawien, die das Deutsche Reich herbeisehnten. Der Zweck der Reise war wohl, auf diese oder jene Weise Informationen zu beschaffen, die helfen sollten, einen Angriff auf Jugoslawien vorzubereiten, der am 6. April 1941 tatsächlich erfolgte.

Am frühen Morgen des 6. April 1941 flog die deutsche Luftwaffe die ersten Angriffe gegen die jugoslawische Hauptstadt, ohne Kriegserklärung. 611 Maschinen warfen 440 Tonnen Bomben über Belgrad ab, in zwei Tagen kamen dort 2‘‘000 Menschen um. Drei Tage später besetzten deutsche Truppen die Grenzstadt Maribor/Marburg. Slowenien wurde innerhalb von drei Tagen ohne nennenswerten Widerstand erobert. Die ehemalige Untersteiermark und Oberkrain, ohne die Hauptstadt Ljubljana, kamen zum Deutschen Reich, Ljubljana und Unterkrain wurden Italien zugeschlagen, den östlichen Landesteil, das Übermurgebiet, bekam das verbündete Ungarn zugesprochen.

Am 12. April reiste der Gauleiter der Steiermark, Siegfried Uiberreither, nach Maribor, das nun wieder Marburg genannt wurde, und verkündete die geplante «Eindeutschung des Landes», verbunden mit der Vertreibung der unerwünschten Slowenen: «Wir wollen dieses Land so heranbinden, dass darinnen nur Platz hat der Deutsche und jene Steirer, die Jahre und Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch treu und kameradschaftlich Schulter an Schulter zu unseren Volksgenossen gekämpft haben. ... Und alles andere, meine Volksgenossen, daraus mache ich auch öffentlich kein Hehl, das muss hinaus! ... Wir werden mit Eiskälte jene Massnahmen treffen, die erforderlich sind ...»

Die Untersteiermark wurde verwaltungsmässig der Steiermark angeschlossen, ungefähr 260‘‘000 Slowenen, das war ein Drittel der Bevölkerung, sollten ausgesiedelt werden, wichtige

Aufgaben fielen dabei Gestapo und Sicherheitsdienst zu, die sich in Marburg einrichteten. Die Gestapo und der SD in Marburg waren Aussendienststellen von Graz, wo schon vor dem Einmarsch eifrig Informationen über die Untersteiermark und dortige «deutsch-feindliche Elemente» gesammelt worden waren. Sofort nach der Besetzung setzte eine Verhaftungswelle nach vorher erstellten Listen ein, auf denen slowenische Intellektuelle und Priester ganz oben standen. Die nötigen Informationen kamen nicht zuletzt von der Abteilung für Gegnererforschung und Gegnerbekämpfung der Grazer Gestapo unter der Leitung von Dr. Gerhard Bast. Möglicherweise hatte er schon während der Jugoslawienreise im Jahr zuvor Namen zusammengetragen. Ob mein Vater in jener Zeit in die Untersteiermark reiste, weiss ich nicht. Sein jüngerer Bruder, Helmut Bast, war jedenfalls dort tätig. Mein Onkel Helmut. Der übernahm eine Aussenstelle des Sicherheitsdienstes im kleinen Ort Oberburg/Gornji Grad, zwischen Celje und Ljubljana gelegen.

Die Lebensläufe der Brüder weisen unübersehbare Parallelen auf. Beide studierten in Graz Jus, traten in die schlagende Burschenschaft Germania ein, trugen stolz Schmissnarben zur Schau, dachten deutschnational, wurden radikale Nationalsozialisten. Der jüngere Bruder, 1914 in Amstetten geboren, bewarb sich ebenfalls um Aufnahme in die SS. In dienstlichen Schreiben aus dem Jahre 1941 wird er als SS-Anwärter titulierte, beruflich übte er die Funktion eines kommissarischen Leiters der Aussenstelle des SD in Oberburg aus. Es gehörte zu seinen Aufgaben, festzulegen, welche slowenischen Familien vertrieben und welche Einzelpersonen verhaftet oder auch (seltener) enthaftet werden sollten.

Am 14. Mai 1941 richtete er einen Eilbrief an die Aussenstelle der Geheimen Staatspolizei in Marburg, betreffend die Überprüfung des Schutzhäftlings Cerin Iwan, geboren am 10. Februar 1884.

«Mit der Enthftung oben genannter Person bin ich aus Gründen der allgemeinen Sicherheit nicht einverstanden. Cerin Iwan ist in der Gemeinde Prassberg als deutschfeindlich bekannt und war seine Einstellung gegen alles Deutsche sehr scharf. Dies zeigt sich auch in der Erziehung seiner ganzen Familie und insbesondere seines ausserehelichen Sohnes Divjak Iwan, der nachstehend behandelt wird. ... Im Falle der durchzuführenden Aussiedlung wird die gesamte Familie zu entfernen sein.

Der kom. SD Aussenstellenleiter, Dr. Helmut Bast.»

Dass der jüngere Bruder meines Vaters für einige Zeit beim Sicherheitsdienst der SS tätig war, fand ich zufällig heraus. Eigentlich handelte es sich um eine Verwechslung. Aufgrund einer Anfrage bekam ich Dokumente aus dem slowenischen Staatsarchiv in Ljubljana, in denen ein Dr. Bast genannt wird, der 1941 in Oberburg/Gornji Grad tätig war. Anfangs dachte ich, es handle sich um meinen Vater. Doch der war um diese Zeit bei der Gestapo in Graz. Und er war auch nicht SS-Anwärter, sondern SS-Hauptsturmführer. Warum der Onkel am Ende nicht bei der SS landete, sondern bei den Fallschirmjägern, kann ich nicht sagen. Vielleicht wurde er wegen seiner starken Kurzsichtigkeit nicht in die SS aufgenommen, damit war auch seine Karriere beim Sicherheitsdienst beendet. Die Entdeckung, dass er zumindest ein paar Monate beim SD gearbeitet hatte, noch dazu im besetzten Slowenien, war keine Überraschung für mich. Ebenso wenig das Detail, dass auch seine damalige Frau im Terrorapparat tätig war – als

Schreibkraft beim Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Marburg.

Es ist schwierig, die Dienstlaufbahn der Angehörigen der Gestapo und des SD lückenlos zu rekonstruieren. Die Dokumente sind verstreut über verschiedene Archive, vieles ist verlorengegangen, wurde von den Tätern aus Angst vor Verfolgung vernichtet. Irgendwann im Sommer 1940 wurde mein Vater nach Deutschland geschickt, das man damals Altreich nannte, einige Zeit war er in Koblenz tätig. Das belegt eine Meldung der dortigen Staatspolizeistelle an die SS-Personalkartei vom August 1940, aus der hervorgeht, dass der Hauptsturmführer Dr. Gerhard Bast, von Beruf Regierungsassessor, am 24. Juni 1940 das Reichssportabzeichen in Bronze erhielt; es wurde sogar die Nummer der Verleihungsurkunde angeführt. Zu jener Zeit dürfte er dem SD-Hauptamt in Berlin zugeteilt gewesen sein, den Dienst versah er bei der Gestapo Koblenz, vielleicht besuchte er auch Schulungen, schliesslich hatte er keine polizeiliche Ausbildung absolviert, sondern war gelernter Jurist.

Aus seiner Zeit in Koblenz stammt ein Fundstück, das ich unter seinen Papieren entdeckte. Es handelt sich um eine Postkarte des Deutschen Generalkonsulats in Triest, gerichtet an die Kreisleitung Amstetten der NSDAP, Rechtsamt, auf der es heisst: «Ihr Schreiben vom 14. d. M. an die Botschaft in Rom, betreffend Urkundenbeschaffung aus der Provinz Treviso ist aus Gründen der Zuständigkeit an das Deutsche Konsulat in Venedig weitergeleitet worden.» Abgestempelt ist die Karte in Berlin, sie war wohl per Kurier dorthin geschickt und dann nach Amstetten weitergeleitet worden, an den Grossvater, Leiter des Rechtsamts.

Die angesprochenen Urkunden wurden vermutlich für die Erstellung der SS-Ahnentafel benötigt, bei der noch strengere Massstäbe angelegt wurden als bei gewöhnlichen Parteigenossen. SS-Führer mussten ihre arische Abstammung bis ins 18. Jahrhundert zurück nachweisen. Dass man noch mitten im Krieg Ämter und Institutionen mit solchen Aufträgen belastete – mein Vater war nicht der einzige, der nach seinen Ahnen forschte, Zehntausende Menschen in Deutschland und Österreich beschäftigten Pfarreien, Standesämter und Konsulate in benachbarten Ländern mit ähnlichen Anfragen – illustriert einen irrwitzigen Zug des Systems.

Im Jänner 1941 war mein Vater wieder zurück in der Ostmark (die offizielle Bezeichnung für Österreich), in Linz, wo ihm das SA-Sportabzeichen in Bronze verliehen wurde. Als Beruf wird in der entsprechenden Meldung an das SS-Personalamt Regierungs-assessor, zur Zeit Leiter der Staatspolizeistelle Linz, angegeben. Ein beachtlicher Karrieresprung, sein Eintritt in die Gestapo lag nicht einmal drei Jahre zurück. Er übernahm die Leitung allerdings nur kommissarisch, in Vertretung von Humbert Achamer-Pifrader, der eine Zeitlang aus Linz abkommandiert wurde, jedoch wieder auf den Posten zurückkehrte, den er bis März 1941 behielt.

Linz genoss im Dritten Reich als «Patenstadt des Führers» (Hitler hatte bekanntlich vier Jahre die Realschule in Linz besucht) eine bevorzugte Stellung, weit über die wahre Bedeutung der Stadt hinausgehend. Eine Abordnung nach Linz bedeutete eine besondere Auszeichnung. Die Staatspolizeistelle Linz, besetzt mit rund 50 Beamten, war untergebracht im beschlagnahmten Kolpinghaus, der SD hatte seinen Sitz in einer Villa auf einer

Anhöhe über der Stadt, Auf der Gugl 4, zwei, drei Gehminuten von dem Haus entfernt, in dem meine Mutter wohnte.

Ich nehme an, dass mein Vater sie schon damals, Anfang 1941, kennenlernte. Der Stiefvater hatte nichts mit der Gestapo oder SS zu tun, doch auch er war nicht nur ein Mitläufer. Er kannte Hitler aus dessen Realschulzeit in Linz, er war zwar zwei Jahre jünger als der spätere Führer, aber nur eine Klasse unter Hitler (der eine Klasse wiederholen musste). In den Zeugnissen des Stiefvaters findet sich auch der Name des Geschichts- und Geographielehrers Leopold Poetsch, eines begeisterten Deutschnationalen, der nach Hitlers eigenem Bekunden sein Denken wesentlich geprägt hat. Poetsch unterrichtete auch den Stiefvater von der ersten bis zur vierten Klasse, der allerdings, im Gegensatz zu Hitler, stets die besten Noten bekam, lobenswert (für das sittliche Betragen) und vorzüglich (für den Fortgang). In späteren Jahren sollten sich die beiden noch einmal begegnen. Der Stiefvater zählte in Linz zu den Verehrern von Geli Raubal, der lebenslustigen Nichte Hitlers, den er, seinen eigenen Erzählungen zufolge, einmal sogar um die Hand seines Mündels bat, das war in den zwanziger Jahren. Hitler schlug ihm das ab, was er als kränkend empfand. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, sich für Hitlers Ideen zu begeistern. Im September 1940 wurde der Kunstmaler vom Oberbürgermeister der Gauhauptstadt Linz in den Beirat für bildende Kunst berufen, ein Jahr später wurde ihm, in Erweiterung seiner Funktion, die ehrenamtliche Sachbearbeitung für bildende Kunst im Städtischen Kulturamt übertragen. Angesichts der Tatsache, dass Hitler aus der Stadt an der Donau eine internationale Kunstmetropole machen wollte, gewiss eine ehrende Aufgabe, wenn auch mit keinerlei realen Befugnissen ver-

bunden. Nach dem Krieg wurde dem Stiefvater dafür strafweise die Pension gekürzt.

Es wäre denkbar, dass sich die beiden Männer, Stiefvater und Vater, bei einem offiziellen Anlass begegnet sind, an dem auch meine Mutter teilnahm. Oder mein Vater hat sie zufällig getroffen, beim Spaziergang in den Anlagen des Linzer Villenviertels am Bauernberg, wo sie den deutschen Schäferhund mit dem un-deutschen Namen King ausführte. King wurde übrigens gegen Kriegsende von der Wehrmacht angefordert und eingezogen, möglicherweise zu so etwas wie einem Hunde-Volkssturm, oder vielleicht sollte er zum Werwolf ausgebildet werden. Fest steht, dass das Tier nach 1945 verschollen blieb, ob es umkam oder einen neuen Herrn fand, wurde nie aufgeklärt. Zu Hause wurde nach dem Krieg noch oft von King gesprochen, ein Musterexemplar an Schönheit, Klugheit, Treue sei er gewesen. Bilder gab es keine von ihm. Ich besitze ein Porträt der Mutter, gemalt vom Stiefvater in den dreissiger Jahren im Stil der Neuen Sachlichkeit, ein kleines Bild, 20 mal 25 Zentimeter, das nur ihr Gesicht zeigt. Es ist der Rest eines grossen Gemäldes, auf dem angeblich auch der prächtige deutsche Schäferhund zu sehen war, wie er treu zu ihren Füßen ruht. Das Ölbild befand sich im Haus, als dieses im Dezember 1944 von einer Bombe getroffen wurde, das Gesicht der Mutter war alles, was davon übrigblieb, der Rest ist verbrannt.

Der Aufgabenbereich der Gestapo war ein schier unübersehbares Feld. Neben der Überwachung der sogenannten Fremdvölkischen – Fremdarbeiter, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene –, die in Industriebetrieben und in der Landwirtschaft beschäftigt waren,

gehörte dazu das Bespitzeln und Aushorchen der deutschen Volksgemeinschaft. Es galt, organisierten Widerstand von Kommunisten, Sozialdemokraten oder christlichen Religionsgemeinschaften ebenso aufzuspüren wie alle erdenklichen Formen privater Widerspenstigkeit gegen das Regime. Meckern und Miesmachen, wie das genannt wurde, fiel unter das sogenannte Heimtückegesetz und konnte mit Gefängnis oder «Schutzhaft» bestraft werden. Schutzhaft bedeutete oft die Einweisung in ein Konzentrationslager auf unbestimmte Zeit. Fälle für die Gestapo waren auch das «absichtliche Abhören feindlicher Sender», «Wehrkraftersetzung», «Wehrmittelbeschädigung» (Sabotage), Verstösse gegen die «Nürnberger Rassengesetze» und vieles mehr. Juden gab es Anfang 1941 fast keine mehr in Linz und Oberdonau (wie Oberösterreich nun hiess), die meisten waren bereits vertrieben worden, nur wenigen war es gelungen, der Abschiebung zu entgehen, meist solchen, die in sogenannten privilegierten Mischehen lebten, das heisst mit einem arischen Partner verheiratet waren, der dem Druck widerstand, die Ehe zu lösen.

«Es besteht Veranlassung», schrieb der kommissarische Leiter der Gestapo Linz, Dr. Gerhard Bast, am 30. Jänner 1941, «der Überwachung der im Reichsgau Oberdonau wohnenden Juden mehr Beachtung zuzuwenden, als dies in letzter Zeit geschehen ist.» Ausnahmen vom Ausgehverbot für Juden, so führte er weiter aus, dürften nur von der Gestapo bewilligt werden. Von den noch in Oberdonau lebenden Juden und jüdischen Mischlingen sollten neben den vollständigen Personaldaten möglichst umfassende Informationen eingeholt werden: ob sie, wie gesetzlich vorgeschrieben, die jüdischen Vornamen Israel beziehungsweise Sara angenommen hatten, ob und welche Kennkarten sie besas-

sen, ob sie als Inhaber der Wohnung lebten oder als Untermieter mit einem Arier in Wohngemeinschaft, ob sie noch Fernsprechkundinnen und Rundfunkteilnehmer waren und ob sie der jüdischen Glaubensgemeinschaft angehörten oder zu einem anderen Glauben (welchem) übergetreten waren. Von Juden, die in Mischehen lebten, wollte die Gestapo zusätzlich alle Daten und den Wohnort der aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder wissen, und dazu noch, ob der Mann oder die Söhne derzeit eingezogen seien.

Mit diesem umfassenden Fragenkatalog wollte die Gestapo vor allem die Partner der in sogenannten «geschützten Ehen» lebenden Juden einschüchtern und zu einer Scheidung nötigen. Der «Führergau Oberdonau» sollte vollständig «judenrein» gemacht werden.

Ich erinnere mich an Linz als eine Stadt ohne Juden, das war in den fünfziger, sechziger Jahren. Vielleicht gab es ein paar, es muss sie gegeben haben, doch wir nahmen sie nicht wahr, ausser einem einzigen. Es gab damals ein Zuckerlgeschäft in Linz, den sogenannten «Zuckerl Schwager». Der Laden lag nicht auf meinem Schulweg, aber er war mir bekannt, nicht zuletzt, weil bei uns zu Hause manchmal der Name fiel, wenn aus irgendeinem Grund von Juden gesprochen wurde. Angeblich waren die Besitzer Juden. Der Stiefvater, sonst ein vornehmer, sehr zurückhaltender Mann, verzog boshaft das Gesicht und sprach das «Zuckerl Schwager» mit einer Betonung aus, die er für jiddisch hielt. Es klang ungefähr wie «Zickeri Schwager». Das Geschäft sah von aussen nicht sehr anziehend aus, er wirkte altmodisch, ja verstaubt, das betraf auch die Waren im Schaufenster – oder projizierte ich in die Auslagen, was ich zu Hause gehört hatte? Ich

weiss noch, dass es hiess, beim Zuckerl Schwager gebe es Punschkrapfen (die liebte ich), die entsetzlich schmeckten. Selber habe ich das nie ausprobiert, weil wir dort nicht kauften.

Erst in späteren Jahren haben wir, mein Bruder und ich, uns gegen antijüdische Äusserungen aufgelehnt, es kam zu hitzigen Wortwechselln, die von der Mutter unerquicklich genannt wurden. Sie war stets um Harmonie bemüht und wollte die Wogen glätten, sich ankündigende Auseinandersetzungen versuchte sie im Keim zu ersticken, indem sie andere, harmlose Themen anschnitt. Das fruchtete in der Regel wenig. Wir waren jung und entsprechend rücksichtslos, wir hätten diese Streitigkeiten stunden-, ja tagelang fortführen können, ohne eine Pause einlegen zu müssen. Meist brach der Stiefvater die Wortgefechte ab, indem er wortlos aufstand und den Tisch verliess. Was ich heute noch an ihm bewundere: Er war nicht nachtragend. Oft haben wir ihn mit voller Absicht gekränkt, doch er hat uns das nie spüren lassen. Und er hat nie versucht, uns seinen Standpunkt aufzudrängen. Irgendwann gaben beide Seiten auf, uns kam die flammende Begeisterung für solche Konflikte irgendwie abhanden, er vermied heikle Äusserungen.

Ich weiss nicht, wie lange mein Vater bei der Gestapo in Linz tätig war, im Juni 1941 war er jedenfalls wieder zurück in Koblenz, bei der dortigen Staatspolizeistelle. Im selben Monat wurde er zum Regierungsrat ernannt.

«Ich vollziehe diese Urkunde in der Erwartung, dass der Ernante getreu seinem Diensteide seine Amtspflichten gewissenhaft erfüllt und das Vertrauen rechtfertigt, das ihm durch diese Ernennung bewiesen wurde. Zugleich sichere ich ihm meinen besonderen Schutz zu. Der Führer, Adolf Hitler.»

Sechs Monate später rückte mein Vater auch in der SS eine Stufe höher und wurde zum Sturmbannführer befördert, was dem Rang eines Majors in der Wehrmacht entsprach. Mitte Juli 1941 war er von Koblenz nach Münster versetzt worden, die Hauptstadt des Gaues Westfalen-Nord, als Stellvertreter des Leiters der Gestapo. Münster war eine grosse Dienststelle mit rund 120 Beamten (in Koblenz und Linz waren jeweils 50 beschäftigt), deren Geschäftsbereich die Regierungsbezirke Münster, Minden und Osnabrück sowie die Länder Lippe und Schaumburg-Lippe umfasste.

Es gab einen konkreten Grund, weshalb die Stelle der Gestapo in Münster so grosszügig besetzt war, obwohl sie sonst überall über Personalmangel klagte: Münster war ein Zentrum des katholischen Widerstandes, mit dem die Partei und die normale Polizei nicht fertig wurden. In Clemens August Graf von Galen, seit 1933 Bischof von Münster, hatten die Nationalsozialisten einen unerbittlichen Gegner, der sich nicht mundtot machen liess. Der Bischof forderte die Kirche auf, offensiv dem Nationalsozialismus entgegenzutreten, und ging selber mit mutigem Beispiel voran. Als der Papst im März 1937 in der Enzyklika «Mit brennender Sorge» auf die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich einging und das nationalsozialistische Regime scharf kritisierte, sorgte der Bischof von Münster dafür, dass die päpstlichen Worte in seinem Gebiet umgehend publik gemacht wurden. Im Jahre

1941 hielt der streitbare Kirchenmann, von den Gläubigen wegen seines Mutes der «Löwe von Münster» genannt, drei Predigten, in denen er die kirchenfeindliche Haltung der Gestapo und die Euthanasie, den staatlich verordneten Mord an Geisteskranken und anderen Behinderten, anprangerte. Der Bischof erstattete deshalb sogar Strafanzeige wegen Mordes gegen unbekannte Täter. In einer Predigt nannte er die Verantwortlichen für die Euthanasie in aller Öffentlichkeit Mörder.

Die Predigten des Bischofs, die in sämtlichen Kirchen in Münster verlesen wurden, lösten in der Bevölkerung grosse Empörung aus, Abschriften kursierten in ganz Deutschland und gelangten bis an die Front. Die Gestapo war ratlos, der Bischof war dermassen beliebt, dass sie es nicht wagte, ihn anzurühren.

Mit den Juden war das anders. Gegen deren Verfolgung erhoben sich keine protestierenden Stimmen. Seit dem Sommer 1939 lebten die Juden der Stadt Münster zusammengedrängt in vierzehn sogenannten Judenhäusern, was die Verfolgung einfacher machte. Im Dezember 1941 begann die Gestapo mit der Deportation der deutschen Juden nach Osten. Zunächst wurden sie nach Riga, Minsk und in den Raum von Lublin deportiert, wo sie an Ort und Stelle erschossen oder in Arbeitslager gesperrt wurden, die in der Praxis Vernichtungslagern gleichkamen. Am 25. Oktober 1941 informierte der Chef der Geheimen Staatspolizei, Heinrich Müller, alle untergeordneten Dienststellen, dass die Auswanderung von Juden künftig zu verhindern sei, ausgenommen die von der Gestapo durchgeführten Deportationen nach Osten, in der offiziellen Sprachregelung Evakuierungsmassnahmen genannt, um ihren wahren Zweck zu verschleiern.

Alles wurde geplant bis ins kleinste Detail: Das Referat IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes unter der Leitung von Adolf Eichmann teilte den jeweiligen Staatspolizeistellen mit, wann und wohin ein Transport abgehen und wieviel Personen er umfassen sollte. Von der Gestapo musste dann ein Organisationsplan erstellt werden, der präzise die Abfolge aller für den Transport erforderlichen Formalitäten bis hin zur Abfahrt regelte. Es wurden Listen der zu deportierenden Juden angelegt und die zuständigen Stellen, Kreis- und Ortspolizeibehörden, Landräte und Bürgermeister, verständigt, dann wurde die Direktion der Reichsbahn informiert, wann und wo die Zuladung der Juden erfolgen sollte und wieviel rollendes Material – Personenwagen dritter Klasse (für die Juden) und Personenwagen zweiter Klasse (für das Begleitkommando der Schutzpolizei) – benötigt wurde, wann der Transport abgehen und wann er am Zielbahnhof eintreffen sollte. Nichts wurde dem Zufall überlassen.

Am 30. Oktober 1941 forderte die Stapoleitstelle Münster die zuständigen Behörden aller Kreise und kreisfreien Städte auf, eine Liste der dort noch ansässigen Juden zu erstellen. Am 18. November erliess die Gestapo Münster die erste Anordnung für die Evakuierung von rund 400 Juden aus dem Bezirk Münster nach Riga, 200 sollten in Osnabrück dazukommen, weitere 400 in Bielefeld. In einem Merkblatt wurde penibel aufgelistet, was die Juden auf die Reise mitnehmen mussten und was sie auf keinen Fall mitnehmen durften:

«Zur Erfassung des gesamten Vermögens der Juden hat jeder Jude (auch Kinder und Ehefrauen) die beigefügte Vermögenserklärung in doppelter Ausführung sauber und gewissenhaft auszu-

füllen. Nicht auszuführen (sic!) sind diejenigen Gegenstände, die von den zu evakuierenden Juden mitgenommen werden.

Es muss pro Person mitgenommen werden:

Zahlungsmittel bis zu 50–, RM in Reichskreditscheinen. Ein Koffer mit Ausrüstungsstücken (kein sperrendes Gut). Vollständige Kleidung (ordentliches Schuhwerk). Bettzeug mit Decke. Verpflegung für 3 Wochen (Brot, Mehl, Graupen, Bohnen). Essgeschirr (Teller oder Topf) mit Löffel.

Nicht mitgenommen werden dürfen:

Wertpapiere, Devisen, Sparkassenbücher usw. Wertsachen jeder Art (Gold, Silber, Platin – mit Ausnahme des Eheringes), lebendes Inventar. Lebensmittelkarten (diese sind vorher abzunehmen und den örtlichen Wirtschaftsämtern gegen Quittung zu übergeben). Wertpapiere, Urkunden und Verträge, die das Vermögen des Juden betreffen, sind den Vermögenserklärungen beizufügen, soweit diese Urkunden von dem Juden beigebracht werden können.

Bargeld und Wertgegenstände (Schmuckstücke pp) sind von den Beamten, die die Juden aus den Wohnungen holen, abzunehmen und auf beiliegendem Quittungsformular aufzuführen. Die Quittung wird von dem Juden und den Beamten unterschrieben und mit dem Bargeld in einem Umschlag aufbewahrt. Dieser ist der Vermögenserklärung ebenfalls beizufügen. Der pro Person mitzunehmende Geldbetrag in Höhe von 50–, RM ist in der Quittung nicht mitaufzuführen, sondern gesammelt dem Transportführer bei der Ablieferung der Juden in Münster mitzugeben. Damit Geldmittel in dieser Höhe beim Abtransport auch wirklich vorhanden sind, bestehen keine Bedenken dagegen, dass Barmit-

tel von den begüterten Juden, die gleichfalls der Abschiebung unterliegen, für minderbemittelte Juden abgezogen werden.

Am Tage des Abtransportes wird die Wohnung versorgt (Gas, Wasser absperren, Haustür verschliessen und plombieren). Keine Bestandsaufnahme. Das von den Juden mitzunehmende Handgepäck darf höchstens 50 kg. betragen.

Ferner ist jedem Juden anheimgestellt mitzunehmen: Matratzen, Wolldecken (keine Daunendecken u. Federbetten), Kanonenofen, Handwerkszeug (Spaten, Hacke usw.), 1 Kochtopf, 1 Waschgeschirr u. 1 Eimer und wenig Seife. Messer, Gabel und Rasierzeug sind nicht mitzunehmen.

Die Verpflegung der Juden ist über das Ernährungsamt für 3 Wochen zu beschaffen.

Die Juden sind am 11.12.1941 im Laufe des Vormittages in Münster, Warendorferstr. Lokal Gertrudenhof, zu übergeben.»

Gezeichnet wurde das Schreiben von Dr. Bast, meinem Vater. Er beaufsichtigte persönlich die Konzentrierung der Juden im Gertrudenhof, wo Menschen und Gepäck peinlich genau durchsucht wurden. Der Gertrudenhof war ein beliebtes Ausflugslokal mit Biergarten, nicht weit von der Gestapodienststelle in der Gutenbergstrasse. Das Lokal wurde von der Gestapo für den 11. und 12. Dezember beschlagnahmt und für Gäste geschlossen, die Besitzer mussten sich in den Räumlichkeiten im ersten Stock aufhalten. Am nächsten Tag wurden die Juden zum Bahnhof gebracht und in die bereitstehenden Waggons getrieben. Ein Überlebender, Siegfried Weinberg, erinnerte sich, dass die Menschen, vor allem ältere, dabei beschimpft und geschlagen wurden. Auch der Transport zum Bahnhof und das Verladen in den Zug wurde, so ist einem Bericht zu entnehmen, von Dr. Bast überwacht. Mit der Er-

laubnis, Handwerkszeug und Öfen mitzunehmen, sollte den Opfern der Eindruck vermittelt werden, sie würden tatsächlich zum Arbeitseinsatz nach Osten geschickt.

Als die Juden aus Münster nach dreitägiger Fahrt in Riga eintrafen, wurden sie ins Getto getrieben, in dem kurz zuvor rund 26'000 lettische Juden erschossen worden waren, um Platz für die Neuankömmlinge zu schaffen. Diese fanden ein Bild der Verwüstung vor, eingetretene Türen, zertrümmerte Möbel, zerfetzte Kleidungsstücke, überall Blutspuren, hier und da standen noch halb geleerte Teller auf dem Tisch, Töpfe auf dem Herd, das Essen war zu Eis gefroren. Von November 1941 bis Februar 1942 wurden insgesamt 20'000 deutsche, österreichische und tschechische Juden nach Riga deportiert, von denen nur wenige überlebten.

Hat Vater gewusst, was mit den Juden, die er nach Riga schickte, geschehen würde? Ein junger Jude, der im Sommer 1942 überraschend von einem Transport in Bielefeld freigestellt wurde, berichtete, er sei zum Bahnhof gegangen, um sein bereits dort lagerndes Gepäck abzuholen, da habe ihn ein junger Gestapobeamter mit den Worten weggejagt: «Mensch, hau ab, sonst gehste mit durch den Schornstein!»

Mein Vater war kein junger Gestapobeamter mehr, er war zwar erst dreissig, aber schon Stellvertreter des Leiters einer grossen Gestapostelle, in der wichtige Informationen zusammenliefen. In seiner Position wusste er über alles Bescheid, auch über das, was im Osten geschah.

Eine Woche nach dem ersten Transport begann die Planung für den nächsten. In einem Rundschreiben teilte die Gestapo Münster

den Landräten und Oberbürgermeistern in ihrem Bezirk mit, dass im Jänner 1942 ein Transport mit Juden von Dortmund aus nach dem Osten geschickt werden solle. «Für diesen Transport stellt die Staatspolizeileitstelle Münster 500 Juden aus dem Industriegebiet. Da diese Zahl mit aller Wahrscheinlichkeit nicht aufgebracht werden kann, bitte ich um Namhaftmachung der im dortigen Bereich noch wohnhaften Juden, die an diesem Transport noch teilnehmen können ...»

Das Ziel war neuerlich Riga. An den Vorbereitungen für den Transport war auch der Stellvertreter des Leiters der Gestapo Münster, Dr. Bast, beteiligt, doch das Zusammentreiben der Juden und den Transport zum Bahnhof musste diesmal ein anderer überwachen, weil mein Vater im Jänner 1942 an einem Schikurs der SS im Riesengebirge teilnahm. Die SS besass im Riesengebirge eine eigene Schihütte, Langenberg bei Petzer unter der Schneekoppe, heute liegt der kleine Ort Petzer in der Tschechischen Republik und heisst Pec pod Snezkou. Vom 10. bis 26. Jänner wurden dort zwei Dutzend Angehörige der SS unter Anleitung kundiger Kameraden in die Anfänge des Schifahrens eingeweiht. Mein Vater, ein hervorragender Schifahrer, fungierte als Lehrer.

«1. Tag: Gehen, Stockhaltung, Haltung zwischen Daumen und Zeigefinger, Gehen mit Stock, ohne Stock ... 2. Tag: Wiederholung vom 1. Tag. Pflug, Schi V-förmig, nicht kanten ...,» notierte er im Tourenbuch. Vom Schikurs im Riesengebirge besitze ich eine ganze Reihe von Schnappschüssen, die, den unterschiedlichen Formaten nach zu schliessen, von verschiedenen Fotografen aufgenommen wurden: Männer im Schnee, stramm vor dem Schilehrer Aufstellung nehmend, fast alle in Zivil, nur Einzelne

in Uniform; Gruppenbild vor einem schneeverkrusteten Mast (auf einem Gipfel?); vor dem Start zum Abfahrtslauf; vor der SS-Schihütte, eine Schar braungebrannter Männer, die meisten in weiten Pumphosen, einige mit Gamaschen, ein paar haben einen Fotoapparat umgehängt, Männer im Urlaub; ein Bild zeigt das Innere der geräumigen Hütte, «Riesengebirge 42, Kameradschaftsabend SS-Schihütte», steht auf der Rückseite, man sieht nicht mehr ganz junge Männer in Schipullovern und Hemden, die in einem grossen Saal sitzen und ernst in ihre Bierkrüge schauen, keiner lacht, auch zwei Frauen sind unter ihnen, an einer Wand hängt ein Bild des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei, Heinrich Himmler, der auf seine Männer herabblickt. «Wetter meist schön, sehr kalt. Schnee durchwegs prima. SS-Hütte prima, Essen gut», fasste der Vater die vierzehn Tage im Riesengebirge zusammen.

Die mit dem Dortmunder Transport nach Riga deportierten Juden verliessen Münster am 27. Jänner, mein Vater war gerade am Weg vom Riesengebirge nach Hause, nach Amstetten, wo er ein paar Tage bei den Eltern verbrachte. Dort erreichte ihn die Nachricht, dass ihm am 30. Jänner durch den Führer die Dienstauszeichnung der NSDAP in Bronze verliehen worden sei. Anfang Februar fuhr er zu einer Schiessübung der SS nach Garmisch-Partenkirchen. Ein Bild zeigt ihn in Uniform im Schnee kniend, das Gewehr auf die gekreuzten Schistöcke aufgelegt, neben ihm Uniformierte, die im Liegen auf eine im Bild nicht sichtbare Scheibe schiessen, im Schnee stecken Schi und Stöcke, im Hintergrund ragt das Massiv des Kramer in den klaren Winterhimmel. Die Angehörigen der Gestapo sollten nicht nur in der Lage sein, Berichte zu schreiben und Transporte zu überwachen.

Die im Foto festgehaltene Szene erinnert an Bilder von Biathlon-Wettkämpfen, wie wir sie aus dem Fernsehen kennen. Knapp drei Wochen später, mein Vater war zurück in Münster, wurde ein dritter Transport mit rund 400 Juden aus dem Wirkungsbereich der Stapoleitstelle Münster abgefertigt, diesmal in den Raum Lublin. Die Menschen wurden in Lublin und benachbarten Orten in Gettos getrieben, in denen entsetzliche Bedingungen herrschten; viele starben in den ersten Wochen, verhungerten, erfroren, wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde auf der Stelle erschossen.

Am 11. Juni 1942 wurde in dem malerischen westfälischen Städtchen Oelde der 27jährige polnische Zwangsarbeiter Polykarp Raczynski gehenkt. Raczynski war einige Zeit im Polizeigefängnis Oelde gesessen, aus Gründen, die später keinen mehr interessierten, und hatte eines Tages einem Polizeimeister in Fluchtabsicht mit einem aus der Verankerung gerissenen eisernen Fensterstab einen Schlag gegen den Schädel versetzt, der diesen erheblich verletzte. Vor der Hinrichtung wurde Raczynski von einem Dolmetscher der Gestapo Münster in polnischer Sprache das Urteil verlesen, ein Priester war nicht zugegen, dafür ein paar Gestapobeamte. Den Exekutionsbefehl erteilte der ranghöchste Beamte, nach Angaben des anwesenden Amtsarztes war dies ein Herr mit österreichischer Mundart. «Es muss sich insoweit um den Regierungsrat Dr. Bast gehandelt haben.»

Die Überwachung und Verfolgung der zwangsverpflichteten ausländischen Zivilarbeiter und der Kriegsgefangenen gehörte zu den wichtigsten Aufgaben der Gestapo, vor allem wenn die «Fremdvölkischen» straffällig wurden, wozu es angesichts der repressiven Gesetze nicht viel brauchte. Die ausländischen Arbei-

ter waren aus der deutschen Gerichtsbarkeit herausgenommen und der Gestapo unterstellt worden, die für sie Polizei und Gericht in einem war. Die Behandlung der Zwangsarbeiter war je nach Herkunft unterschiedlich, ein Franzose etwa wurde wesentlich milder behandelt als ein Pole oder Russe. Zu den häufigsten von der Gestapo geahndeten Delikten gehörten Diebstähle (das konnten eine Handvoll Kartoffeln sein oder ein paar halbverfaulte Steckrüben), sogenannte Arbeitsvertragsbrüche (als Arbeitsvertragsbruch galt jede unerlaubte Entfernung vom Arbeitsplatz, die in der Regel mit «Arbeitserziehungslager» oder der Einweisung in ein KZ bestraft wurde), und schliesslich der intime Verkehr mit deutschen Frauen und Mädchen. Liess sich ein französischer Zivilarbeiter mit einem deutschen Mädchen ein, konnte er mit einem strengen Verweis, vielleicht ein paar Wochen Arrest davonkommen, ein Angehöriger der sogenannten Ostvölker, Pole, Russe, Ukrainer, dagegen landete im KZ oder am Galgen. Wer als fremdvölkisch galt und wer nicht, war für den einfachen Bürger nicht leicht auseinanderzuhalten, deshalb wurden dafür Richtlinien herausgegeben:

«Mit uns verwandt und daher nicht fremdvölkisch sind die Angehörigen folgender germanischer Völker: Vlamen, Niederländer, Dänen, Norweger, Schweden. Alle Übrigen mit Ausnahme der Schweizer sind fremdvölkisch.

Von den Fremdvölkischen sind die Italiener, Ungarn, Slowaken, Kroaten, Rumänen und Bulgaren mit uns verbündet. Alle Übrigen sind Angehörige von uns feindlich gesonnenen Staaten.»

Liebesbeziehungen zwischen deutschen Frauen und Mädchen und Angehörigen nicht verbündeter «Ostvölker» wurden von der

Gestapo mit besonderem Eifer verfolgt, auf ausdrücklichen Befehl Himmlers, der eine «rassische Versauung des deutschen Volkskörpers» befürchtete. Nur in Ausnahmefällen kamen die Beschuldigten mit dem Leben davon, nämlich dann, wenn sie als «eindeutschungsfähig» angesehen wurden. Zu diesem Zweck wurde der Häftling vom Erkennungsdienst der Gestapo fotografiert und hinsichtlich seiner rassistischen Merkmale genau untersucht und vermessen. In der Praxis bedeutete die Eindeutschung für ihn die sofortige Einziehung zur Wehrmacht.

Im Jahre 1942 wurden von der Stapoleitstelle Münster eine Reihe von Zwangsarbeitern wegen diverser Delikte zum Tod verurteilt und nach Bestätigung des Urteils durch das RSHA exekutiert. Die Hinrichtung wurde mit einem sogenannten Falltisch vollzogen, der unter einem Balken aufgestellt wurde, an dem der Strick befestigt war. Der zusammenklappbare Falltisch war im Institut für Anatomie der Universität Münster eingestellt und wurde bei Bedarf zur Richtstätte geschafft und dort aufgebaut. Durch einen Hebel wurde eine Klappvorrichtung geöffnet, sodass der Häftling in das entstehende Loch stürzte und stranguliert wurde. Bei der Hinrichtung, die nach Möglichkeit in der Nähe des Tatorts stattfand, mussten weisungsgemäss mehrere Gestapobeamte anwesend sein, um den reibungslosen Ablauf zu garantieren, geistlicher Beistand war keiner vorgesehen.

«Dr. Bast», so sagte ein ehemaliger Gestapobeamter aus Münster nach dem Krieg vor dem Untersuchungsrichter aus, «hat an fast sämtlichen Hinrichtungen teilgenommen und diese auch geleitet, und zwar auch in den Fällen, wobei ich nicht zugegen war. Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass Dr. Bast, der über-

haupt zum Windmachen neigte und der ständig auf die grossdeutsche Pauke haute, Freude bei den Hinrichtungen empfand und mit Wohlgefallen an diesen teilgenommen hat.»

Als Henker bediente sich die Gestapo polnischer Zivilarbeiter, die wegen kleinerer Vergehen verhaftet worden waren und als eindeutschungsfähig galten – das Henkeramt galt offenbar als rassische Bewährungsprobe. Wer die nötige Härte, ja Brutalität bewies, konnte schon fast als Deutscher durchgehen. Angeblich herrschte kein Mangel an Kandidaten. Im Briefverkehr zwischen dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin und den Gestapostellen war nie von Hinrichtung die Rede, sondern stets von «Sonderbehandlung», so wie beim Massenmord an den Juden.

Als in den sechziger Jahren Angehörige der Gestapo Münster von einem Untersuchungsrichter zu den Geschehnissen in ihrer Dienststelle befragt wurden, sagten sie übereinstimmend aus, sie hätten die Hinrichtungen der Polen seinerzeit nicht für richtig gehalten, sich jedoch einer Teilnahme nicht entziehen können, weil sie von der übergeordneten Dienststelle angeordnet wurden. Und was die anordnete, wurde ausgeführt. Einer der Beamten, im Zivilberuf Gärtner, führte aus, dass in der Stapoleitstelle Münster und im RSHA in Berlin schliesslich «Volljuristen sassen, die sich mit den einzelnen Fällen beschäftigten. Die Juristen müssen es ja wissen, wie jeder einzelne Fall juristisch angepackt werden muss. Darüber habe ich mir als Assistent keine Gedanken gemacht.»

Einer dieser Volljuristen war mein Vater. Seine ehemaligen Untergebenen in Münster hatten den stellvertretenden Leiter mit dem österreichischen Akzent ganz unterschiedlich in Erinnerung behalten. Einer glaubte sich an einen «ganz verrückten Hund» zu

erinnern, «der ständig herumschrie». Ein anderer nannte ihn vor dem Untersuchungsrichter einen «kameradschaftlichen und grosszügigen Menschen», der ihm nicht unangenehm aufgefallen sei; allerdings, so räumte er ein, sei er dienstlich mit Dr. Bast kaum in Berührung gekommen. Dr. Bast, sagte ein dritter, war ein «Sportsmann, der jede freie Stunde dazu nutzte, um Handball zu spielen». Er habe nicht den Eindruck gewonnen, dass er besonders forsch auftrat. Andere hatten überhaupt keine Erinnerung an einen Österreicher in der Stapoleitstelle Münster, was insofern erstaunlich ist, als auch Vaters Nachfolger aus Österreich kam.

Eine Woche nach der Hinrichtung Raczynskis wurde im kleinen Ort Lippramsdorf bei Haltern der Pole Michal Katarzyriski gehenkt. Angeblich hatte er ein Verhältnis mit einer verheirateten Deutschen unterhalten und darüber hinaus seinem Arbeitgeber Lebensmittel gestohlen, die er an die Frau weitergab. Der Tod Katarzyriskis ist im Sterberegister des Standesamtes Haltern vermerkt, ohne Todesursache, ob Dr. Bast bei der Hinrichtung zugegen war, ist nicht bekannt. Überliefert ist nur, dass nach erfolgter Hinrichtung die in der Umgebung wohnenden polnischen Zwangsarbeiter auf Anordnung der Gestapo am Gehenkten vorbeigeführt wurden. So entsprach es der Vorschrift: Die Hinrichtung des Landsmannes sollte ihnen als abschreckendes Beispiel dienen. Dann wurde der Falltisch von den Mitarbeitern des Anatomischen Instituts in Münster wieder zusammengeklappt und in einem Kombiwagen verstaut, samt der Leiche, die auf dem Seziertisch der Anatomie landete.

Insgesamt wurden in der Zeit, in der mein Vater in Münster Dienst machte, mindestens sieben polnische Zwangsarbeiter hin-

gerichtet. Die genaue Zahl lässt sich nicht mehr eruieren, weil die Täter bei Kriegsende einen Grossteil der Dokumente vernichteten. Einer der ehemaligen Beamten der Gestapo Münster sagte aus, er sei im Frühjahr 1945 beauftragt worden, belastendes Material zu verheizen. Er habe auf dem Betondach der Gestapozentrale in der Gutenbergstrasse in Münster zwei oder drei Tage hindurch Akten verbrannt.

Im Jahre 1942 unternahm mein Vater eine Reise nach Gottschee, in Begleitung meiner Mutter. Vor mir liegen zwei Fotografien, die während dieser Reise entstanden. Sie zeigen Mutter und Vater, die sich offenbar gegenseitig geknipst haben, auf einer Wiese stehend, in einer Senke im Hintergrund sind Häuser zu erkennen, die vermutlich zur Stadt Gottschee gehören. «Kocevje 42» steht in Vaters Handschrift auf die Rückseite eines der beiden Bilder. Dass er die slowenische Bezeichnung wählte und nicht die deutsche, war für einen leitenden Gestapobeamten, der noch dazu aus der Untersteiermark stammte, zumindest ungewöhnlich.

Wann die zwei Schnapsschüsse entstanden, im Frühjahr, Sommer oder Herbst, ist schwer zu sagen, die Bäume im Hintergrund sind zu weit entfernt, als dass man nach dem Blattwerk auf die Jahreszeit schliessen könnte. Jedenfalls war es nicht sommerlich heiss und nicht winterlich kalt, Mutter trägt eine Kostümjacke und Vater einen hellen Trenchcoat, den man damals Staubmantel nannte, über einem dreiteiligen dunklen Anzug. Er schaut selbstsicher lächelnd in die Kamera, den Kopf zur Seite geneigt, das Bild ist etwas unscharf, so dass man die Schmisse am Kinn und auf der linken Wange nicht erkennen kann. Auch Mutter hat

den Anflug eines Lächelns im Gesicht, doch in ihrem Blick liegt eine verhaltene Unsicherheit, als wisse sie nicht recht, was sie von der Situation halten solle, die wirklich reichlich kompliziert gewesen sein musste. Auf den Bildern wirken die beiden wie ein Paar auf der Hochzeitsreise. Mutter hat das dunkle Haar frisch onduliert, sie trägt ein Stecktuch in der Brusttasche der hellen Jacke und eine flache Handtasche unter den rechten Arm geklemmt und sieht sehr jung aus, viel jünger als er, obwohl sie nur etwas mehr als ein Jahr auseinander sind. Er ist 31. Sie hat in Linz einen Mann und zwei Kinder, das jüngere, mein Halbbruder, ist im August 1942 zur Welt gekommen, war das vor oder nach der Reise nach Kocevje? Auf dem Bild erscheint sie mädchenhaft schlank, was den Schluss nahelegt, dass sie die Reise nach der Geburt antrat, im Spätherbst vielleicht, Ende Oktober, Anfang November, aber wo hat sie den Säugling gelassen? Zu Hause, beim Kindermädchen und ihrem Mann? Mindestens ebenso rätselhaft ist die Frage, warum die beiden um diese Zeit überhaupt nach Gottschee, oder Kocevje, wie er schrieb, reisten.

Die Gottschee war mit Unterkrain und der Hauptstadt Ljubljana von den deutschen Eroberern im Mai 1941 an Italien abgetreten worden, natürlich ohne die bodenständigen Gottscheer Deutschen. Die befahl Hitler in ein anderes Gebiet umzusiedeln, ins sogenannte Ranner Dreieck im südöstlichen Zipfel der Untersteiermark, in die Ortschaften Rann, Gurkfeld und Lichtenwald, aus denen zuvor die slowenischen Bewohner vertrieben worden waren. 1942 war das Gottscheerland, schon vorher dünn besiedelt, beinahe menschenleer, ein Aufmarsch- und Rückzugsgebiet der jugoslawischen Partisanen, denen die italienischen Truppen nur halbherzig Widerstand leisteten, weil sie offenbar nicht recht

wussten, was sie eigentlich in den tiefen Wäldern und entlegenen Dörfern des fremden Gebietes zu suchen hatten. Die wenigen Gottscheer, die der Aufforderung zur Aussiedlung nicht Folge geleistet hatten, vielleicht 400 oder 500 von insgesamt 12'000, hatten sich vor den Partisanen in die grösseren Siedlungen geflüchtet, voran in die Stadt Gottschee, in der die italienischen Besatzer eine Garnison unterhielten. Im Frühjahr 1942 waren grosse Teile der italienischen Provincia di Lubiana fest in Händen der Partisanen, die der Bevölkerung sogar Pässe ausstellten; nur sporadisch unternahmen die Italiener Versuche, kleinere Gebiete von Partisanen zu säubern.

In solchen Zeiten nach Gottschee zu reisen, war mehr als waghalsig, noch dazu in weiblicher Begleitung. Es stellt sich auch die Frage, ob die beiden überhaupt die Erlaubnis hatten, sich in diesem Gebiet aufzuhalten. Mein Vater besass den roten Dienstaussweis der Sicherheitspolizei und des SD, der viele Türen (und vielleicht auch Grenzschranken) öffnete, aber Mutter? Sie war eine Hausfrau aus Linz an der Donau und hatte in der Gottschee, die im offiziellen Sprachgebrauch Bandengebiet genannt wurde, mit Sicherheit nichts verloren. Reiste er im dienstlichen Auftrag (seine Dienststelle befand sich allerdings in Münster) oder war es eine nostalgische Reise in die Vergangenheit? Wollte er der Geliebten die Landschaft seiner frühesten Kindheit und späterer ausgedehnter Jagdausflüge zeigen? Besuchten sie einen seiner jugendfreunde, einen Deutschen, der sich zum Bleiben entschlossen hatte oder wieder zurückgekehrt war (auch solche gab es)? Oder einen slowenischen Bekannten, der nichts dabei fand, sich mit einem Angehörigen der SS und Gestapo sehen zu lassen? Wohnten sie im Hotel? Oder bekamen sie von den Italienern

Quartier zugewiesen? Die Jagdhütte am Krenbichel konnten sie sicher nicht aufsuchen, der Weg dorthin führte geradewegs ins Partisanengebiet.

Alles rund um die Reise, die nur durch die beiden Schnappschüsse belegt ist, erscheint geheimnisvoll, ja befremdlich, der Zeitpunkt ebenso wie der Zweck. Beim Betrachten der beiden Bilder zerbreche ich mir den Kopf, was meine Mutter veranlasst haben konnte, die Reise ins Ungewisse zu unternehmen, in ein Gebiet, in dem ein Partisanenkrieg tobte. Hat er das vor ihr verborgen? Und da ist noch etwas, was ich gern wissen würde: Wo rüber haben sie sich auf der Fahrt dorthin unterhalten, die sicher viele Stunden in Anspruch nahm? Über seinen Dienst in Münster? Hat er von den Kollegen erzählt, mit denen er in der Freizeit Handball spielte, und von der Arbeit in der Dienststelle, von den Judentransporten, die sie zusammenstellten, von den Hinrichtungen der Zwangsarbeiter? Hat sie ihn nach seiner Tätigkeit gefragt, wollte sie Einzelheiten hören, oder zog sie es vor, das im Dunkeln zu lassen? Hat sie geahnt, was ihr Geliebter machte, was zu seinen Aufgaben gehörte? Hat sie das gekümmert?

Ich glaube nicht daran. Sie hatte eine Gabe, solche Dinge von sich zu schieben, Unangenehmes auszublenden, nur zu sehen, was sie sehen wollte. Für Politik, so sagte sie oft, interessiere sie sich nicht. Politik war etwas, was nur die Männer beschäftigte. Die waren in ihren Augen in dieser Hinsicht nicht ganz ernst zu nehmen, wie Kinder. Die Verfolgung der Juden, der Zwangsarbeiter, die Vertreibung der Slowenen, das gehörte zur Politik, das ging sie nichts an.

Wahrscheinlich wollte sie auch über Münster nicht allzuviel wissen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals von ihr den Namen dieser Stadt gehört zu haben. Andererseits hatte ich auch nicht ge-

ahnt, dass sie einmal in Gottschee/ Kocevje gewesen war – bis ich die Bilder fand, auf denen die beiden auf einer Wiese stehen und einander verliebt anlächeln.

## 16.

Im November 1942 wurde mein Vater zur Einsatzgruppe D abgeordnet, als Leiter eines Sonderkommandos. Die Einsatzgruppe D setzte sich aus dem Gruppenstab und den Sonderkommandos 10a, 10b, na und 12 zusammen und umfasste etwa 400 bis 500 Mann. Er wurde zum Leiter des Sonderkommandos na ernannt. Die Offiziere gehörten dem SD, der SS, der Kripo und der Gestapo an, die einfachen Männer kamen von der Gestapo oder der Waffen-SS. Darüber hinaus verfügte die Einsatzgruppe über einheimische Hilfstruppen, Russen, Ukrainer, später auch Tscherkessen, Tataren und Angehörige anderer Völker. Mit einem Fuhrpark von insgesamt 170 Fahrzeugen waren die Sonderkommandos sehr mobil.

Die Einsatzgruppe D war zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion der 11. deutschen Armee (der Heeresgruppe Süd) zugeteilt worden, die über die Bukowina und Bessarabien in Richtung Krim und weiter bis zum Kaukasus vorstieß. Von Juni 1941 bis Juli 1942 wurde die Einheit von Otto Ohlendorf geleitet, dann übernahm Walter Bierkamp das Kommando. Die Aufgaben der Einsatzgruppen legte Otto Ohlendorf, ein Hochschullehrer und Intellektueller, der vor seinem Eintritt in den SD in einem Institut für Wirtschaftswissenschaft in Berlin beschäftigt gewesen war, im Jahre 1947 in Nürnberg im sogenannten Einsatzgruppenprozess vor einem US-Militärrichter dar:

«Die Einsatzgruppen hatten folgende Aufgaben: Sie waren verantwortlich für alle politischen Sicherheitsaufgaben innerhalb

des Operationsgebietes der Heeresverbände, zu denen sie zuge-  
teilt waren, und der rückwärtigen Heeresgebiete, sofern die letz-  
teren nicht der Zivilverwaltung unterstanden. Ferner hatten sie  
die Aufgabe, die eroberten Gebiete von Juden, kommunistischen  
Funktionären und Agenten zu reinigen. Die letztgenannte Auf-  
gabe sollte durch die Tötung aller erfassten, rassistisch und politisch  
unerwünschten Elemente gelöst werden, die als die Sicherheit ge-  
fährdend bezeichnet waren.»

Die «völkische Flurbereinigung» sollte neben den Juden auch  
Zigeuner, Geisteskranke und sonstige Behinderte, sogenannte  
Asoziale, kommunistische Funktionäre und überhaupt alle erfassen,  
die für die Deutschen als «asiatische Untermenschen» gal-  
ten. Ein Freibrief für jeden Massenmord. Die Begriffe waren so  
diffus, dass die Leiter der Einsatzkommandos oft selber ratlos er-  
schienen. So stellte sich nach der Eroberung der Krim die Frage,  
was mit den Krimtschaken geschehen solle, einem dort lebenden  
kleinen Turkvolk, das irgendwann in der Geschichte den jüdi-  
schen Glauben angenommen hatte. Die Frage wurde nach Berlin  
delegiert, wo man entschied, die Krimtschaken seien Juden und  
als solche zu behandeln. Also wurden die Krimtschaken erschos-  
sen. Auf der Krim sollte «Lebensraum» für deutsche Siedler, zum  
Beispiel die Südtiroler, geschaffen werden. Der für Siedlungsauf-  
gaben zuständige Heinrich Himmler träumte davon, aus der Krim  
einen «Gotengau» für seine treue SS zu machen.

Zu Weihnachten schenkte mir Grossmutter, besorgt um die Aus-  
richtung meines Denkens, immer «gute deutsche Bücher». Ein-  
mal war eine vierbändige Ausgabe von Felix Dahns «Ein Kampf  
um Rom» dabei, passenderweise gedruckt in deutscher oder goti-

scher Schrift. Da war ich zwölf Jahre alt. Die tragische Geschichte vom heldenhaften Kampf des letzten Gotenkönigs Totila las ich mit Begeisterung.

Otto Ohlendorf gab in Nürnberg zu Protokoll, dass jedes Mitglied eines Einsatzkommandos, das sich geweigert hätte, an einer befohlenen Liquidierungsaktion teilzunehmen, selber mit dem Tod bestraft worden wäre, dafür hätte er persönlich gesorgt. Das war wohl eine Schutzbehauptung für seine Untergebenen, denn es sind genügend Fälle bekannt, bei denen führende Beamte sich dem Erschießungsbefehl entzogen und sogar erfolgreich darum ersuchten, vom Dienst in einem Einsatzkommando abgelöst zu werden. «Man konnte zumindest versuchen, von einer Einsatzgruppe wegversetzt zu werden», erklärte Franz Alfred Six, einer der jungen Intellektuellen im SD-Hauptamt in Berlin, nach dem Krieg. «Auf jeden Fall wurde niemand deshalb erschossen.»

Zwischen Juni 1941 und Juli 1943 ermordeten die Kommandos der Einsatzgruppe D in Südrussland mehr als 90'000 Menschen, in der Mehrzahl Juden. In der Regel wurden die Opfer erschossen. Sie wurden zu einer Grube geführt, an deren Rand sie sich stellen mussten, dann wurde ihnen ins Genick oder den Hinterkopf geschossen, so dass sie hineinfielen, dann nahm die nächste Gruppe Aufstellung, bis die Grube voll war. Manchmal wurden die Opfer gezwungen, sich in die Grube zu legen, und bereits liegend erschossen. Die Folgenden mussten sich auf die Toten legen, manche waren nur schwerverwundet und wurden lebendig begraben. Ab Dezember 1941 wurden bei der Einsatzgruppe D auch Gaswagen zur Tötung verwendet – ein 1.5 t Opel Blitz, ein Lkw Marke Saurer und einer der Marke Deutz. Die Wa-

gen hatten einen schwarzen metallenen Aufbau und fassten bis zu dreissig Personen. Die Gaswagen sollten vor allem für die Tötung von Frauen und Kindern verwendet werden. Mit einem Schlauch wurden die Auspuffgase ins Innere geleitet, die Opfer starben innerhalb von zehn bis fünfzehn Minuten. Von den russischen Hilfskräften wurden die Gaswagen Ubitsa duschy, «Seelentöter», genannt.

«Die Juden gingen in den Seelentöter, ohne dass sie sich dagegen wehrten. Man brauchte bei ihnen keinen Zwang anzuwenden. Dieses Verhalten erklärt sich wohl dadurch, weil diese Menschen öfter den Seelentöter im Hof... gesehen hatten», sagte ein russischer Mitarbeiter der Einsatzgruppe D nach dem Krieg vor einem sowjetischen Gericht aus. «Sie haben den Wagen nach seiner Rückkehr gereinigt und wussten, dass sie im Seelentöter der Tod erwartete.»

Es gab jedoch Offiziere, die den Einsatz von Gaswagen ablehnten. Einer von ihnen war Dr. Werner Braune, Leiter des Sonderkommandos nb der Einsatzgruppe D. Im sogenannten Einsatzgruppenprozess erklärte Braune 1947, er habe auf die Verwendung von Gaswagen verzichtet, weil seiner Ansicht nach «eine Exekution durch Erschiessen für beide Teile ehrenhafter» gewesen sei.

Wie die meisten Leiter der Einsatzkommandos war Werner Braune Jurist. Er war 1931 in die NSDAP eingetreten, im selben Jahr wie mein Vater. 1934 wurde Braune in die SS und gleichzeitig in den SD aufgenommen. 1938 war er Stellvertreter des Leiters der Gestapo in Münster, von dort wurde er zur Gestapo Koblenz versetzt. Die Lebensläufe weisen grosse Ähnlichkeiten auf, die Wege kreuzten sich immer wieder – Münster, Koblenz, das RSHA in Berlin, dann Südrussland.

Als die deutschen Truppen im Sommer 1942 in den Kaukasus vorstießen, folgten ihnen die Sonderkommandos 11a und 11b auf den Fersen. Im Kaukasus trafen sie auf eine Bevölkerung, die traditionell gegen Russen und Kommunisten eingestellt war, sodass den Deutschen zahlreiche Hilfwillige zuströmten. Im Kaukasus lebten allerdings auch Juden, Bergjuden genannt, die sich so kleideten und lebten wie die übrigen kaukasischen Völker. Die erste grosse Aktion führten Angehörige der Einsatzgruppe D im August 1942 in Krasnodar und Ejsk durch, wo sie Insassen von Anstalten und Kinderheimen ermordeten. Am 1. September 1942 wurden in Mineralnyje Wody 500 Juden erschossen, ein paar Tage später wurden die Juden aus Jessentuki und Kislowodsk nach Mineralnyje Wody getrieben und erschossen. Insgesamt wurden im Kaukasus von den Sonderkommandos schätzungsweise 10'000 Juden ermordet.

Anfang Dezember 1942 traf mein Vater im Kaukasus ein, um die Leitung des knapp 100 Mann umfassenden Sonderkommandos na zu übernehmen. Er trug die für Mitglieder der Einsatzkommandos übliche feldgraue Uniform der Waffen-SS, Feldkappe, Breecheshosen und Schaftstiefel, am linken Unterarm die SD-Raute. Über seine Tätigkeit im Kaukasus habe ich nichts gefunden, keine Erwähnung in der Literatur, keine Dokumente, keine Zeugenaussagen, natürlich auch keine Fotografien. Es ist, als wäre er in einen dunklen Tunnel gefahren und erst zwei Monate später wieder herausgekommen, und keiner hat gesehen, was er da drinnen gemacht hat. Ich kann mir allerdings eine ungefähre Vorstellung davon machen, was in dem Tunnel geschehen ist.

Ich erinnere mich an einen Tag im Archiv im badenwürttembergischen Ludwigsburg, einer Aussenstelle des Deutschen Bun-

desarchivs, in der die Unterlagen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen aufbewahrt werden. Ich hatte ein paar dicke Ordner mit der Aufschrift «Beschuldigter: Bierkamp, Walter u.a., Einheit: Einsatzgruppe D, Tatort: Südrussland», vor mir liegen, die ich durchgesehen hatte. Prozessunterlagen. Ich schaute aus dem Fenster auf einen Baum, dessen Zweige fast das Glas berührten. Über den Stamm huschte ein Gartenbaumläufer, braun-weiss gepunktelt, und stocherte mit seinem langen, leicht gebogenen Schnabel in den Ritzen nach Insekten. Es war ein Julitag, und der Himmel war ohne Wolken. Ich hatte das in den Ordnern versammelte Material zwei Tage lang gesichtet, Zeugenaussagen, Berichte über Exekutionen, über die Einsätze der Gaswagen, die «Seelentöter». Es gab auch genug Unterlagen über das Sonderkommando na, unter anderem über dessen Leiter Paul Zapp, der in Cherson die Erschiessung von 5'000 Juden angeordnet hatte. Paul Zapp war vor dem Eintritt in den Sicherheitsdienst im Jugendverband der evangelischen Bibelkreisbewegung und später in der «neuheidnischen» Deutschen Glaubensbewegung aktiv gewesen und hatte das Sonderkommando na von Beginn des Russlandfeldzuges bis Juli 1942 kommandiert, dann wurde er nach Deutschland zurückbefohlen (er wurde 1967 verhaftet und wegen Mordes in 13'449 Fällen zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe verurteilt). Über die Zeit, in der mein Vater das Sonderkommando geleitet hatte, hatte ich nur eine kurze Notiz gefunden, wonach der Obersturmbannführer und Oberregierungsrat Dr. Gerhard Bast das Sk na von November 1942 bis Dezember 1942 geleitet hatte. Die Notiz gab Rang und Berufstitel falsch an, er

war Sturmbannführer und Regierungsrat. Sonst fand ich keine weiteren Spuren von ihm. Er war im Tunnel verschwunden.

Irgendwann im Sommer 1942, das war vor seiner Zeit, waren die Sonderkommandos na und 11b zum Einsatzkommando 11 vereinigt worden, das der Armee in den Kaukasus folgte. Im Oktober desselben Jahres wurde dort ein «Sonderkommando Astrachan» mit Standort in Elista gebildet, eine staubige Provinzstadt, in einer Senke der baumlosen Kalmückensteppe gelegen. Doch im November übernahm Vater, soviel steht fest, das Sonderkommando na. Existierte dieses Sonderkommando damals überhaupt? War es identisch mit dem Sonderkommando Astrachan? Darüber gaben die Unterlagen über Bierkamp und andere keinen Aufschluss. In einem monumentalen Werk, das der Zeithistoriker Andrej Angrick über die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion in den Jahren 1941 bis 1943 verfasst hat, habe ich den Namen meines Vaters nicht einmal im Index gefunden. Allerdings fand ich dort den Hinweis, dass der SS-Führung vorschwebte, in den gebirgigen Regionen des Kaukasus SS-Schifahrer einzusetzen. Vielleicht hat man ihn deswegen dorthin geschickt. Mit den Schiern auf den Elbrus, weite Touren, die vorher noch kein Mensch unternommen hat, was für eine Verlockung für einen passionierten Winterbergsteiger! Doch er sollte keine Gelegenheit finden, den Elbrus oder Kazbek zu besteigen. Das Kaukasus-Abenteuer war militärisch ein Fiasko. Anfang 1943 traten die Deutschen unter dem wachsenden Druck der Roten Armee den Rückzug aus dem Kaukasus an, die Einsatzgruppe D wurde aufgelöst, ein Teil wurde unter der Bezeichnung «Kampfgruppe Bierkamp» zur Partisanenbekämpfung nach Weissrussland abkommandiert, in die Pripjetsümpfe.

Ich weiss noch, dass ich, als ich den letzten Ordner schloss, für einen Moment ein Gefühl der Frustration und Enttäuschung empfand. Meine Augen brannten vom Lesen, und ich war auf nichts gestossen, was meinen Vater betraf. Dann wurde mir bewusst, was das hiess. Wäre es besser gewesen, ich hätte etwas gefunden? Eine von meinem Vater gezeichnete Meldung aus dem Kaukasus, mit Formulierungen wie «die Arbeitsgebiete der Kommandos wurden judenfrei gemacht», «der Raum wurde gesäubert», «das Gebiet wurde durchkämt» oder «sämtliche gefährlichen Elemente wurden unschädlich gemacht»? So konnte ich mich wenigstens an die Hoffnung klammern, dass er vollauf mit der Rückführung des Sonderkommandos aus dem unmittelbaren Frontgebiet beschäftigt gewesen war.

Ich überlegte, ob ich die Suche in anderen Archiven fortsetzen sollte, vielleicht würde ich dort fündig werden? Der Ludwigsburger Archivar, ein fröhlicher junger Mann, der die Unterlagen für mich vorbereitet und alle während der Lektüre auftauchenden Fragen mit grosser Sachkenntnis beantwortet hatte, wiegte den Kopf. Das sei natürlich nicht ausgeschlossen, jedoch mit Sicherheit schwierig. Die Quellenlage, wie Archivare das nennen, sei nicht gut, vieles sei noch nicht aufgearbeitet, die Materialien seien über viele Länder verstreut, im Übrigen könne niemand sagen, was noch in russischen Archiven liege. Der Gedanke an wochenlange Aufenthalte in Archiven machte mich mutlos. Und was, wenn ich etwas finden würde? Würde das etwas ändern? Ich wusste auch so genug.

Otto Ohlendorf wurde im Einsatzgruppenprozess in Nürnberg vom Militärgerichtshof der Vereinigten Staaten von Amerika zum Tode verurteilt und gehenkt. Dasselbe Schicksal ereilte

Werner Braune. Walter Bierkamp hatte im April 1945 Selbstmord begangen. Im Einsatzgruppenprozess wurde auch Erwin Schulz, der 1938 die Gestapo Graz aufgebaut und meinen Vater eingestellt hatte, verurteilt. Schulz hatte von Mai bis September 1941 das Einsatzkommando 5 der Einsatzgruppe C geleitet, das in Brody, Berdyschew und Lemberg wütete. Er bekam zwanzig Jahre Haft. Schulz hatte seinerzeit kein Hehl aus seiner Ablehnung der Massenerschiessungen gemacht und darum ersucht, ihn von der Führung des Kommandos zu entbinden. Er war nach Berlin zurückversetzt worden, ins Reichssicherheitshauptamt, wo er ungehindert seine Karriere fortsetzte.

## 17.

**Im** Alter von zehn Jahren hatte ich drei russische Freunde, vielleicht waren sie auch Weissrussen, das machte für mich damals keinen Unterschied. Seltsamerweise hiessen alle drei mit Vornamen Alexander: Alexander Mokotow, Alexander Poscharow, Poschar genannt, und Alexander Lebedew, der aus irgendeinem Grund Schklar gerufen wurde. Das war 1954, im Internat, in das ich nach der Volksschule kam. Die Schule lag im Salzburgischen, in einem einsamen Tal in den Hohen Tauern, sieben Kilometer vom nächsten Ort entfernt, Mittersill, ein Pinzgauer Marktflecken.

Die drei Russen waren die Söhne von DPs, Displaced Persons oder Versetzte Personen, wie sie in der Sprache der Bürokratie unbeholfen genannt wurden. Vermutlich waren die Väter im Dienst der Deutschen gestanden und hatten sich ihnen beim Rückzug mitsamt den Familien angeschlossen, um schliesslich in Salzburg zu landen, wo im Stadtteil Parsch ein grosses Lager für DPs eingerichtet wurde. Stadt und Land Salzburg lagen in der amerikanischen Zone, und die Amerikaner lieferten russische Soldaten, die an der Seite der Deutschen gegen die Rote Armee gekämpft hatten, nicht an die Sowjetunion aus, wie das die Engländer mit den Kosaken taten. Was die Väter meiner drei Freunde in der Kriegszeit gemacht hatten und warum sie aus ihrer Heimat geflohen waren, interessierte mich als Kind nicht, und als ich später alt genug war, um danach zu fragen, waren die Russen schon weg. Sie waren mit den Eltern in die USA, nach Kanada oder Australien emigriert. Das Lager Parsch war nur eine Zwischen-

station in ihrem Leben gewesen, das der Krieg durcheinandergebracht hatte.

Es gab in der Schule, die nach der Örtlichkeit oft nur Felbertal genannt wurde, noch mehr Russen und Angehörige anderer Nationen, Jugoslawen, Ungarn, Ukrainer, Bulgaren, die aus ähnlichen Gründen nach Österreich gekommen waren, Flüchtlinge aus dem kommunistisch gewordenen Osteuropa. Aber Mokotow, Poschar und Schklar waren meine direkten Nachbarn. Sie hausten in einem halbfertigen Bau, der später die Tischler- und Schlosserwerkstätten beherbergen sollte (wir lernten in der Schule ein Handwerk und legten neben der Matura die Gesellenprüfung ab), in dem auch wir untergebracht waren. Die Schüler der ersten Klasse, insgesamt elf, wohnten gemeinsam in einem Raum, in dem dann, wenn ich mich recht erinnere, die Furnierpresse stand.

Das Internat war von einem gebürtigen Russen gegründet worden. Sein Grossvater war dem Vernehmen nach Zeremonienmeister am Hof des russischen Zaren gewesen, das war vermutlich ein Grund, warum so viele russische Flüchtlingskinder die Schule besuchten. Ein anderer Grund war darin zu suchen, dass es eine Privatschule war, die in den Anfangsjahren mit grossen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Von einer protestantischen Organisation bekamen wir materielle Hilfe in Form von Decken, Geschirr, auch Nahrungsmittel – ich spüre auf der Zunge noch die fade Süsse der Rübenmarmelade und den scharfen Geschmack des gelben amerikanischen Käses (der seinem Aussehen nach mit den ersten Gis in der Normandie gelandet sein musste) –, die in grossen runden Holzbehältern, riesigen Spannschachteln gleich, im Vorraum der Küche lagerten. Im Austausch

für diese Lebensmittel ohne Ablaufdatum musste sich die Schule verpflichten, Flüchtlingskinder aufzunehmen.

Aus amerikanischen Armeebeständen stammten auch die olivgrünen gefütterten Jacken, die in der Schule verkauft wurden. Die Kleidungsstücke waren gebraucht, dafür spottbillig. Eine Zeitlang lief jeder zweite in einer US-Army-Jacke herum, die beinahe so etwas wie eine Schuluniform darstellten, allerdings eine ungeheuer schäbige, was sie für uns umso attraktiver machte. Im Sommer trug ich, eine persönliche Note, jahrelang eine kurze Hose der Hitlerjugend aus schwarzem Schnürsamt, die ich von einem Bekannten aus Amstetten geerbt hatte. Ich liebte die HJ-Hose, nicht weil sie von der Hitlerjugend war (das interessierte mich nicht), sondern weil sie viele praktische Taschen besass.

In den Anfangsjahren war die Schule wirklich arm, es gab buchstäblich nichts, nicht einmal ordentliche Betten, alles war improvisiert, die Klassenzimmer, die Schlafräume, die Waschräume. Ich glaube nicht, dass wir in der ersten Klasse warmes Wasser hatten, jedenfalls habe ich mich nicht oft gewaschen, was keinen zu stören schien. Die Russen waren bedeutend älter als wir, vielleicht fünfzehn, sechzehn, aus der Perspektive des Zehnjährigen erschienen sie mir wie halbe Erwachsene. Ich weiss noch, dass ich sie masslos bewunderte. Sie waren meine grossen Vorbilder. Sie konnten boxen, Messerwerfen, Feuer machen und besaßen noch andere Fähigkeiten, die einem Zehnjährigen wichtig erschienen. Mokotow, bullig und dunkelhaarig, versuchte mir Boxen beizubringen, ich weiss nicht, von wo er die Boxhandschuhe hatte, vielleicht hatte er sie aus dem Lager mitgebracht. Er war behutsam und bemüht, mir nicht weh zu tun. Einmal hat mir einer von ihnen, ich glaube es war Poschar, die Haare ge-

schnitten, zum Entsetzen meiner Mutter; er war kein begabter Friseur. Schklar, ein schlaksiger, hochaufgeschossener, immer fröhlicher Bursche, wiederum zeigte mir, wie man ein Messer wirft. Er war ein Meister darin. Er schleuderte sein Messer durchs ganze Zimmer gegen die Tür, dass es zitternd in einem aufgemalten Kreis steckenblieb. Schklars Unterricht war wenig erfolgreich, ich stellte mich nicht sonderlich geschickt an. Messerwerfen war zu jener Zeit in der Schule die grosse Mode. Wer ein dafür geeignetes Messer besass (das war faktisch jeder), je grösser, desto besser, übte sich darin. Und weil die meisten Gebäude aus Holz gebaut waren (Baracken, ein altes Blockhaus, Jagdhaus genannt), gab es genügend Trainingsflächen. Man musste allerdings immer damit rechnen, dass ein Nichtsahnender dorthin trat, wohin man gerade das Messer warf. Der Verwalter war verständlicherweise kein Freund unserer Künste, weil diese der ohnehin mühselig zusammengekratzten Einrichtung zusetzten. Dass in jener Zeit keiner der Schüler sein Leben oder zumindest ein Auge durch ein geworfenes Messer verlor, erscheint mir rückblickend wie ein Wunder.

Im Felbertal genossen wir grosse Freiheiten. In den ersten Jahren war es streng nach basisdemokratischen Prinzipien aufgebaut, wie sie heute in einer Schule unvorstellbar wären. Fast alles wurde durch die Schulgemeinde geregelt, in der Schüler und Lehrer paritätisches Stimmrecht besassen. Über alle uns bewegenden Fragen wurde endlos debattiert und dann abgestimmt. Über das Essen (Haferbrei zum Frühstück oder doch lieber Brot mit einem winzigen Stück Butter, anfangs war das Salzbutter aus amerikanischen Surplus-Beständen) ebenso wie über neue Schüler und Lehrer, die sich nach einer Probezeit der Abstimmung durch die

Schulgemeinde stellen mussten. Ich weiss nicht, ob auch über die Russen abgestimmt wurde, die waren schon da, als ich ins Felbertal kam, sie besuchten allerdings nicht das Gymnasium (dazu fehlten ihnen die Voraussetzungen), sondern erhielten eine Volksschulbildung. Wo sie unterrichtet wurden, kann ich nicht sagen, die verschiedenen Klassen waren anfangs weit über das ganze Gelände verstreut, so dass man leicht den Überblick verlor. Im Übrigen war der Unterricht damals eher nebensächlich, zumindest mit den Russen haben wir nicht darüber geredet, von denen gab es Wichtigeres zu lernen.

Die frühe Bekanntschaft, ja Freundschaft mit den Russen – die Besatzungssoldaten in Amstetten, noch früher, blieben immer exotische Fremde, mit denen ich nie wirklich in Berührung kam – hat meine spätere Entwicklung beeinflusst. Sie stand am Anfang meiner Neugierde für alles, was im Osten lag (vielleicht war da auch ein Protest gegen das Grosselternhaus dabei, der war jedoch nicht ausschlaggebend), eine Neugierde, die schliesslich die Richtung meines Studiums bestimmte, Slawistik und osteuropäische Geschichte.

Der Schule habe ich es auch zu verdanken, dass ich früh gegen gewisse Einflüsse von Seiten meiner Familie immunisiert wurde. Immerhin verbrachte ich neun wesentliche Jahre die meiste Zeit nicht in Linz oder Amstetten, sondern im Felbertal. Unsere Lehrer waren sehr jung und haben uns etwas eingeimpft, was man mit grossen Worten Toleranz und eine demokratische Haltung nennen könnte. Jedenfalls gab es keinen, der den Versuch gemacht hätte, an die Vergangenheit anzuknüpfen, die bei mir zu Hause (vor allem in Amstetten) hochgehalten wurde.

Sie greife nicht, woher meine Liebe zu den Slawen komme,

sagte Grossmutter, als sie von meinem Entschluss erfuhr, Slawistik zu studieren. Wir sassen im Gasthof Todt in der Rathausstrasse in Amstetten, sie vor einer leeren Suppe, die sie im nächsten Moment zurückschicken würde, ich vor einem grossen Schnitzel. Davon, dass mein Vater im Krieg in Russland, in Polen und in der Slowakei gewesen war, sagte sie kein Wort, das erfuhr ich erst viel später. Anfangs betrachtete sie mein Studium als Marotte, die sie zwar nicht gutheissen mochte, doch ich war der über alles geliebte Enkel, das einzige Kind des geliebten Sohnes, das sich vieles herausnehmen konnte. Mein Onkel, der jüngere Bruder des Vaters, schüttelte bloss den Kopf. Er hätte mir das nie durchgehen lassen, doch ihn fragte keiner. Es dauerte nicht lang, da traten die Slawen zwischen uns. Grossmutter wurde zunehmend ungeduldig, wenn ich vom Studium, von meinen Freunden in Warschau erzählte, ich reagierte auf ihre Haltung gereizt und provozierte sie mit politischen Sprüchen aus der damals beginnenden Studentenbewegung. Sie kränkte sich, das nahm ich in jugendlicher Rücksichtslosigkeit bedenkenlos in Kauf, wir wurden einander zunehmend fremd.

Ich fuhr immer seltener nach Amstetten, schützte das Studium vor, das die Grossmutter finanzierte. Der endgültige Bruch mit ihr und meinem Onkel erfolgte beinahe beiläufig, ohne dramatischen Anlass. Nachdem ich von einem zweijährigen Studienaufenthalt in Polen zurückgekehrt war, schrieb mir Grossmutter in ihrer Hilflosigkeit einen Brief, in dem sie die (damals nicht einmal abwegige) Sorge äusserte, ich könne einmal mit einer Polin als Frau in Amstetten auftauchen. Vor einer solchen Verbindung wolle sie mich warnen, schrieb sie, die könne sie nie und nimmer gutheissen. Noch schlimmer sei die Vorstellung, ich könnte eine

Jüdin heiraten. Ich müsse ihr beim Andenken meines Vaters versprechen, das nie zu tun, das würde sie mir glattweg verbieten, sonst sei es aus zwischen uns. Ich war damals 24, politisch radikal links (ich hielt mich für einen Trotzkiten), wahrscheinlich unreif und auf jeden Fall sehr selbstgerecht. Ich nahm mich selber ungeheuer wichtig und reagierte mit einem pathetischen, unveröhnlichen Brief, in dem ich die Beziehungen zur Grossmutter für abgebrochen erklärte. Ich wolle, so schrieb ich, mit ihr und ihrer Familie, überhaupt mit Amstetten, nichts mehr zu tun haben, das sei endgültig vorbei, sie solle mich künftig in Ruhe lassen. So einfach war das für mich. Schon möglich, dass der Bruch unausweichlich war, doch wenn ich heute an diesen Brief denke, empfinde ich Trauer und Scham.

Ich habe die Grossmutter bis zu ihrem Tod nicht mehr gesehen, wir haben uns auch nicht geschrieben. Beide schwiegen wir verbissen. Mir fiel das sicher um vieles leichter als ihr. Als sie im Sterben lag, äusserte sie den Wunsch, mich noch einmal zu sehen. Mein Onkel schickte ein Telegramm, ich fuhr sofort nach Amstetten, doch sie war kurz vor meiner Ankunft gestorben. Ich weiss noch, mit welchem Satz mich der Onkel am Haustor empfing: «Sie ist gestorben wie eine deutsche Frau.»

## 18.

Im Jänner 1943 war mein Vater wieder zurück aus dem Kaukasus. Er war nicht zur Partisanenbekämpfung in die Pripjetsümpfe befohlen, sondern nach Linz delegiert worden, als Leiter der dortigen Gestapo. Am 2. Februar schickte er eine Meldung an das SS-Personalamt in Berlin, Prinz-Albrecht-Strasse 8: «Aus dienstlichen Gründen wurde ich am 25. 1. 1943 zur Staatspolizeistelle Linz/Donau versetzt. Meine Anschrift lautet: Linz/Donau, Langgasse 13.»

In der Langgasse 13 war der Sitz der Linzer Gestapo, im ehemaligen Kolpinghaus des katholischen Gesellenvereins. Dort wurde ihm eine Dienstwohnung zugewiesen. Gleichzeitig war er im Linzer SD-Abschnitt tätig, der in einer komfortablen Villa auf der Gugl, unweit vom Haus meiner Mutter, residierte. Im Jahr zuvor waren sie gemeinsam nach Gottschee gefahren, heimlich vermutlich, für ein paar Tage. Nun war er in Linz, da gab es viele Möglichkeiten für Begegnungen. Hat sie ihrem Mann von dem anderen erzählt? Ahnte er etwas? Hat er eine Veränderung in ihrem Verhalten bemerkt? Hat sie von Anfang an daran gedacht, ihren Mann, der 21 Jahre älter war als sie, wegen meines Vaters zu verlassen?

Warum mein Vater nur zwei Monate im Osten im Einsatz war, geht aus den Unterlagen nicht hervor, vielleicht hatte er selber seine Rückversetzung erwirkt, um in der Nähe meiner Mutter zu sein. Hatte er die nötigen Beziehungen, um so etwas einzufädeln? Im Februar 1943 wurde ein alter Bekannter, ein gebürtiger Linzer,

von Himmler als Nachfolger Reinhard Heydrichs zum Chef der Sicherheitspolizei und des SD ernannt: Dr. Ernst Kaltenbrunner, Grazer Burschenschafter, Mitglied der illegalen österreichischen SS, 1934 mit Grossvater in Kaisersteinbruch interniert. Möglicherweise hat der mächtige SS-Führer die nötigen Fäden gezogen. Ostmärkische, Grazer Seilschaften. Das sind alles Spekulationen; gesichert ist, dass mein Vater Ende Jänner 1943 in Linz seinen Dienst antrat.

Als er nach Oberdonau kam, war die Stimmung denkbar schlecht, wie überall in Österreich, in der Ostmark. Am 3. Februar wurde in einer Sondermeldung des Rundfunks der Fall von Stalingrad verlautbart. In Stalingrad hatten viele Österreicher gekämpft, waren dort gefallen, in Gefangenschaft geraten. In einem Stimmungsbericht des SD-Abschnittes Linz heisst es, der Fall von Stalingrad habe in Oberdonau «tiefste Traurigkeit, teilweise Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit» ausgelöst. Der Sicherheitsdienst berichtete von kritischen Stimmen, die ein Ende des Krieges forderten, ja sogar von Angriffen auf Parteifunktionäre. In Grieskirchen habe eine einfache Bäuerin den Ortsgruppenleiter geohrfeigt und beschimpft, als ihr dieser die Nachricht vom «Heldentod» ihres Sohnes im Osten überbrachte: «Ihr habt die Schuld, dass es so weit gekommen ist!»

In der Bevölkerung machten sich zunehmend Kriegsmüdigkeit, Verdrossenheit und Apathie bemerkbar. Die Gestapo reagierte mit verschärften Repressionen. Die Verhaftungen wegen Verstössen gegen das sogenannte Heimtückegesetz, voran Wehrkraftzersetzung und Rundfunkverbrechen, nahmen sprunghaft zu.

Am 26. März 1943 schickte die Gestapo Linz an den Oberstaatsanwalt beim dortigen Landgericht einen gegen den Protek-

toratsangehörigen Thomas Kotek «entstandenen Vorgang mit der Bitte um strafrechtliche Würdigung». Gezeichnet hatte das Schreiben mein Vater.

Der Tscheche Thomas Kotek war bei den Böhmischem-Mährischen Eisenbahnen beschäftigt und hatte angeblich in böser Absicht einen mit Schotter beladenen Waggon geöffnet, so dass der Schotter auf die Gleise fiel und diese blockierte. Das Entfernen des Schotters durch die Begleitmannschaft des Zuges nahm etwa 90 Minuten in Anspruch. Kotek hatte im Verhör die Beschuldigung geleugnet, trotzdem wurde der tschechische Bahnarbeiter wegen Gefährdung der Arbeit eines «für die Reichsverteidigung wichtigen Betriebes» zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt.

Am 17. Mai 1943 schickte Vater einen Vorgang gegen einen gewissen Franz Marchhart, Wirtschafter auf einem Hof im Mühlviertel und Vater von zwei Kindern, an die Staatsanwaltschaft beim Sondergericht in Linz. Marchhart hatte mit zwei französischen Kriegsgefangenen, die am selben Hof wie er beschäftigt waren, den Londoner Sender gehört, jemand hatte sie denunziert. Wegen absichtlichen Abhörens der Nachrichten ausländischer Sender und verbotenen Umgangs mit Kriegsgefangenen bekam der Grossknecht eineinhalb Jahre Zuchthaus.

Zwei Vorgänge von vielen. Auch bei ausländischen Arbeitskräften, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, registrierte die Gestapo wachsende Widersetzlichkeit. Es mehrten sich die Fälle von sogenannten Arbeitsvertragsbrüchen – obwohl Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene natürlich keine Arbeitsverträge besaßen, konnten sie diese doch brechen, was drakonisch bestraft wurde. Ende Jänner 1943 gab die Stapostelle Linz einen Erlass heraus, wonach Arbeitsvertragsbrüche ausländischer Arbeiter

zunehmend ausschliesslich von der Gestapo geahndet würden. In einem anderen Erlass wurde daran erinnert, dass es unzulässig sei, «Ostarbeiter und Polen wegen arbeitsmässiger Verfehlungen» zu misshandeln. Dieses Recht nahm allein die Gestapo für sich in Anspruch. Ein eigener Erlass präzierte, wer unter die Kategorie Ostarbeiter fiel:

«,Ostarbeiter' sind diejenigen Arbeitskräfte nichtdeutscher Volkstumszugehörigkeit, die im Reichskommissariat Ukraine, im Generalkommissariat Weissruthenien oder in Gebieten, die östlich an diese Gebiete und an die Freistaaten Lettland und Estland angrenzen, erfasst und nach der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht in das Deutsche Reich einschliesslich des Protektorates Böhmen und Mähren gebracht und hier eingesetzt werden. Ukrainer, die unter den hier eben genannten Personenkreis fallen, sind daher als ,Ostarbeiter' zu bezeichnen. Die Bezeichnung ,Russe' ist unzulässig.»

Alles wurde durch die Gestapo geregelt, sogar die Frage, wie ausländische Arbeiter zu grüssen hatten, fiel in ihre Kompetenz. «Den ausländischen Arbeitern – mit Ausnahme der Polen – kann die Anwendung des deutschen Grusses nicht untersagt werden», hiess es in einem Erlass dazu. Jeder Erlass ging über den Schreibtisch meines Vaters, er hatte alle Hände voll zu tun. Im Frühjahr 1943 richtete die Gestapo in einem Lager der Reichsbahn ein «Arbeitserziehungslager» für ausländische «Arbeitsverweigerer» und «Arbeitsplatzflüchtige» ein, das ihr direkt unterstand. In unmittelbarer Nähe von Linz lagen das berühmte Konzentrationslager Mauthausen und das Nebenlager Gusen, in denen die Gestapo eigene Abteilungen unterhielt.

1943 ging die Geheime Staatspolizei auch gegen die wenigen Juden vor, die in Oberdonau in sogenannten geschützten Ehen

überlebt hatten. Wenn der arische Partner starb, schlug die Gestapo sofort zu. Dieses Schicksal ereilte im August 1943 den Rechtsanwalt Alois Smolka aus Wels, der zunächst wegen «freundschaftlichen Umgangs mit Deutschblütigen» verhaftet und in Linz inhaftiert wurde; im Oktober 1943 wurde er nach Auschwitz deportiert, wo er umkam.

Neben seinen dienstlichen Pflichten musste mein Vater auch Anwesenheit zeigen, in der gutsitzenden grauen Uniform mit den schwarzen Kragenspiegeln und der Mütze mit schwarzem Band und einem Totenkopf mit gekreuzten Knochen als Kokarde. Repräsentieren. Die Dienststelle vertreten. Die Geheime Staatspolizei und den Sicherheitsdienst der SS. Er war ein mächtiger Mann, vor dem sich viele duckten.

Am 28. März 1943 besuchte der japanische Botschafter in Berlin, Hiroshi Oshima, anlässlich der Gründung der Linzer Zweigstelle der deutsch-japanischen Gesellschaft die Gauhauptstadt Linz. Der Japaner war ein persönlicher Freund Hitlers und ein enthusiastischer Anhänger des Nationalsozialismus. Seine Begeisterung für Hitlerdeutschland trug ihm den Beinamen «Deutscher Botschafter in Deutschland» ein. Von diesem hohen Besuch besitze ich ein Dutzend Amateuraufnahmen, teilweise hoffnungslos unterbelichtet, die den exotischen Gast während des Aufenthaltes in Linz zeigen: Hiroshi Oshima im Landestheater in einer Loge neben Gauleiter August Eigruber, einem vierschrötigen Mann mit dem Aussehen eines Fleischergesellen; Hiroshi Oshima vor dem Linzer Schloss, an der Spitze eines ganzen Pulks wichtiger Herren in Uniform und Zivil; Hiroshi Oshima vor dem Friedhof in Leonding, auf dem Hitlers Eltern begraben liegen;

und schliesslich Hiroshi Oshima über die Pläne für den grandiosen Ausbau von Linz gebeugt, zu dem Hitler eigene Entwürfe beitrug. Auf einigen Bildern ist auch mein Vater zu sehen, in Uniform oder Zivil, meist im Hintergrund, aber er war dabei, ein aufmerksamer Beobachter.

Von Linz aus hatte er endlich wieder Gelegenheit, in die Berge zu gehen, Schitouren zu machen. Im Kaukasus war ihm das versagt geblieben. Vom 26. Februar bis 1. März 1943 unternahm er eine Tour ins Tote Gebirge, aufs Linzerhaus und zur Steirerseehtütte, mit Kollegen von der Gestapo. «Mit KK Hurnaus, KOA Neumüller, KS Pointner, KS Scharinger», notierte er im Tourenbuch. Dienstliche Abkürzungen, auch in den Bergen behielten Amtstitel ihre Gültigkeit. Kriminalkommissar, Kriminalsekretär, doch wofür steht KOA? Kriminaloberassistent? Manche Kürzel, damals selbstverständlich, sind heute kaum mehr zu dechiffrieren. Der vergessene Geheimcode des Terrors. «Wetter schön, Schnee gut, Fuss macht Schwierigkeiten», schrieb er abschliessend. Hatte er sich im Kaukasus eine Verletzung zugezogen?

Am 4. April trat Hitler in Linz auf. Das trug schlagartig zu einer Verbesserung der allgemeinen Stimmung bei. Wenn sich der Führer die Zeit nahm, seine Patenstadt zu besuchen, dann konnte die Lage an der Front nicht so hoffnungslos sein. Der Chef der Linzer Gestapo war einer der Würdenträger, die dem Führer an diesem Tag ganz nahe waren. Hat er das genossen?

## 19.

Er habe den Dienst bei der Gestapo sattgehabt, erzählte mir meine Mutter, er habe davon gesprochen, sich für den Kolonialdienst zu bewerben (nach gewonnenem Krieg wollte das Deutsche Reich zumindest die alten Kolonien in Übersee zurückhaben). Angeblich habe man ihm versprochen, ihn als Statthalter oder so etwas ähnliches nach Afrika zu schicken. Er habe sogar damit begonnen, eine Eingeborensprache im Selbstunterricht zu lernen, sie glaubte sich an Suaheli zu erinnern. Besondere Sprachbegabung besass er wohl nicht. Schon 1940 war im Befehlsblatt des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD ein Aufruf erschienen, dass sich Angehörige der Sicherheitspolizei und des SD um die Verwendung in den künftigen deutschen Kolonien bewerben könnten. Dort hiess es allerdings ausdrücklich, «das vorherige Selbsterlernen einer Eingeborensprache» sei nicht zweckmässig. Hat sich mein Vater für eine Ausbildung für den künftigen Kolonialdienst gemeldet? Oder war sein angeblicher Wunsch, dem Dienst in der Gestapo zu entkommen, bloss eine Legende, die nach dem Krieg für mich erzählt wurde?

Auch in Linz bleibt die Figur des Vaters für mich schablonenhaft, reduziert auf ein paar Fotografien und Dokumente. Hier ganz besonders, weil Linz die Stadt des Stiefvaters war, bei dem ich aufwuchs und den ich Papa nannte, auch dann noch, als ich längst wusste, dass er nicht mein leiblicher Vater war. Darüber haben wir nie gesprochen, das wurde nicht einmal andeutungsweise erwähnt. Doch da war vieles, was nicht ausgesprochen

wurde. Es galt den Anschein zu wahren, den Anschein der Normalität, der Ordnung, der Bürgerlichkeit, nicht nur nach aussen, sondern auch innerhalb der Familie. Es gab keine grosse Vertraulichkeit oder Emotionalität in meinem Verhältnis zu ihm, ich spürte stets eine gewisse Distanz, doch das lag wohl an seinem Wesen, er war eher wortkarg und hatte etwas Einzelgängerisches an sich, und vielleicht auch an seinem Alter, er hätte mein Grossvater sein können.

Bis 1942 hatte er als Bankbeamter gearbeitet, in leitender Stellung, dann liess er sich pensionieren, um sich nur mehr der Kunst zu widmen, der seit der Jugend seine ganze Liebe gegolten hatte. Uns Kinder, meine Schwester, meinen Bruder und mich, hat er oft gezeichnet, wir mussten ihm jedes Jahr «sitzen», wie er das nannte. Ich versuchte mich manchmal davor zu drücken, weil ich es hasste, stillzusitzen, doch er bestand darauf. Die von ihm gefertigten Porträts, vom Einjährigen bis zum Halbwüchsigen, besitze ich noch alle, aus jedem Jahr eine farbige Kreidezeichnung, nur die erste, von 1945, ist schwarzweiss, weil man damals keine Farbkreiden bekam. Aufgehängt habe ich keines der Bilder, sie sind in einer Mappe verwahrt. Wir mussten ihm im Atelier sitzen, das sich im Souterrain unseres Hauses befand, dort stand auch der schwarze Flügel, den er sich im Alter selber zum Geschenk gemacht hatte, eine der wenigen Extravaganzen, die er sich gönnte.

Er spielte nur selten, «phantasieren» nannte er es (er hatte zu seinem Bedauern nie Klavier spielen gelernt). Sonst war er ungeheuer bescheiden, ja asketisch, beim Essen, beim Anziehen, bei allen materiellen Dingen, die ihm nichts bedeuteten. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal unerwartet nach Hause kam: Er war allein, meine Mutter war verreist, auch Resi, die Hausgehilfin,

die viel mehr war als das, Kindermädchen, Tante, ältere Freundin der Kinder, war aus irgendeinem Grund nicht da. Er war sehr unbeholfen, was Dinge des täglichen Lebens betraf wie zum Beispiel Kochen, er war nicht einmal imstande, sich eine Eierspeis zuzubereiten. Die beiden Frauen hatten ihm den Kühlschrank bis obenhin mit Apfelstrudel angefüllt, den er gerne ass. Er ass eine Woche oder länger Apfelstrudel, morgens, mittags, abends, und war damit zufrieden. Als ich mich erbötig machte, etwas einzukaufen für uns beide, fragte er verwundert: wozu? Da war doch der Apfelstrudel, er hatte erst die Hälfte verzehrt, es war noch so viel da.

Wir hatten einen grossen Garten mit Obst und Gemüse, von denen im Sommer und Herbst Mengen heranreiften, die ausgereicht hätten, mehrere kinderreiche Familien zu versorgen. Oft kam er am Morgen mit einem Kübel, randvoll gefüllt mit angefallenen, angefaulten Äpfeln, in die Küche, wo Resi bereits am Werk war, und stellte zaghaft die freilich rhetorisch gemeinte Frage, ob man (man, nicht sie, als hätte es da noch jemand anders gegeben, der für diese Arbeit in Betracht gekommen wäre) das Fallobst verwerten könne. Verwerten war ein Wort, das er gern gebrauchte, wie seine ganze Generation, die zwei Kriege mit allen Folgen, Lebensmittelknappheit, Rationierungen, Zerstörungen, Verlust des Vermögens, durchgemacht hatte und daher wusste, wie wichtig es war, alles zu verwerten, was sich noch irgendwie verwerten liess. Das Wort wegwerfen war in seinem Wortschatz nicht enthalten. Alles wurde aufgehoben, vielleicht konnte man es noch einmal brauchen, verwerten. Im Obstkeller wurden Äpfel und Birnen sorgsam in Regalen aufgelegt, keine Frucht durfte die andere berühren; in einem anderen Regal, gleich

neben den Äpfeln, lagen Fundstücke, auf die er bei der Gartenarbeit gestossen war und die er aufbewahrte, man konnte nie wissen, Bombensplitter, rostiges Eisenzeug, anderen Kram. Diese Haltung der äussersten Sparsamkeit bewahrte er sich auch in Zeiten relativen Wohlstands. Nur meine Mutter nahm er aus von diesem ehernen Grundsatz, sie hätte er am liebsten mit Geschenken überschüttet.

«Stellt's der gnä' Herr hin», sagte Resi seufzend mit einem Blick auf den Kübel und machte sich unverzüglich daran, die Äpfel zu schälen für einen Apfelstrudel, Apfelschlangel, für Apfelmus oder Apfelgelee, sie wusste viele Rezepte, mit denen sie aus dem Fallobst, das anderswo auf dem Komposthaufen gelandet wäre, Köstlichkeiten zaubern konnte. Resi sprach mit den Eltern in jener dritten Person der Dienstboten und wohlherzogenen Kinder, die schon damals einer verflrossenen Epoche angehörte.

Die Liebe zur Gärtnerei hat sich vom Stiefvater auf mich vererbt. Ich wühle gern in der Erde, pflanze Salat, setze Bäume, und ich hebe auch alles auf, was ich finde, die Fundstücke werden gesammelt, rostiges Eisen, Tierknochen, interessant anmutende Steine, weggeworfen wird nichts. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich ihm im Selbstgespräch meine Salate vorführe, auf die ich stolz bin. Er ist 1968 gestorben.

Wenn ich zurückschaue, erkenne ich, dass wir nie ein offenes Gespräch geführt haben, in dem Themen wie meine Herkunft und die Familie in Amstetten, seine Rolle als ehrenamtlicher Leiter der Reichskammer der bildenden Künste in Oberdonau oder gar die Funktion meines leiblichen Vaters als Leiter der Gestapo Linz berührt worden wären. Er muss ihn gekannt haben, doch nie wäre ihm ein abfälliges Wort über die Lippen gekommen. Darüber

schwie er, und ich fragte ihn nicht. Es herrschte eine tiefe Sprachlosigkeit zwischen uns, die ich lange Zeit für die Normalität hielt.

## 20.

Im Sommer 1943 unternahm mein Vater neuerlich Touren, meist zog es ihn in die steirischen Berge, die er seit seiner Jugend kannte, in die Ennstaler Alpen, ins Gesäuse. Ich glaube nicht, dass meine Mutter ihn je begleitet hat, im Tourenbuch finden sich viele Namen, ihrer ist nicht darunter. Sie haben sich vermutlich in Linz getroffen und im Salzkammergut, am Traunsee, in Gmunden, in Bad Ischl. Eine Fotografie zeigt den Vater auf einem See, der der Traunsee sein könnte, er sitzt in einer Zille und rudert. Am rechten Rand des Bildes sieht man einen Uferstreifen, einen bewaldeten Hang, der in den See abfällt, ein paar Bootshütten und Stege. Vielleicht stand die Mutter auf einem der Stege, um ihn zu knipsen. Ein Erinnerungsbild. Ein herrlicher Tag am Traunsee. Ich frage mich, wie sie ihre Abwesenheit zu Hause erklärte. Hat sie ihrem Mann, meinem Stiefvater, reinen Wein eingeschenkt? Haben die Bekannten getuschelt und Bemerkungen gemacht? Linz war keine Grossstadt, und es war kaum möglich, eine Affäre lang geheimzuhalten, noch dazu mit dem Chef der Gestapo, den viele kannten.

Auch für ihn war Vorsicht geboten, die SS achtete zumindest nach aussen darauf, dass sich ihre Mitglieder moralisch nichts zuschulden kommen liessen. Wenn ein SS-Führer mit der Frau eines Parteigenossen ein Verhältnis anfang, konnte ihn das in Schwierigkeiten bringen. Die SS sollte nicht nur «rassisch», sondern auch sittlich eine Auslese darstellen. Ein Orden deutscher Männer. Obendrein verlangte Himmler von seinen Ordensmänn-

nern, nach Möglichkeit im Alter von 25 bis 30 Jahren eine Familie zu gründen. 1943 war mein Vater immerhin 32. Im Verlauf seiner Karriere hatte er verschiedene Insignien der SS erhalten, darunter den silbernen Totenkopfring und den Julleuchter (den bekamen SS-Angehörige, damit sie mit ihren Familien das als Weihnachtsersatz gedachte Julfest feierlich begehen konnten), und er war auch dem Verein «Lebensborn» beigetreten, nicht unbedingt aus eigenen Stücken, hauptamtlichen SS-Führern wurde das befohlen und der Mitgliedsbeitrag automatisch vom Lohn abgezogen. Den von Himmler persönlich verliehenen Ehrendegen der SS hat er, wie man seiner SS-Stammkarte entnehmen kann, nie bekommen.

Pseudogermanische Paraphernalien und Institutionen wie doppelte Siegrune, Julleuchter, Totenkopfring, SS-Ordensburgen oder der Zeugungsverein «Lebensborn» sollten die Sonderstellung der SS innerhalb der Partei betonen, ebenso wie die Sondergerichtsbarkeit, der alle Angehörigen der SS, des SD sowie der Sicherheitspolizei im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten unterstanden. Für sie gab es eigene, von der normalen Gerichtsbarkeit ausgenommene SS- und Polizeigerichte, die sich im wesentlichen am Militärstrafgesetz orientierten.

Am 31. Mai 1944 wurde der SS-Sturmbannführer und Regierungsrat Dr. Gerhard Bast, Leiter der Gestapo Linz, vom SS- und Polizeigericht VII in Wien wegen fahrlässiger Tötung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

In der dem Beschuldigten zugegangenen Strafverfügung, die ich unter den Papieren meines Vaters fand, heisst es:

«Sie werden beschuldigt, am 14.11.1943 in Spielberg den Tod eines Menschen durch Fahrlässigkeit verursacht zu haben, indem

Sie beim Entladen Ihres Jagdgewehres so unvorsichtig hantierten, dass dadurch ein Schuss losging und einen Treiberjungen tödlich verletzte.»

An besagtem Tag hatte SS-Prominenz in den Donauauen zwischen der Ruine Spilberg und dem Konzentrationslager Gusen eine Treibjagd veranstaltet, an der neben dem Kommandanten des Doppellagers Mauthausen/Gusen, Franz Zierys, und dem Linzer Polizeipräsidenten Josef Plakolm auch mein Vater teilgenommen hatte. Einer der Treiberjungen war der zwölfjährige Alois Klaubauf aus dem nahegelegenen Ort Langenstein. Ein Förster namens Missbauer hatte jedem Treiber das zu durchkämende Gebiet zugewiesen. Nach dem ersten Trieb wurde die Jagd abgeblasen, und die Treiber gingen zu den Jägern, die sich in einer durch die Au führenden Allee versammelt hatten. Da löste sich ein Schuss, und Alois Klaubauf brach zusammen; ein unter den Jagdgästen befindlicher Arzt konnte nur mehr seinen Tod feststellen, die Schrotladung hatte ihn in der Herzgegend getroffen.

Die mir vorliegenden Schilderungen des tragischen Ereignisses stimmen weitgehend miteinander überein. In den Unterlagen des SS-Gerichts heisst es, Bast habe seine Flinte entladen wollen und deshalb den Lauf nach unten gehalten, da seien hinter ihm zwei Schüsse gefallen, er habe sich instinktiv umgedreht, dabei den Lauf nach oben gerichtet, und da sei ihm, «wahrscheinlich wegen des kühlen, feuchten Wetters», der Hahn, den er hatte entspannen wollen, vom Daumen gerutscht. Ein Augenzeuge und Freund des Getöteten, der später eine Ortschronik von Langenstein verfasste, in der er dem «sinnlosen Tod des Alois Klaubauf» eine Seite widmete, schrieb, der Schuss sei aus Fahrlässigkeit losgegangen. Weil der Schütze beim Entladen des Gewehres den

Lauf waagrecht in Richtung der Treiber gehalten habe, sei es zur Tragödie gekommen.

Ein Jagdunfall. Eine Verkettung unglücklicher Umstände mit tödlichem Ausgang. Wenn ich an Alois Klaubauf denke, der in der Allee unweit des Konzentrationslagers Gusen von meinem Vater erschossen wurde, weil der eine Grundregel der Jagd missachtet und das Gewehr beim Entladen waagrecht und nicht nach oben, gegen den Himmel, gehalten hatte, kommt mir die Fotografie des dreijährigen Jungen in der Kittelschürze in den Sinn, der mit seiner Kinderhand ein Gewehr umklammert, das genauso gross ist wie er selber, an seinen stolzen Blick, an das stolz dem Fotografen entgegengereckte Kinn, schau, ein richtiges Gewehr, mein erstes Gewehr! Das war 1914 in Laibach/Ljubljana. Die Faszination der Waffen, der bläuliche Schimmer des Waffenstahls, auf dem die Finger Abdrücke hinterlassen, die sorgfältig mit einem weichen Tuch weggewischt werden müssen, nichts soll die Reinheit des Stahles beflecken.

Am Ort des Geschehens, in der Au von Gusen, über der bis heute die düsteren Schatten des Konzentrationslagers liegen, wurde nach dem Krieg ein Gedenkstein errichtet, ein roher Granitblock (vermutlich aus dem in der Gemeinde Langenstein gelegenen Dirnberger Steinbruch, in dem die Häftlinge von Gusen schufteten und starben), aus dem ein eisernes Kreuz mit einer Christusfigur ragt. In den Stein sind die Worte gemeisselt: «Zum Gedenken 1943.»

Für die fahrlässige Tötung des zwölfjährigen Treiberjungen Alois Klaubauf wurde mein Vater zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Eine Woche vor seiner Verurteilung war ich auf die Welt gekommen, in der Linzer Frauenklinik, die Ende 1943 wegen der verstärkten Bombardierung von Linz nach Bad Hall ver-

legt worden war. In den Unterlagen des SS-Gerichts steht über den Verurteilten, er sei Leiter der Stapostelle Linz, «33 Jahre alt, ledig (will demnächst heiraten)». Er musste also bereits bei der zuständigen SS-Behörde, das war das RSHA in Berlin, um die Heiratsgenehmigung angesucht haben. Hatte er auch angegeben, dass die Braut noch verheiratet war? Dass sie demnächst sein Kind zur Welt bringen würde? Wie auch immer, der Jagdunfall und die anschliessende Verurteilung machten die Hochzeitspläne vorerst zunichte.

Mein Vater wanderte nicht ins Gefängnis. Der Gerichtsherr, SS-Obergruppenführer und General der Polizei Ernst Rudolf Querner, selber ein passionierter Jäger, verfügte, die Vollstreckung der Strafe auszusetzen, um dem Verurteilten Gelegenheit zur Bewährung im auswärtigen Einsatz im Osten zu geben. Die Entscheidung wurde Heinrich Himmler zur Genehmigung vorgelegt, der sich mit der Aussetzung der Strafe einverstanden erklärte, jedoch anordnete, «dass Dr. Bast sofort von Linz versetzt wird und im Osten zum Einsatz zu bringen ist».

Bei einem persönlichen Fehlverhalten seiner Untergebenen kannte der Reichsführer SS keine Nachsicht. Er erwartete von seinen Leuten, dass sie ohne mit der Wimper zu zucken unschuldige, unbewaffnete Menschen ermordeten, Juden, Zigeuner, Geisteskranke, kommunistische Funktionäre, Polen, Tschechen, Slowenen, Angehörige anderer Gruppen und Nationen, Frauen und Kinder; wenn sich jedoch einer der Täter einen Jagdunfall mit tödlichem Ausgang zuschulden kommen liess, wurde das unachtsichtig geahndet. Tötung war nicht gleich Tötung. Massenhafter Mord war Pflicht, eine fahrlässige Tötung ein Zeichen von Versagen. Und Versagen wurde in der SS nicht geduldet.

Der Jagdunfall am 14. November 1943 bedeutete das Ende der Gestapokarriere meines Vaters. Doch die Bürokratie arbeitete langsam, zuerst musste der Vorfall nach Berlin gemeldet, dann die Untersuchung eingeleitet werden, Zeugen waren zu befragen. Einstweilen blieb er im Amt.

Durch einen Zufall kam ich in den Besitz der Kopie eines Briefes, den er drei Tage nach dem tödlichen Schuss in der Au von Gusen in seiner Eigenschaft als Leiter der Gestapo Linz schrieb. Das Schreiben liegt im Slowenischen Staatsarchiv in Ljubljana, unter Materialien der Gestapostelle Marburg/Maribor. Der Brief war gerichtet an die Geheime Staatspolizei Graz, Außenstelle Marburg an der Drau. Es geht darin um einen slowenischen Häftling namens Josef Jersche, geboren am 4. März 1888 in Tüffer, von Beruf Standesbeamter. Der Genannte, so heisst es in dem Schreiben, sei im Juli 1942 in Marburg verhaftet worden, weil er angeblich feindliche Nachrichten abgehört und verbreitet hatte. Seit August 1942 befinde er sich im Konzentrationslager Mauthausen. Aus Tüffer, so schreibt mein Vater, sei an ihn die Bitte herangetragen worden, sich für Jersche einzusetzen, dieser sei angeblich nur aufgrund einer Denunziation verhaftet worden; der Denunziant, ein ehemaliger Bürgermeister von Tüffer, sei inzwischen wegen Amtsmissbrauchs, Veruntreuung und Diebstahls selber verhaftet und zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden.

«Ich bitte zu überprüfen, ob diese Angaben auf Richtigkeit beruhen können und gegebenenfalls ob eine Freilassung des Jersche aus dem KL.-Mauthausen vertretbar wäre. Jersche ist zwar Slowene soll jedoch aus einer alten Tüfferer Familie stammen und sich stets anständig benommen haben. Gegebenenfalls bitte

ich von dort aus eine Freilassung des Jersche in die Wege zu leiten.

Ich bitte mich von dem Ergebnis umgehend zu benachrichtigen, Dr. Bast, SS-Sturmbannführer.»

Die Annahme liegt nahe, dass Jersche ein Bekannter der väterlichen Familie war, die aus demselben Ort stammte. Vielleicht hatte sich Onkel Drolc aus Tüffer für ihn verwendet, vielleicht auch der Grossvater aus Amstetten – der Standesbeamte gehörte ihrer Generation an. Der Brief wirft ein neues Licht auf den Leiter der Linzer Gestapo, der sich drei Tage nach einem Ereignis, das seine Karriere zerstören sollte, Zeit nahm, für einen slowenischen Häftling in Mauthausen zu intervenieren.

Die Gestapo in Marburg hatte offenbar auf die Intervention aus Linz nicht gleich reagiert, denn am 31. Dezember 1943 mahnte mein Vater in einem Eilbrief, Stempel: «Eilt sehr», die Erledigung an.

«Bezug: Mein Schreiben vom 17. November 1943

Ich bringe mein o.a. Schreiben mit der Bitte um eheste Erledigung in Erinnerung.»

Was mit dem Häftling Josef Jersche am Ende geschah, konnte ich nicht eruieren, immerhin scheint sein Name nicht in der Todesliste des Konzentrationslagers Mauthausen auf.

Tüffer: Die Verbindung zu dem kleinen Marktflecken in der Untersteiermark, die nach 1918 in Slowenien aufging, liess der Vater auch in der Kriegszeit nicht abreißen. Auch nicht als leitender Beamter der Gestapo. Mit Tüffer, das er auf privaten Fotografien hartnäckig slowenisch Lasko nannte, verbanden ihn Emotionen, die er sich sonst nur selten gestattete. In Tüffer/Lasko hatte er viele Sommer verbracht, bei Onkel Drolc, dem Slowe-

nen, der mit einer Bast-Tochter, einer Tante, verheiratet war. In die Region seiner Kindheit verweisen auch zwei kleine Fotografien, die mir nicht geringes Kopfzerbrechen bereiten. Sie zeigen beide dasselbe: eine Gruppe junger, fröhlicher Menschen, die am Rand einer Schotterstrassen stehen oder sitzen, Burschen und Mädchen, Wanderer, ein paar tragen Bergschuhe, einer hat eine Ziehharmonika dabei, sie scheinen sich gut zu unterhalten und lachen, einige rufen dem Fotografen etwas zu, mein Vater steht mitten unter ihnen, lacht mit ihnen, ist mit allen befreundet. Von der Landschaft ist nicht viel zu sehen, im Hintergrund verschwimmen Hügel im Dunst, vielleicht gehören sie zur Samoborska gora, dem Hügelzug von Samobor? Rätselhaft ist für mich der Text, oder besser Ort und Datum auf der Rückseite: «Samobor 15. iv. 1944» hat mein Vater geschrieben, und darüber steht, in anderer Handschrift, «Franc».

Im April 1944 war meine Mutter in Linz hochschwanger mit seinem Kind; zur selben Zeit wurde vom SS-Gericht in Wien eine Untersuchung gegen ihn geführt wegen des Jagdunfalls in Langenstein, bei dem er den zwölfjährigen Treiberjungen erschossen hatte. Er jedoch unternahm in dieser Zeit eine Reise nach Samobor, einem kleinen Ort unweit von Zagreb, nahe der slowenischen Grenze, ein beliebtes Ausflugsziel, bekannt bei Jägern und Bergwanderern. Ich weiss nicht, welcher der jungen Männer auf den Bildern Franc ist, doch die Schreibung lässt auf einen Slowenen schliessen. Die jungen Männer und Mädchen könnten dem Aussehen und der Kleidung nach alle aus Slowenien stammen, aus einer ländlichen Gegend. Vielleicht sind sie aus Tüffer/Lasko? Von Lasko nach Samobor sind es knapp 60 Kilometer, möglicherweise haben sie einen Ausflug gemacht.

Im April 1944? Und in Begleitung eines Angehörigen der Gestapo und SS-Sturmbannführers, der mit ihnen scherzt und lacht? Das ist schwer vorstellbar, doch da sind die beiden Fotografien, und da ist die Inschrift auf der Rückseite: «Samobor 15.IV.1944» und «Franc».

## 21.

Im Juni 1944, die Sowjetarmee hatte im Raum zwischen Pripjetsümpfen und Düna eine Grossoffensive gestartet und die Heeresgruppe Mitte auf breiter Front zum Rückzug gezwungen, wurde mein Vater zum BdS Minsk abgeordnet, BdS steht für Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD. Er wurde zum Führer des Sonderkommandos 7a der Einsatzgruppe B ernannt. Minsk war zu diesem Zeitpunkt allerdings schon in den Händen der Russen, die deutschen Truppen befanden sich auf der Flucht, einschliesslich der Einsatzgruppe B und ihrer fünf Kommandos, von denen eines die Bezeichnung 7a trug.

Wann mein Vater die Reise in den Osten antrat, kann ich nicht sagen. Am 1. Juli war er noch in Amstetten bei den Eltern. Ein Abschiedsbesuch. Auf zwei kleinformatischen Fotografien ist er im elterlichen Garten zu sehen, unter Bäumen, deren Laubwerk bizarre Schatten auf den sandigen Weg zeichnet, es ist ein sonniger Tag. Er trägt die Felduniform der Waffen-SS mit der Kappe mit dem Totenkopf, am linken unteren Ärmel die SD-Raute. Ein drittes Bild zeigt ihn mit den Eltern: sein Vater, mein Grossvater, in kurzer Lederhose (die bei städtischen Erwachsenen so etwas wie eine Freizeituniform der Nazis darstellte, Hitler war ihr modisches Vorbild), Steirerjoppe und X-beinig, schaut unbeteiligt am Fotografieren vorbei, als sei er zufällig ins Bild geraten. Grossvater war kurz zuvor in die SS eingetreten, mit 64 Jahren! Er bekam die Nummer 340.111 und den Rang eines SS-Untersturmführers, eh-

renhalber, eine Uniform bekam er nicht. Auf der Fotografie schaut er grantig drein. Vielleicht konnte er es nicht verwinden, dass sein Sohn, dem er selber das erste Gewehr gekauft hatte, durch Fahrlässigkeit bei der Jagd einen Treiberjungen erschossen hat. Vater und Grossmutter hingegen lächeln in die Kamera, die Grossmutter strahlt förmlich, man sieht ihr an, wie stolz sie ist auf den Sohn in Uniform. Auf der linken Brust trägt er einen Orden, das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern, das er im Jänner desselben Jahres erhalten hatte. Das war nach dem Jagdunfall. Ich weiss nicht, wofür er die Auszeichnung bekommen hat, eigentlich konnte sie nur für den Einsatz im Kaukasus sein, über den ich nichts finden konnte. Für den Dienst bei der Linzer Gestapo wurden keine Kriegsauszeichnungen verliehen, Anfang 1944 war Oberdonau noch nicht Kriegsgebiet.

Meine Mutter war inzwischen wieder zu Hause in Linz, bei ihrem Mann. Ich nehme an, dass mein Vater sie vor der Abreise in den Osten gesehen hat, sie und sein Kind. Ich war kein schönes Kind, hat mir meine Mutter erzählt, und die wenigen Fotografien aus jener Zeit bestätigen ihr Urteil. Dick, mit breiter Nase und Glatze, obendrein hatte ich in der Klinik in Bad Hall Gelbsucht bekommen, weshalb mich die Schwestern dort liebevoll Dschingis Khan nannten. Im Tourenbuch meines Vaters habe ich zwischen zwei leeren Seiten eine kurze, mit einem Stückchen Zwirn zusammengebundene Locke von mir entdeckt, doch die wurde mir wohl später abgeschnitten, denn im Juni 1944 hatte ich noch kein einziges Haar auf dem Kopf.

Anfang Juli hatte das Sonderkommando 7a Bialystok an der Grenze zu Weissrussland erreicht. Für kurze Zeit war das Kommando führerlos. Der bisherige Leiter, SS-Sturmbannführer Helmut Looss, war nach Berlin beordert worden («Nach Übergabe

Ihrer Dienstgeschäfte an SS-Sturmbannführer Dr. Bast haben Sie sich umgehend beim Amtschef I im Reichssicherheitshauptamt zwecks Entgegennahme weiterer Weisungen zu melden.»), er verliess die Einheit, noch bevor sein Nachfolger eingetroffen war. Neben den Angehörigen von Gestapo, SD und Kripo waren dem Sonderkommando noch Dolmetscher und russische Freiwillige zugeteilt, sogenannte Hiwis (Hilfswillige), die ebenfalls Uniformen der Waffen-SS trugen, allerdings ohne Hoheitsadler und Runen auf den Spiegeln, insgesamt waren es ungefähr 180 Mann. Das Sonderkommando 7a zerfiel in verschiedene Teilkommandos, die im allgemeinen Chaos des Rückzugs manchmal die Verbindung untereinander verloren. Am 20. Juli 1944 lag das Gros des Kommandos in Wygoda, einem ländlichen Vorort nordöstlich von Bialystok. An das Datum erinnerten sich Angehörige des Sonderkommandos viele Jahre später deshalb so genau, weil an diesem Tag das Attentat auf Hitler verübt wurde. In Wygoda stiess mein Vater zu seiner Einheit.

Was waren das für Leute, die er übernahm? In den Einsatzkommandos herrschte rege Fluktuation, die Leute wurden hin- und wegversetzt, doch ein Teil der Mannschaft war schon länger dabei und hatte die Einsätze des Sonderkommandos im Frühjahr 1942 unter seinem damaligen Führer Albert Rapp mitgemacht. Rapp hatte in Russland zahlreiche Massensexekutionen befehligt, unter anderem in Klinzy, Dobrusch, Starodub und anderen Orten. Wie diese Erschiessungen abliefen, haben nach dem Krieg Augenzeugen geschildert, etwa ein Feldgendarm, der mit seiner Einheit im Frühjahr 1942 in Klinzy in Mittellusland lag, an der Bahnlinie zwischen Gomel und Brjansk.

Der Zeuge, Polizeibeamter im Zivilberuf (den er nach dem

Krieg wieder ausübte, als wäre nichts gewesen), er sei hier Josef B. genannt, sagte aus, er habe einmal sehen wollen, wie es bei diesen Exekutionen zugehe, daher habe er seinen Dolmetscher beauftragt, herauszufinden, wann eine grössere Erschiessung stattfinde. Dies habe der Mann auftragsgemäss in Erfahrung gebracht, und so sei er mit dem Dolmetscher (ein Russe deutscher Herkunft) zu einem Waldgelände in der Nähe des Stadions von Klinzy gefahren, wo die Vorbereitungen für eine Aktion im Gange waren. Sie kamen zu einer langgestreckten Grube von etwa zweieinhalb Meter Tiefe und drei Meter Breite, vor der Angehörige des SD und des russischen Ordnungsdienstes (OD) Aufstellung genommen hatten. Dann wurden die Opfer, Juden und Zigeuner, mit Lastwagen gebracht. Von den Wagen bis zur Grube, so erinnerte sich der Zeuge, bildeten die SD- und OD-Leute einen Gang, durch den die Opfer getrieben wurden. Am Ende des Spaliers standen zwei SD-Leute, die die erwachsenen Opfer vor sich hinstellten, ihnen mit der Pistole einen Genickschuss gaben und sie in die Grube stiessen. Es wurden mehrheitlich Frauen und Kinder erschossen, auch Frauen mit Säuglingen waren darunter, der Zeuge hatte noch das Bild vor Augen, dass einige Mütter den Kindern auf dem Weg zur Grube die Brust gaben, um sie zu beruhigen. Vor der Erschiessungsgrube wurden die Kinder den Müttern entrissen. Meist wurden die Kinder zuerst erschossen, vor den Augen der Mütter. Die ganz kleinen Kinder, so berichtete Josef B. vor dem Untersuchungsrichter, wurden von den SD-Leuten an einem Ärmchen hochgehalten, in den Kopf geschossen und dann achtlos wie ein Scheit Holz in die Grube geworfen. Etwas grössere Kinder mussten sich am Rande der Grube aufs Gesicht legen, dann bückte sich der SD-Mann zu ih-

nen hinunter und schoss ihnen von oben in den Kopf, worauf sie ebenso achtlos mit dem Fuss in die Grube gestossen wurden. Er könne sich noch an einen kleinen Jungen von höchstens zehn Jahren erinnern, erzählte der Zeuge, der seine Mutter während des Gangs zur Grube unter Weinen ständig etwas fragte. Er habe sich bei seinem Dolmetscher erkundigt, was der Junge wolle. Der Junge habe seine Mutter gefragt, habe der Dolmetscher geantwortet, ob es weh tun werde.

Die Erschiessungen wurden in der Regel mit der Dienstpistole, PPK 7,65 mm, durchgeführt, deren Magazin sechs Schuss fasste. Wenn das Magazin leer war, trat der Schütze zurück, um ein neues einzuführen, und ein anderer trat an seine Stelle.

Diese Prozedur beobachtete der Zeuge nach eigenem Bekunden zwei Stunden lang, dann hatte er genug gesehen und fuhr zurück in sein Quartier. Vom Sonderkommando 7a wurden im März 1942 laut Ereignismeldung Nr. 194 vom 21.4.1942 insgesamt 1'657 Personen erschossen, darunter 1558 Juden, 45 Zigeuner und 27 Partisanen und Kommunisten. Albert Rapp galt bei seinen Männern als «scharfer Hund», sie dichteten sogar ein Lied auf ihren Kommandanten, das sie nach der Melodie von «Wir lagen vor Madagaskar» sangen, es begann mit der Zeile «Wir kämpfen für Rapp'sche Ehren ...».

Die Ehre des Deutschen, ein ehrenfester Mann, wie oft habe ich das gehört, ehrenhaftes Verhalten, dein Vater hat sich immer ehrenhaft verhalten, schärfte mir meine Grossmutter ein. Wenn dich jemand fragt, was er gemacht hat, sag, er war Regierungsrat.

Albert Rapp legte grössten Wert darauf, dass sich alle Mitglieder des Sonderkommandos an den Erschiessungen beteiligten, je-

der sollte seine «Ost-Festigkeit», seine Härte unter Beweis stellen. Anfang 1943 wurde er bei einem Partisaneneinsatz verwundet und abgelöst (nach dem Krieg tauchte Rapp unter, er wurde 1961 verhaftet und 1965 vom Landgericht Essen wegen gemeinschaftlichen Mordes in 1'180 Fällen zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt). Später wurde das Sonderkommando 7a vorwiegend zur Partisanenbekämpfung eingesetzt, die einzelnen Aktionen trugen sinnige Decknamen wie «Eisblume» oder «Dreckspatz». Unter Helmut Looss soll es keine Massenerschiessungen gegeben haben, was nicht heisst, dass nicht versteckte Juden, deren man bei Partisanenaktionen habhaft wurde, liquidiert worden wären.

Als ich die Schilderungen der Massaker las, von denen manche Zeugen erzählten, als handle es sich um Sehenswürdigkeiten, die man sich auf einer Urlaubsreise, wenn man schon einmal da war, nicht entgehen lassen wollte (nach dem Krieg wurden bei einigen Angehörigen der Einsatzgruppen Fotoalben beschlagnahmt, in denen sich auch Bilder von Exekutionen fanden, private Schnapsschüsse, geknipst zur Erinnerung), stellte ich mir die Frage, ob mein Vater anders war, besser als Albert Rapp und die anderen Leiter von Einsatzkommandos, die Massenerschiessungen angeordnet hatten. Hätte er an ihrer Stelle genauso gehandelt? Macht es einen Unterschied, ob man fünf, zehn, 50 oder 500 Menschen erschiessen lässt, oder ist das nur mehr eine technische Frage, eine Frage der Einteilung?

Mit Leuten, die an den Massakern in Russland teilgenommen hatten (einige hatten das «mit Wonne» getan, wie sich ein Angehöriger des Sonderkommandos später erinnerte), zog mein Vater im Juli 1944 in Richtung Warschau, die Front kam rasch näher. Irgendwo auf dem Weg nach Warschau oder vielleicht auch erst

später, darüber gehen die Aussagen auseinander, nahm das Sonderkommando fünfzehn bis zwanzig polnische Geiseln, angeblich Gutsbesitzer, denen vorgeworfen wurde, sie hätten die polnischen Partisanen durch Geldzuwendungen unterstützt. Am 31. Juli 1944, einen Tag vor Ausbruch des Warschauer Aufstandes, kam das Kommando durch die polnische Hauptstadt, da war alles noch ruhig. Das Sonderkommando 7a, zu jener Zeit nach seinem neuen Führer auch «Sonderkommando Bast» genannt, bezog zuerst Quartier in Blonie, 20 Kilometer westlich von Warschau, dann wurden Teile, darunter die Führung und der Tross, in den Gutshof Radziejowice in der Nähe der Textilstadt Zyrardów verlegt. Andere Teile des Kommandos blieben in Blonie oder wurden auf umliegende Dörfer verteilt. Angehörige des Kommandos beschrieben den Gutshof, der angeblich einer Gräfin Krasinski gehörte, als Schloss; sie erinnerten sich an ein einstöckiges, hell gestrichenes Gebäude mit einem Turm, das an einem kleinen, vom Flüsschen Pisia gebildeten Stausee lag und von Gemüsegärten und Feldern umgeben war. In Radziejowice gab es neben dem Gutshof noch Wirtschaftsgebäude, ein Sägewerk und eine Mühle. Die Geiseln wurden in ein Gebäude gesperrt, das ein Augenzeuge als eine Art Kastell beschrieb. Von der ursprünglichen Einrichtung des Herrenhauses war nichts mehr vorhanden, das spärliche Mobiliar stammte aus Wehrmachtsbeständen. In Radziejowice war das Sonderkommando 7a bis Mitte September stationiert.

Was mein Vater und seine Leute in diesen Wochen auf dem Gutshof gemacht haben, ist nicht zu eruieren. Vor verschiedenen Untersuchungsrichtern sagten Angehörige des Kommandos nach dem Krieg aus, sie seien tatenlos herumgesessen, hätten Fußball

gespielt, seien in der Umgebung auf die Jagd gegangen, hätten ein wenig im Flüsschen gefischt und sich überhaupt eine gute Zeit gemacht. In dieser guten Zeit tobte allerdings in Warschau, nicht einmal 30 Kilometer entfernt, der Aufstand der polnischen Widerstandsbewegung, an dem auf beiden Seiten jeweils rund 40'000 Kämpfer teilnahmen und der bis Anfang Oktober dauerte. An manchen Tagen, bei Ostwind, müssen dichte, schwarze Rauchwolken von Warschau herübergezogen sein, wo die Deutschen ganze Strassenzüge, einen nach dem anderen, in Brand steckten, um die Aufständischen und die Zivilisten, die sich in den Häusern verschanzt hatten, auszuräuchern. Das grollende Donnern der Geschütze muss bis weit hinter Radziejowice zu hören gewesen sein.

Auf polnischer Seite forderte der Aufstand, den die Deutschen unter Einsatz aller verfügbaren Mittel und mit grösster Brutalität niederschlugen, rund 170'000 Tote, 20'000 Kämpfer sowie 150'000 Zivilisten, viele wurden Opfer von Massenerschiessungen; die Deutschen beklagten rund 10'000 Gefallene. Nach Beendigung des Aufstandes legten sie die polnische Hauptstadt, die schon während der Kämpfe schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war, mit Flammenwerfern und Dynamit in Schutt und Asche.

Es ist schwer vorstellbar, dass der SS- und Polizeiführer in Warschau, dessen Truppen von den Aufständischen zu Beginn in grosse Bedrängnis gebracht wurden, auf den Einsatz einer Einheit verzichtet hätte, die darauf spezialisiert war, Partisanen und Zivilisten zu liquidieren. Noch dazu, wenn diese Einheit in seinem direkten Befehlsbereich lag. Einige Mitglieder des Kommandos, unter ihnen mein Vater, verliessen während des Aufstandes

mehrmals mit dem Wagen Radziejowice, so viel steht fest. Ein Zeuge gab nach dem Krieg an, Dr. Bast sei einmal nach Warschau gefahren, um dort herumliegende Verpflegung herauszuholen, auf dieser Fahrt sei er von mehreren Angehörigen des Kommandos begleitet worden; ein anderer Zeuge, damals Verwaltungsführer des Sonderkommandos, war bei einigen Ausfahrten nach Ausbruch des Aufstandes dabei. Einmal seien sie, berichtete er, mit einem anderen Kraftwagen zusammengetroffen, in dem SS-Obergruppenführer Erich von dem Bach-Zelewski mit ein paar Offizieren sass. Bach-Zelewski habe gesagt, er sei mit der Niederschlagung des Aufstandes beauftragt und wolle am Abend eine Besprechung abhalten, er erwarte, dass Dr. Bast daran teilnehme. Der Chef sei tatsächlich zur angekündigten Besprechung gefahren, sagte der Verwaltungsführer, der sich noch erinnern konnte, dass Bach-Zelewski bei dieser Gelegenheit angetrunken war. Was besprochen wurde, konnte der Zeuge nicht angeben.

Das weiss ich nicht. Das habe ich nicht gesehen. Davon habe ich nichts gehört. Davon habe ich nichts bemerkt. Da war ich nicht dabei. Solche und ähnliche Phrasen tauchen in den zwanzig Jahre nach dem Krieg aufgenommenen Zeugenaussagen immer wieder auf. Eine kollektive Amnesie. Blindheit. Taubheit. Wir haben nichts gewusst.

Die Niederschlagung des Warschauer Aufstandes änderte nichts am Verlauf des Krieges. Im Juni 1944 waren die Alliierten in der Normandie gelandet, im August in Südfrankreich. Auch der Vormarsch der sowjetischen Truppen war nicht aufzuhalten. Sie hatten Warschau noch während des Aufstandes erreicht, blieben jedoch am rechten Ufer der Weichsel liegen, im Stadtteil Praga, ohne den Aufständischen zu Hilfe zu kommen. Im August

brach auch in der Slowakei ein Aufstand aus, der sich zunächst gegen die mit Hitlerdeutschland verbündete Regierung richtete. Als sich die Kämpfe ausweiteten, marschierten deutsche Truppen in der Slowakei ein, um den Aufstand niederzuschlagen, auch das Sonderkommando 7a wurde in die Slowakei verlegt.

Mitte September wurde die Mannschaft mit der ganzen Ausrüstung in Zyrardów auf die Bahn verladen. Die Geiseln, die das Kommando nach Radziejowice mitgeschleppt hatte, wurden erschossen. Das sagte ein Angehöriger des Sk 7a aus, der als Kraftfahrer und Schreiber in Radziejowice dabei war. «Ich erinnere mich, dass in Radziowicze (sic!) eines Tages etwa 20 Polen erschossen worden sind.» Sie seien im Park des Gutes erschossen worden. Wer die Erschiessung angeordnet hatte, Dr. Bast oder sein Stellvertreter, wusste der Zeuge nicht zu sagen. Ihm war nur im Gedächtnis haften geblieben, dass die Geiseln erschossen wurden. Man konnte sie schliesslich nicht in die Slowakei mitnehmen, dort wären sie wertlos gewesen. Also wurden sie liquidiert. Dazu war das Sonderkommando da. Um Leute zu erschies- sen. Juden, Zigeuner, polnische Geiseln. Auf die Idee, die polni- schen Gutsbesitzer vor der Abreise laufen zu lassen, ist offenbar keiner gekommen. Ob mein Vater selber den Befehl zu der Er- schiessung gegeben hat (vielleicht hatte er an diesem Tag eine Besprechung mit General von dem Bach-Zelewski), ist nicht so wichtig, er war der Leiter des Kommandos, das nach ihm benannt wurde, er trug die Verantwortung, das Blut der fünfzehn bis zwanzig Geiseln (über die genaue Zahl herrschte Ungewissheit, ein paar Tote mehr oder weniger machten keinen Unterschied) klebt, zumindest bildlich gesprochen, an seinen Händen.

Von dieser Geiselterschiessung, ja vom Einsatz des von mei- nem Vater geleiteten Sonderkommandos in Polen erfuhr ich erst

während der Arbeit an diesem Buch, nachdem ich mich vierzig Jahre lang mit Polen beschäftigt habe. Ich habe in Warschau studiert und übersetze polnische Literatur. Es sei ihr ein Rätsel, sagte meine Grossmutter manchmal, weshalb ich mich ausgerechnet für Polen interessiere, für polnische Sprache und Literatur, was mich bloss darauf gebracht habe – jetzt verstehe ich den ungläubigen Ausdruck, den sie dabei aufsetzte.

## 22.

Es war ein klirrend kalter Novembermorgen, als ich aus Banska Bystrica hinausfuhr, in Richtung Berge und Ruzomberok. Rauhreif hatte das braune Gras, die kahlen Büsche und den Unrat neben der Strasse wie mit feinem Kristallzucker überzogen. In einem Garten hingen steif gefrorene Wäschestücke an einer Leine und schaukelten im Wind wie dünne Bretter. In der Grossen Fatra, jenem Gebirgszug, der sich zwischen Banska Bystrica und Ruzomberok erstreckt, geriet ich in dichtes Schneetreiben, das aus dem Nichts zu kommen schien und ebenso plötzlich wieder vorbei war. Ruzomberok lag beschaulich im fahlen Licht der Wintersonne.

In dieser Stadt in der mittleren Slowakei, die von den Deutschen Rosenberg genannt wurde, hatte das Sonderkommando 7a im November 1944 sein Hauptquartier aufgeschlagen. Von Zyrardów war mein Vater mit seinen Leuten anfangs nach Senica geschickt worden, einen kleinen Ort nördlich von Bratislava. Dort lag der Hauptteil der Einheit sechs Wochen, kleinere Gruppen waren in Myjava und Starä Turä stationiert. Zentrale Aufgabe des Sonderkommandos war die Bekämpfung der slowakischen Aufständischen und der Partisanen, in der offiziellen deutschen Sprachregelung Banden genannt. Die dünnbesiedelten Bergregionen der Slowakei waren ideale Gebiete für Partisanen, die 1943 erste Einheiten gebildet hatten, denen sich slowakische Widerstandskämpfer, geflüchtete sowjetische Kriegsgefangene und Juden anschlossen. Mit besonderem Eifer verfolgten die Angehöri-

gen des Sonderkommandos die Juden, die sich noch in ihrem Gebiet aufhielten, versteckt in Dörfern oder in den Wäldern (das klerikal-faschistische slowakische Regime hatte bereits 1942 die Deportation von 58'000 Juden in deutsche Todeslager organisiert). Die Juden wurden entweder an Ort und Stelle erschossen oder in das von der slowakischen Regierung eingerichtete jüdische Arbeitslager Sered deportiert, das die Deutschen zu einem Konzentrationslager umfunktioniert hatten, von dem aus die Transporte nach Auschwitz rollten.

In der Slowakei war das Sonderkommando 7a nicht mehr der Einsatzgruppe B unterstellt, sondern der eigens zur Bekämpfung des Aufstandes geschaffenen Einsatzgruppe H mit Sitz in Bratislava. Das Kommando hatte SS-Standartenführer Josef Witiska inne, ein guter Bekannter meines Vaters aus Graz, sie hatten dort gemeinsam bei der Gestapo gearbeitet. In einem Tätigkeitsbericht des Sk 7a für die Zeit vom 27. September bis 7. Oktober 1944 heisst es unter Punkt II, Juden: «In der Zeit vom 1. bis 6.10.1944 wurde im Kommandobereich eine Aktion zur Festnahme von Juden durchgeführt. In Zusammenarbeit mit der Hlinka-Garde und der slowakischen Gendarmerie wurden insgesamt 158 Juden festgenommen.»

Dass die festgenommenen Juden alle ermordet wurden, ist dem knappen Bericht nicht zu entnehmen, das verstand sich von selber. Die rund 5'000 Mann zählende Hlinka-Garde, benannt nach dem Priester und nationalistischen Politiker Andrej Hlinka, der bis zu seinem Tod 1938 in Ruzomberok gewirkt hatte, war eine paramilitärische Formation, die sich durch antisemitische Exzesse hervortat und eng mit den Deutschen kooperierte.

Am 22. September 1944 schickte meine Mutter dem Vater einen Schnappschuss, der sie mit mir auf dem Arm zeigt, vor einem Gebüsch stehend (ich glaube die Stelle in unserem Garten in Linz zu erkennen, wo die Aufnahme gemacht wurde). Ich bin vier Monate alt und haarlos, sie lächelt glücklich. Auf der Rückseite hat sie das Datum notiert. Er war gerade eine Woche in der Slowakei. Seine Postanschrift lautete: Dr. Gerhard Bast, Sonderkommando 7a, beim Chef der Einsatzgruppe H der Sicherheitspolizei und des SD in Pressburg.

Sie musste also wissen, dass er ein Sonderkommando leitete. Hatte sie eine Vorstellung, was zu den Aufgaben eines Sonderkommandos einer Einsatzgruppe, seines Sonderkommandos gehörte? Hat sie ihn je danach gefragt? Wir haben nie darüber gesprochen.

Ich weiss nicht, ob er uns während seiner Zeit in der Slowakei, vom September 1944 bis März 1945, besuchen kam. Dienstreisen von Angehörigen der Einsatzgruppe in das «Heimatkriegsgebiet», wie die Ostmark damals offiziell bereits genannt wurde, bedurften der ausdrücklichen Genehmigung von Josef Witiska. Ausserdem war sie noch mit meinem Stiefvater verheiratet, wohnte mit ihm zusammen. In den spärlich erhaltenen Dokumenten des Sonderkommandos 7a hat sich eine solche Reise jedenfalls nicht niedergeschlagen. Wahrscheinlich haben sie nur Briefe gewechselt. Viel später, ich war ungefähr vierzehn, gab mir meine Mutter einen, vermutlich den einzigen Brief, den er damals an mich geschrieben hat, in Blockbuchstaben, geschmückt mit hübschen Buntstiftzeichnungen von Tieren und Menschen, eine kleine Bildgeschichte, niedergeschrieben und gemalt für den Sohn, der noch nicht lesen konnte, zur Erinnerung an den liebenden Va-

ter. Irgendwann habe ich den Brief in einem Anfall von Verzweiflung, oder war es Wut?, verbrannt. Vom Text ist mir nichts in Erinnerung geblieben.

Am 30. Oktober wurde mein Vater vom Präsidenten der slowakischen Republik «für hervorragende Dienste» mit dem Heeres-Siegeskreuz III. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet; worin die Dienste bestanden, ist unschwer zu erraten. (Insgesamt erhielt er in den knapp sieben Monaten, die er in der Slowakei tätig war, drei Auszeichnungen, neben dem slowakischen Heeres-Siegeskreuz das Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse mit Schwertern und die Verdienstauszeichnung für Angehörige der Ostvölker 2. Klasse in Silber.) Anfang November wurde das Sonderkommando 7a per Bahn von Senica nach Nordosten verlegt, nach Ruzomberok, wo es im ehemaligen Kreisgericht sein Quartier aufschlug. In dem Gebäude, das alte Kastell genannt, am rechten Ufer des Flusses Váh (Waag), unterhielt das Kommando auch ein Gefängnis. Neben Ruzomberok gab es sogenannte Stütz- oder Meldepunkte, oft nur ein paar Mann, in den Ortschaften Turciansky Martin, Trstenä, Liptovsky Mikuläs und Námestovo.

Als ich das alte Kastell am Ufer des Váh suchte, fand ich einen riesigen Supermarkt. Aus der Entfernung glaubte ich anfangs wirklich, eine Strafanstalt vor mir zu haben, weil Fassade und Dachpartie des Einkaufszentrums einem Gefängnis nachgebildet waren, mit kulissenhaften Wachtürmen an den Ecken. Ein Stück Disneyland. Hinter dem Supermarkt, Wand an Wand damit, stehen Reste des einstigen Kastells, die dicken Steinmauern frisch renoviert, die leeren Fenster mit Brettern verschlagen. Ich fragte einen Angestellten des Supermarktes, was in das alte Gemäuer

hineinkommen solle, er zuckte die Achseln, es gebe verschiedene Pläne.

Ich unternahm einen Rundgang durch die Stadt, beginnend mit der kleinen Fussgängerzone im historischen Zentrum, in der Ulica Podhora, der Panská und Mostová: alte Bürgerhäuser aus der Gründerzeit, bröckelnde Fassaden, finstere Toreingänge, billig renovierte Läden, viel Plastik, in einem Geschäft mit Mobiltelefonen, gestaltet ganz in Orange – orange Einrichtung, orange gestrichene Wände, die Verkäufer in orangen Jacken –, drängten sich junge Leute, aus Lautsprechern, die vor einigen Läden hingen, dröhnte Musik. Auf einem Abrissgrundstück waren Zigeuner dabei, mit eisernen Rechen und Schaufeln Bauschutt einzu-ebnen. Ein Polizeiwagen fuhr langsam an mir vorüber, ein junger Polizist musterte mich kalt durch eine verspiegelte Sonnenbrille, wie sie amerikanische Highway-Sheriffs in Hollywoodfilmen tragen. In der Panská ulica stand ich plötzlich vor der Synagoge, einem hohen Bau im maurischen Stil aus dem Jahre 1880, der leer vor sich hin dämmert. Ich sah ein paar eingeschlagene Scheiben, doch keine antisemitischen Graffiti, wie man sie in Polen überall findet. Vor dem Krieg zählte die jüdische Gemeinde in Ruzomberok rund 900 Seelen, die Juden waren meist wohlhabende Händler, Ärzte, Rechtsanwälte, von denen nur eine Handvoll den Holocaust überlebte. Vor einem Café mit dem heimeligen Namen «Vcela», Biene, gegenüber der Synagoge, stand eine Gruppe junger Männer in Lederjacken, die rauchten und in regelmässigen Abständen, wie auf Kommando, vor sich auf den Boden spuckten. Über eine steile Treppe gelangte ich zur Kirche, die weiss und mächtig auf einem Hügel über der Stadt thront, daneben das Mausoleum für Andrej Hlinka, den grossen Hirten

(«vel'ky Gazda») der Nation. Ein Denkmal zeigt eine hochgewachsene, asketische Gestalt, ein slowakischer Savonarola, der heute wieder grosse Verehrung geniesst. Ich kehrte zurück zum Hotel «Kultura», das auch das Kulturhaus beherbergt, ein solides Vorkriegsbauwerk, das durch den Umbau nicht gewonnen hat, wie eine im Zimmer aufliegende Ansichtskarte belegte, auf der das Haus in den zwanziger Jahren und heute abgebildet war.

Im Archiv des Slowakischen Aufstandes in Banska Bystrica hatte ich ein Dokument ausgegraben, das davon berichtet, dass am 9. Dezember 1944 der slowakische Innenminister und Chef der Hlinka-Garde, Alexander (Sano) Mach, nach Ruzomberok gekommen und im Kulturhaus bei einem Abendessen mit dem Kommandanten der hier stationierten deutschen Truppen und dem Chef des SD, SS-Sturmbannführer Dr. Bast, zusammengetroffen war. Der slowakische Innenminister und mein Vater waren übereingekommen, dass die vereinten slowakischen und deutschen Kräfte kompromisslos gegen Aufständische und Juden vorgehen müssten. Beide hatten die gute Zusammenarbeit von Hlinka-Garde und deutschen Stellen hervorgehoben.

Ich sass im weitläufigen Speisesaal des Hotels vor einem Glas Rotwein, ich war der einzige Gast. Eine junge, mollige Kellnerin in Minirock und weisser Schürze stand in einer Ecke und beobachtete mich wie ein Schiesshund, ich wagte kaum die Hand zu rühren, weil sie die kleinste Bewegung als Aufforderung ansah, zu meinem Tisch gerannt zu kommen und nach meinen Wünschen zu fragen. Ich hatte keine, ich blieb einfach wie erstarrt sitzen und schaute auf die Strasse, über die sich langsam die Dämmerung legte.

Im Bezirk Ruzomberok führten die Angehörigen des Sonderkommandos zahlreiche Aktionen gegen Aufständische und Parti-

sanen durch, oft handelte es sich um sogenannte Strafaktionen nach Überfällen auf Deutsche, die in Rosenberg/Ruzomberok und den umliegenden Dörfern lebten – in der mittleren Slowakei gab es eine ansehnliche deutsche Minderheit. Zu Beginn des Aufstandes war es in manchen Ortschaften, auch in Ruzomberok, zu Massakern an Deutschen gekommen. Die meisten der nach 1945 von deutschen Untersuchungsbehörden befragten Mitglieder des Sonderkommandos 7a wollten sich nur an Partisanenaktionen erinnern, wobei sie betonten, sie selber hätten bloss Aufklärungsarbeit geleistet und die Einsätze vorbereitet, aber nicht an Kampfhandlungen teilgenommen, die seien Sache der russischen (oder ukrainischen, da gingen die Meinungen auseinander) Hilfstruppe gewesen, einer Kompanie fremdvölkischer Waffen-SS unter dem Kommando eines SS-Untersturmführers namens Claudius Billerbeck, nach dem die Einheit «Kompanie Billerbeck» benannt wurde. Solange er beim Kommando gewesen sei, sagte ein Zeuge, von Beruf Taxiunternehmer, im Jahre 1971 in Nürnberg aus, seien jedenfalls keine Kriegsverbrechen verübt, schon gar keine Juden erschossen worden. Er habe immer dafür gesorgt, dass sich in seinem Zuständigkeitsbereich keine Juden aufhielten, wenn doch welche gemeldet wurden, habe er dafür gesorgt, dass ihr Aufenthaltsort nicht bekanntgemacht wurde. Ein anderer Zeuge, Josef Maurer, der beim Sonderkommando die Stelle eines Schirrmeisters bekleidet hatte, hatte nach eigenem Bekunden gar «nicht mitgekriegt, dass in der Slowakei Kampfhandlungen stattfanden». Er sei vollauf mit der Wartung seiner Fahrzeuge beschäftigt gewesen. «Über Erschiessungen von Partisanen oder anderen Personen ist mir in Rosenberg nichts bekannt geworden», erklärte Maurer.

Bei der Vernehmung eines gewissen Frantisek Brettschneider, Dolmetscher des Sonderkommandos in Ruzomberok, die im Jahre 1946 vor einem tschechoslowakischen Gericht stattfand, kam allerdings ein Vorfall zur Sprache, der den einstigen Schirmmeister in einem etwas anderen Licht erscheinen liess. Demnach sollten am 7. Dezember 1944 zwei inhaftierte slowakische Aufständische namens L'udovit Hrubohund Pavol Matula auf Befehl von Dr. Bast mit einer Eskorte, der auch der SS-Hauptscharführer Josef Maurer angehörte, von Ruzomberok an einen anderen Ort gebracht werden, der Dolmetscher glaubte, nach Bratislava, weshalb er bat, mitfahren zu dürfen. In einem Waldstück bei der Gemeinde Hrboltová, nicht weit von Ruzomberok entfernt, hielt der Wagen, und die Deutschen, insgesamt fünf an der Zahl, gingen mit den beiden Slowaken in den Wald, einer der Deutschen hatte einen Spaten dabei. Nach rund vierzig Minuten kamen die Deutschen zurück, ohne die Gefangenen. Dem Dolmetscher fiel auf, dass Maurer nun die guten Schuhe trug, die vorher Hrubon an den Füßen gehabt hatte. Die Leichen wurden später von Waldarbeitern gefunden und auf dem Friedhof von Hrboltová begraben.

Nur einzelne Angehörige des Sonderkommandos 7a bekannten sich nach Kriegsende offen zu Judenerschiessungen, an denen sie selber teilgenommen hatten. «Die Befehle zur Liquidierung der Juden», gab der ehemalige SS-Untersturmführer Willi Dadišček 1961 zu Protokoll, «habe ich für rechtens gehalten. Zweifel sind mir auch dann nicht gekommen, als ich selber an Exekutionen teilnehmen musste. Es war vollkommen meine Meinung, dass alles, was die Staatsführung bezüglich der Juden angeordnet hat, insbesondere ihre Ausrottung, richtig war. Ich war der An-

sicht, dass die Judenliquidierungen dem Wohl des Volkes und den damaligen Kriegszielen dienlich seien.»

Auch der ehemalige SS-Oberscharführer Ernst Wannert, im Zivilberuf Lagerarbeiter, beim Sonderkommando 7a «Sachbearbeiter für Bandenangelegenheiten», konnte sich noch Jahre später an Erschiessungen erinnern, allerdings nur von Partisanen. Aufgrund der ständigen Bandenüberfälle, so der Lagerist, seien Kommandos aufgestellt worden, um die Partisanen zu stellen. Gefangene wurden «ausnahmslos Dr. Bast zugeführt, der über ihr weiteres Schicksal entschieden hat». Sie wurden «ausnahmslos» inhaftiert und vernommen. «Stellte sich dann heraus, dass der einzelne Gefangene an Grausamkeiten beteiligt gewesen war, hat Dr. Bast damals kraft seiner Vollmachten die Erschiessung eines solchen Gefangenen angeordnet.» Im Allgemeinen sei Dr. Bast jedoch human verfahren, insbesondere sei er kein Judenhasser gewesen. Einmal seien beim Durchkämmen eines Waldstückes acht Juden, Männer, Frauen und Kinder, zu ihm als Einsatzleiter gebracht worden. Im Beisein des Zeugen habe Dr. Bast wörtlich geäußert: «Lasst die armen Schweine laufen!» Das sei dann auch geschehen.

Als ich das las, fragte ich mich, ob es sich wirklich so zugetragen hatte. Nur zu gern wollte ich es glauben. Hatte der Lagerarbeiter so lange Zeit den genauen Wortlaut des Satzes im Gedächtnis behalten, mit dem mein Vater angeblich den Juden die Freiheit schenkte? Andererseits, warum hätte er lügen sollen? Es ist natürlich nicht auszuschliessen, dass er, aus seiner Sicht verständlich, die Einsätze in der Slowakei in einem milderen Licht erscheinen lassen wollte, immerhin machte er die Aussage 1971

vor der Kriminal-polizei. Die Glaubwürdigkeit des Zeugen wird durch seine Feststellung erschüttert, ihm seien Tötungen von Juden oder anderen Zivilpersonen in der Slowakei «nie bekannt geworden».

Bis Ende Oktober 1944 war es den deutschen Truppen, unterstützt durch die Einsatzkommandos und Einheiten der Waffen-SS, gelungen, den slowakischen Aufstand niederzuschlagen, doch die Aufständischen kapitulierten nicht, sondern führten in den Bergen einen Partisanenkrieg weiter. Am 16. Jänner 1945 durchsuchten Angehörige des Sonderkommandos 7a, unterstützt von der Kompanie Billerbeck, Siedlungen in der gebirgigen Region von Donovaly, südlich von Ruzomberok, nach Partisanen und versteckten Juden. Die Bergdörfer lagen im tiefen Schnee. Im Weiler Bully entdeckten sie im Haus der Karolina Bullova, einer ebenerdigen, aus rohen Steinen erbauten Hütte, sieben Juden. Sie wurden zusammen mit Karolina Bullova bei lebendigem Leib im Haus verbrannt. Im Haus der Frantiska Bullova, das die Dörfler «Regina» nannten, wurden ebenfalls Juden aufgestöbert. Sie wurden erschossen. Auch dieses Haus wurde niedergebrannt. Ebenso verfahren die Deutschen im Weiler Polianka, wo sie bei Frantisek Bulla einige Juden fanden, die zusammen mit Bullas Frau, Lina Bullova, erschossen wurden. Insgesamt wurden an diesem Tag 21 Menschen ermordet.

Als ich nach Donovaly kam, suchte ich auf dem neben der Strasse gelegenen Friedhof nach den Gräbern von Karolina und Lina Bullova. Ich ging durch die Reihen der schmiedeeisernen Kreuze und Grabsteine, viele trugen die Namen Bulla oder Bullova und dazu fromme Sprüche, wie «Nech je im zem slovenská

l'ahka!» (Möge ihnen die slowakische Erde leicht sein!), die Gräber der beiden mutigen Bergbäuerinnen fand ich nicht. Ein gekrümmter alter Mann trug mit einer gelben Plastikgiesskanne Wasser zu einem frischen Grabhügel, aus dem Augenwinkel sah ich, dass der Name Bullovä auf das Holzkreuz gemalt war. Im alten Teil des Friedhofs lagen einige verrostete Kreuze im hohen Gras, die Zeit und der Regen hatten die Namen von den Tafeln gewaschen.

Ich setzte mich auf eine Bank neben dem Friedhof und holte das Protokoll hervor, das ich im Archiv in Banská Bystrica entdeckt hatte. Es war am 18. Jänner 1945 in Donovaly in Anwesenheit des Gemeindevorstehers Anton Longauer, des Orts Pfarrers Hochwürden Vojtech Kambala, des Volksschuldirektors Rudolf Cunderlik sowie eines einfachen Bewohners von Donovaly namens Ludvik Miartus aufgenommen worden, um die Identität der Menschen festzuhalten, die zwei Tage zuvor ermordet worden waren. Die ungeübten Leichenbeschauer gaben alle sichtbaren Merkmale der schrecklich zugerichteten menschlichen Reste zu Protokoll, die vor ihnen im frischen Jännerschnee lagen.

Kollárovä, etwa 145-150 Zentimeter, dunkle Hautfarbe, rote Bluse, heisst es in dem Dokument, zirka 35 Jahre alt, Religion israelitisch. Sie hatte keine Personaldokumente bei sich. Auch ihr Sohn und ihr Mann waren unter den Toten, der Sohn wurde, wie das Protokoll festhält, im Pyjama erschossen. Die Identität des Mannes der Kollárovä konnte nur mit einiger Wahrscheinlichkeit festgestellt werden, so verkohlt war die Leiche. Die Jüdin Julia Sairingerová aus Bratislava trug im Tod ein kaffeefarbenes Kleid mit einer Jacke derselben Farbe. Sie war im Haus des Frantisek Bulla erschossen worden. Von einigen Toten wusste keiner der

Dorfbewohner den Namen zu nennen. Da gab es zwei Männer, einer zirka 170 Zentimeter, der andere, der Reste eines schwarzen Anzugs mit Streifen am Leib hatte, etwas grösser, dann ein Mädchen, zirka 150 Zentimeter, und eine Frau mit einem Klothmantel und Stiefeln an den Füßen, mehr liess sich über die Opfer nicht niederschreiben.

Frau Mlynárovä, die Mutter eines bekannten Arztes aus Presov, trug im Tod lange grüne Strümpfe, auch sie war im Haus des Frantisek Bulla erschossen worden, genauso wie ein ungefähr 3 5jähriger namenloser Mann mit kastanienbraunen Haaren und eine grauhaarige Frau, deren Alter die Zeugen auf fünfzig Jahre schätzten. Nach Angaben von Bewohnern des Ortes hatten sich in Bullas Haus eine Grossmutter sowie ein Ehepaar mit zwei Söhnen aufgehalten. Alle Ermordeten waren jüdischen Glaubens, mit Ausnahme der beiden Bäuerinnen, die jedoch nicht vor den entsetzten Dorfbewohnern im Schnee lagen, weil ihre Identität zweifelsfrei feststand. Von den neunzehn jüdischen Opfern konnten nur dreizehn identifiziert werden, dann wurden die Toten zur Wiese eines Bauern aus Polianka gebracht, die von den Einheimischen Horárska lüka, Försterwiese, genannt wurde, und dort in ein gemeinschaftliches Grab gebettet.

Ich ging zurück zu meinem Auto. Es war Sonntag, Donovaly lag wie ausgestorben da, über einem nahen Bergrücken zogen zwei Mäusebussarde mit klagenden Schreien weite Kreise. Aus dem stumpfen Grün der winterlichen Wälder leuchteten hier und da Lärchen wie gelb lodernde Fackeln.

Ende Jänner, Anfang Februar 1945 wurde das Sonderkommando 7a nach Zilina, zu deutsch Sillein, nordwestlich von Ruzomberok verlegt. Bevor das Kommando Ruzomberok räum-

te, wurden die Häftlinge des im alten Kastell untergebrachten Gefängnisses in mehreren Aktionen liquidiert. Es war immer dasselbe – in Russland, in Polen, in der Slowakei –, vor dem Abzug wurden die Gefangenen ermordet, das Sonderkommando liess verbrannte Erde, Massengräber zurück. Am 20. Jänner wurden 22 Häftlinge, gefangene Aufständische und Partisanen, unter ihnen zwei junge Frauen, von Ruzomberok zum vier Kilometer entfernten Dorf Lisková gebracht und dort bei einem bewaldeten Hügel namens Medzihrádky erschossen. Am 26. Jänner wurden elf Häftlinge in einem Wald in der Nähe des ländlichen Vorortes Likavka erschossen, die Leichen wurden von Einheimischen gefunden und auf dem Dorffriedhof begraben. Am 2. Februar, der grösste Teil des Kommandos war schon in Zilina, wurden weitere vierzehn Häftlinge in die nordöstlich von Ruzomberok gelegene Gemeinde Lucky gebracht und in einem Wäldchen, bekannt unter dem Namen Siare, durch Genickschüsse getötet. Auch in Ruzomberok selber fanden Erschiessungen statt.

Im Mai 1945, die Rote Armee hatte die Stadt am Váh inzwischen befreit, wurde im Hof des alten Kastells eine grausige Entdeckung gemacht. Die überstürzt abziehenden Deutschen hatten Mengen von Abfällen hinterlassen. Ein Offizier befahl, eine Grube auszuheben, um den Dreck zu beseitigen. Nach kurzem Graben stiess man auf Kleidungsstücke, Schuhe, Besteck, Rucksäcke und andere Utensilien, und unter dieser Schicht auf bekleidete Leichen, die in zwei Lagen übereinander in die Grube gelegt worden waren, die Köpfe der einen Lage bei den Füßen der anderen, um Platz zu sparen; im Jargon der Sonderkommandos nannte man das «Sardinentechnik». Alle Leichen lagen mit dem Gesicht nach unten. Insgesamt kamen 22 Tote zum Vorschein,

unter ihnen vierzehn Frauen und acht Männer. Ein Arzt stellte fest, dass alle durch Genickschuss ermordet worden waren, nach dem Grad der Verwesung mussten sie ein paar Monate in der Grube gelegen sein. Sie waren vermutlich im Dezember 1944 oder Jänner 1945 in dem als Gefängnis dienenden Keller des Kastells erschossen worden, wo man an den Wänden Blutspuren und Einschüsse fand. Das Alter der Toten lag schätzungsweise zwischen siebzehn und fünfzig Jahren. Die Männer waren alle eindeutig jüdischer Herkunft, bei den Frauen wurde dies ihrem Aussehen nach als wahrscheinlich angenommen. Die Kleidung der Toten war von guter Qualität, weshalb man davon ausging, dass sie der Mittelschicht angehört hatten; Personalpapiere wurden keine gefunden, nur persönliche Gegenstände wie Zahnbürsten, eine Thermosflasche, Rasierapparate, Tabak et cetera. Für eine eventuelle Identifizierung notierte die Kommission von jeder Leiche typische Merkmale wie Körperbau, Haarfarbe, Narben, und liess von den Kleidungsstücken kleine Stoffmuster abtrennen, die in Papiersäcke gelegt und mit Nummern versehen wurden. Die Säcke und die Beschreibung der Toten wurden in der lokalen Polizeistation deponiert. Jede Leiche wurde mit der Ziffer des betreffenden Sackes bezeichnet, damit sie nach einer eventuellen Identifizierung durch Angehörige exhumiert werden konnte. Anschliessend wurden die Opfer im Beisein des russischen Stadtkommandanten, Major Schmelkow, und dem aus Polen gebürtigen Rabbiner Izrael Leichter auf dem jüdischen Friedhof von Rybärpole, ein Vorort von Ruzomberok, in zwei Massengräbern beigesetzt. Nachdem eine Kompanie drei Salven über die Gräber gefeuert hatte, sprach der Rabbiner einen Psalm.

Von den 22 gefundenen Opfern konnte keines identifiziert werden, was den Schluss nahelegt, dass auch die nächsten Angehörigen und Freunde ums Leben gekommen waren.

In Zilina lag das Sonderkommando 7a ungefähr vier Wochen. In dieser Zeit erreichte meinen Vater die Nachricht, dass ihm das Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse mit Schwertern verliehen worden war, Anfang März wurde seine Einheit nach Senica verlegt, in denselben Ort, in dem das Kommando sieben Monate zuvor seinen Einsatz in der Slowakei begonnen hatte. Die Rote Armee rückte unaufhaltsam näher, im Norden über den Duklapass und im Osten über die Karpaten; auch die Partisanen verstärkten ihre Tätigkeit. Die deutschen Truppen und ihre slowakischen Verbündeten begannen mit den Vorbereitungen zur Flucht. Irgendwann im März 1945 zog das Sonderkommando 7a aus Senica ab, in Richtung Brünn, wo es aufgelöst wurde. Ein Teil der Mannschaft wurde nach Prag geschickt, ein anderer nach Salzburg, zur Verstärkung jener legendenumrankten «Alpenfestung», die in Wahrheit nur in der Phantasie Hitlers und seiner letzten Getreuen existierte. Mein Vater fuhr nach Linz: Ob er einen entsprechenden Marschbefehl erhalten oder sich den selber ausgestellt hatte, konnte ich anhand der mir vorliegenden Dokumente nicht feststellen.

Erschiessungen, Exhumierungen, Protokolle mit detaillierten Schilderungen von Leichen, die aus ihren Massengräbern gehoben oder unbestattet gefunden wurden, im alten Kastell in Ruzomberok, beim Berg Medzihrádky, im Wäldchen Siare bei Lucky, auf der Försterwiese bei Donovaly; die Aufzählung und

Kategorisierung der tödlichen Verletzungen, die Beschreibung der bei den Toten gefundenen Kleidungsstücke, die Aussagen der Zeugen, die in vielen Fällen auch die Täter waren: All die Originaldokumente, Berichte, Vernehmungsprotokolle und Aktenvermerke, die ich zusammengetragen und immer wieder gelesen hatte, liessen in meiner Vorstellung nur unscharfe Bilder entstehen, wie zu früh aus der Entwicklungslösung gezogene Aufnahmen, auf denen man bloss Umrise erkennt, die das meiste der Phantasie überlassen. Während ich suchend zwischen den überwucherten Gräbern am Friedhof von Donovaly herumgestreift war, einmal hier, dann da ein Grasbüschel wegschiebend, war mir durch den Kopf gegangen, dass meine ganze Arbeit so aussah – ich versuchte etwas zu entziffern, was immer bruchstückhaft bleiben würde. In jenem Moment hatte ich verstanden, dass es mir nie möglich sein würde, eine Antwort auf die quälende Frage zu finden, wie es geschehen hatte können, dass ausgerechnet mein Vater «kraft seiner Kompetenzen» diese Taten angeordnet, vielleicht selber zur Waffe gegriffen hatte. Der Vater, der Sturmbannführer, dem einer seiner Männer Jahrzehnte später bescheinigen sollte, er sei stets human verfahren. Human. Was bedeutete das in der Sprache der Täter?

Was wäre gewesen wenn? Auch diese sinnloseste aller Fragen lässt mir seit vielen Jahren, seit ich die Arbeit an diesem Buch zögerlich begonnen, dann wieder abgebrochen habe, um sie endlich wieder aufzunehmen, keine Ruhe. Was wäre gewesen wenn? Wenn der Urgrossvater, jener Paul Bast, der Mitte des 19. Jahrhunderts vom Rheinland nach Tüffer gezogen war, statt einer Deutschen eine Slowenin zur Frau genommen hätte? Wenn sich

die Familie, was in dieser Gegend häufig vorkam, slowenisiert hätte? Hat alles wirklich in jenem kleinen Marktflecken Tüffer in der Untersteiermark begonnen, wo das Zusammenleben von Deutschen und Slowenen schon früh durch einen rabiaten Nationalismus vergiftet wurde? Oder war später etwas passiert, das faktisch die ganze Familie jene von Hass und Gewalt dominierte Entwicklung nehmen liess, die in der Laufbahn meines Vaters ihren unbegreiflichen Höhepunkt fand?

Von einigen der Erschossenen, die Bewohner des Dorfes Lis-ková im Jänner 1945 beim Berg Medzihrádky gefunden und auf dem örtlichen Friedhof begraben hatten, habe ich eine Fotografie entdeckt. Ich ging durch die Ausstellung im Museum des Slowakischen Nationalen Aufstandes in Banská Bystrica. Ich war der einzige Besucher, die Mitarbeiter des Museums, das auch ein Archiv beherbergt, hatten die Ausstellung eigens für mich geöffnet. Ein Aufseher ging in einiger Entfernung hinter mir her, um in den jeweiligen Räumen Licht für mich zu machen. In der Ausstellung werden vergrösserte Dokumente und Fotografien, Uniformen, Ausrüstungsgegenstände der Aufständischen und der Deutschen und vor allem viele Waffen gezeigt, von selbstgefertigten Pistolen und Handgranaten bis zu Maschinengewehren und leichten Geschützen. In der Vitrine Nummer 37 sah ich zwischen Uniformstücken, alten Pistolen und anderen martialischen Utensilien eine Fotografie, bezeichnet mit der Nummer 18. Laut Bildtext am Rand der Vitrine zeigt sie Menschen, die im Jänner 1945 von Angehörigen des Sonderkommandos 7a beim Berg Medzihrádky erschossen wurden.

Das Bild zeigt die Köpfe und Oberkörper von ein paar Leichen, die genaue Zahl ist nicht auszumachen, weil sie teilweise

übereinander liegen. Die Köpfe sind zufällig oder mit Absicht fast sternförmig angeordnet. Im Zentrum dieses bizarren Stillebens sieht man das Gesicht einer hübschen jungen Frau mit dunklen Haaren, von der man meinen könnte, sie schlafe friedlich, so gelöst erscheint ihr Ausdruck, läge da nicht ein anderer Toter quer über ihrer Brust, den Mund weit aufgerissen in einem stummen Schrei. Bei diesem Toten kann man nicht sagen, ob es sich um einen Mann handelt oder um eine Frau. Eine Handbreit hinter dem Kopf der dunkelhaarigen Schönen liegt der einer anderen Leiche unbestimmbaren Geschlechts, die beiden Köpfe berühren einander beinahe wie die von zwei Liebenden, die im Gras ruhen und in die Wolken schauen. Diese Leiche, die ihre Zähne zu einem schrecklichen Grinsen bleckt, scheint, soweit man das sehen kann, nackt zu sein, während die junge Frau und der auf ihr liegende Körper Kleider tragen.

Zum ersten Mal sah ich Opfer meines Vaters und der von ihm befehligten Männer vor mir, bekamen sie Gesichter, verzerrte und schöne.

## 23.

Im März 1945 wurde die Ehe meiner Mutter geschieden. Der Stiefvater hatte beim Landgericht Linz Klage wegen Ehebruchs eingebracht, was allerdings bloss eine Formalität war, um die Sache rasch abzuwickeln. Die Mutter wollte einen anderen Mann heiraten, meinen Vater, dem mochte sich der Stiefvater nicht in den Weg stellen. Die Scheidung war einvernehmlich, anders wäre es nicht erklärbar, dass sich der Stiefvater als klagende Partei durch Dr. Rudolf Bast, Rechtsanwalt in Amstetten, meinen Grossvater, vertreten liess, den Vater des Mannes, mit dem die Mutter die Ehe gebrochen hatte. Vielleicht sollten auf diese Weise Kosten gespart werden, ausserdem blieb die Angelegenheit damit in der Familie.

Am 17. April 1945 heirateten meine Eltern vor dem Standesamt Linz. Der Zeitpunkt war denkbar ungünstig, um einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Am selben Tag verkündete der Gauleiter von Oberdonau, August Eigruber, in einem Rundflinkappell pathetisch, nun sei «die Stunde des entscheidenden Kampfes» gekommen. In Wahrheit war der Kampf längst entschieden, daran vermochten auch die von Eigruber eingerichteten «fliegenden Standgerichte» nichts zu ändern, die «Fahnenflüchtige und Drückeberger» aufgreifen und an Ort und Stelle erschiessen sollten.

Das «Dritte Reich», dem mein Vater in blinder Treue gedient hatte, stand vor dem Zusammenbruch. Im Osten hatten sowjetische Truppen am 29. März 1945 die ehemalige österreichische

Grenze überschritten, bis Mitte April nahmen sie Wien ein, gleichzeitig stiessen sie weiter nach Westen vor, bis in den Raum von Amstetten. Im Westen standen die amerikanischen Truppen in Bayern, im Norden in Thüringen. Oberösterreich war überschwemmt von Flüchtlingstrecks, sogenannte Volksdeutsche aus Siebenbürgen und Ungarn, Ausgebombte aus Wien und anderen Städten, Menschen, die sich vor der anrückenden Sowjetarmee in Sicherheit bringen wollten – in Oberösterreich war die Ernährungslage besser als in den meisten anderen vom Krieg heimgesuchten Gebieten. Anfang April wurden der slowakische Staatspräsident Josef Tiso und die gesamte slowakische Regierung, die aus Bratislava geflüchtet waren, im Stift Kremsmünster im oberösterreichischen Alpenvorland einquartiert, nur der Innenminister und Oberbefehlshaber der Hlinka-Garde, Sano Mach, mit dem mein Vater noch vier Monate zuvor im Kulturhaus in Ruzomberok gespeist hatte, bezog ein gesondertes Quartier in Traunkirchen im Salzkammergut. Am 4. April wurde Bratislava von den Russen besetzt.

Lang bevor Oberösterreich fremde Truppen sah, war es zum Ziel alliierter Luftangriffe geworden, die sich auf die Industriegebiete von Linz, Steyr und Wels konzentrierten. Am 16. Dezember 1944 wurde unser Haus in Linz durch amerikanische Fliegerbomben zerstört. Resi, unsere Hausangestellte, war mit mir im Keller, als das Haus zusammenstürzte, angeblich waren wir eininhalb Tage in einem Kellerraum verschüttet, der dem Druck der Explosion standgehalten hatte.

Über die Zerstörung des Hauses wurde später oft gesprochen, über die zahllosen Bilder und Graphiken des Stiefvaters, die wertvollen Perserteppiche und die übrige Einrichtung, die verbrannt

waren. Doch der Luftangriff selber, das Fallen der Bomben, die Suche nach den Verschütteten wurden in den Berichten ausgespart, als lohne es nicht, davon zu erzählen. Befanden sich, als die Bomben fielen, alle im Keller, oder nur Resi und ich? Wo waren die anderen, der Stiefvater, die Mutter, die beiden Geschwister, wer hat uns aus den Trümmern gezogen? Die Zerstörungen durch die Bomben stellten in Nachkriegsdeutschland (und Österreich) ein Tabu dar, über das, wie es W.G. Sebald in «Luftkrieg und Literatur» formulierte, aufgrund einer stillschweigend eingegangenen und für alle gleichermassen gültigen Vereinbarung nicht gesprochen und geschrieben werden durfte. Gesprochen und geschrieben wurde vor allem über den heldenhaften Wiederaufbau.

In einer Linzer Lokalzeitung aus dem Jahre 1950 fand ich einen Bericht über den Künstler Hans Pollack, meinen Stiefvater, in dem sein Durchhaltewille gelobt wird, der ihm bereits im Mai 1945 «Krampen und Schaufel in die Hand drückte», mit denen er, «in dieser Hungerzeit zu einer wahren Asketengestalt schrumpfend», daran ging, die Spuren der Zerstörung zu beseitigen und den Wiederaufbau in Angriff zu nehmen. «Am Beginn dieses Werkes stand das Putzen und Schlichten von 36'000 Ziegeln, die ausnahmslos durch seine Hände gingen. Die geradezu heroische Arbeit wurde 1949 insofern gekrönt, als er Frau und Kinder nach Linz heimholen und im neuen Atelier ein ‚neues Leben‘ beginnen konnte.»

Die Tatsache, dass Resi und ich viele Stunden im zerbombten Haus verschüttet waren, blieb unerwähnt. Davon habe ich erst während der Arbeit an diesem Buch erfahren, aus einem Gerichtsakt über den Amstettner Grossvater, der das in einer Aussage beiläufig erwähnte. Ebenso unerwähnt blieb die Scheidung

kurz nach der Zerstörung des Hauses. Darüber wurde auch in der späteren Familienüberlieferung geschwiegen, sie war eine Episode, die sich nicht in das Bild von der intakten Familie fügen wollte, die nach dem erfolgreichen Wiederaufbau nach Linz heimgeholt wurde. Bis heute weiss ich nicht, wann die Mutter nach dem Tod meines leiblichen Vaters den Stiefvater neuerlich geheiratet hat.

Der Bericht in der Linzer Zeitung wurde illustriert mit einer Zeichnung des Stiefvaters vom zerstörten Haus: eine Ruine, man kann gerade noch erkennen, dass das Gebäude einmal zwei Stockwerke besass, die linke Seite ist in sich zusammengestürzt, ein stehen gebliebener Kamin ragt durch nackte Dachsparren, von der rechten Front steht nur mehr eine Wand wie eine Potemkinsche Kulisse. Aus irgendeinem Grund hat er das Bild genau datiert: 25. April 1945, exakt eine Woche, nachdem die Frau, der er in grosser Liebe zugetan war, den anderen geheiratet hatte. Dass er in dieser Situation Kraft und Ruhe fand, die physische Vernichtung des eigenen Heimes künstlerisch festzuhalten, ist erstaunlich.

Die Mutter war nach der Zerstörung des Hauses zunächst mit mir und meinen beiden Geschwistern nach Amstetten gezogen, zu meinen Grosseltern. Doch auch Amstetten war kein sicherer Boden, es war ebenfalls Ziel alliierter Bombenflugzeuge, und die Rote Armee war nicht mehr weit. Gemeinsam mit den Grosseltern, die als bekannte Nationalsozialisten gute Gründe hatten, die Russen zu fürchten, floh die Mutter wieder zurück nach Oberösterreich, nach Hofkirchen, einen kleinen Ort im Mühlviertel. Dort blieben wir nur kurze Zeit. Das Mühlviertel, der nördlich der Donau gelegene Teil Oberösterreichs, wurde ebenfalls, wie ganz

Niederösterreich, den Russen als Besatzungszone zugeschlagen. Bevor sie sich von Amstetten absetzten, vernichteten die Grosseltern belastendes Material, Hakenkreuzfahnen, Hitlerbilder und Dokumente, darunter vermutlich auch Unterlagen meines Vaters. Die Gewehre wickelte Grossvater in Oltuch und vergrub sie an einer Stelle, die er Jahre später vergeblich suchen sollte.

Von Hofkirchen zogen die Grosseltern nach Oberbuch bei Oftering weiter, einen Weiler am südlichen Rand von Linz, wo sie bei Bauern Unterkunft fanden. Die Mutter wurde mit den Kindern in einen entlegenen Ort im Ennstal in der Steiermark evakuiert, wo wir ein paar Jahre wohnten.

Die Heirat der Eltern fiel in die Zeit des Zusammenbruchs und der ziellosen Flucht durch ein im Chaos versinkendes Land: von Linz nach Amstetten, von Amstetten nach Hofkirchen, von Hofkirchen nach Linz, von Linz nach Mitterberg, die Mutter mit drei kleinen Kindern, fünf, drei und ein Jahr alt, mein Vater im Wissen, dass er schon bald als Kriegsverbrecher gesucht werden würde. Was ihn dazu bewogen haben mag, in dieser Situation zu heiraten und eine Frau mit drei Kindern an sich zu binden, ist schwer nachvollziehbar. Als Wohnadresse hatte er bei der Trauung Linz, Langgasse 13, angegeben, den Sitz der Gestapo, deren Leiter er bis zu seiner Entsendung nach Osten gewesen war. Ob er nach der Rückkehr aus der Slowakei wieder Dienst bei der Linzer Gestapo versah, kann ich nicht sagen, ich weiss nur, dass das Haus Langgasse 13 eine Woche nach der Hochzeit durch einen Bombentreffer völlig zerstört wurde. Über fünfzig Angehörige der Geheimen Staatspolizei, darunter auch der damalige Leiter, ein gewisser Dr. Leopold Spann, fanden dabei den Tod.

Von der Hochzeit meiner Eltern habe ich nie Fotos gesehen, vermutlich gab es keine. Es war wohl eine hastige Angelegenheit. Zum Feiern gab es keinen Anlass. Auch die SS trat dabei nicht mehr in Erscheinung. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hatte sich für die Angehörigen seines schwarzen Ordens eine eigene «Eheweihe» ausgedacht, um die verpönte kirchliche Hochzeit zu ersetzen. Dabei bekamen die Brautleute von einem SS-Führer in einer feierlichen Zeremonie Brot und Salz überreicht. Im April 1945 stand keinem mehr der Sinn nach solchem Brimborium, wahrscheinlich hat mein Vater auch darauf verzichtet, die obligatorische Heiraterlaubnis des Reichssicherheitshauptamtes einzuholen. Bei wem hätte er sie noch einholen sollen? In Berlin herrschte Untergangsstimmung: Das RSHA lag in der Reichweite sowjetischer Geschütze, die Bürokraten des Terrors waren damit beschäftigt, ihre Flucht vorzubereiten, viele hatten sich längst abgesetzt, der zentrale SS-Apparat war zusammengebrochen, Heinrich Himmler unternahm den Versuch, über einen schwedischen Diplomaten Sonderverhandlungen mit den westlichen Alliierten aufzunehmen, der Chef des RSHA, der gebürtige Linzer Ernst Kaltenbrunner, schmiedete auf eigene Faust phantastische Sonderfriedenspläne, um seine Haut zu retten, und Hitler hockte in seinem Führerbunker und schwadronierte von einem mit aller Wucht geführten Gegenschlag, der die vor Berlin stehenden Russen endgültig austilgen sollte, um im nächsten Moment von Selbstmord zu reden, den er am 30. April 1945 beging.

Womit mein Vater in diesen letzten Wochen des Dritten Reiches beschäftigt war, weiss ich nicht. Ob er der Gestapo zugeteilt war oder dem SD, die beide irgendwann kurz vor dem Ende ihre Archive nach Kremsmünster schafften, um sie dort zu vernichten

und die Spuren ihrer Verbrechen zu tilgen. Vielleicht war er im Ausseerland eingesetzt, wo sich in der letzten Kriegsphase zahlreiche Befehlsstellen befanden und hohe Würdenträger des Regimes zusammenströmten, als glaubten sie selber an jene legendäre «Alpenfestung», ein Hirngespinnst, ins Leben gesetzt von der Nazi-Propaganda, um den westlichen Alliierten Angst einzujagen und ihnen bessere Bedingungen für einen Frieden abzutrotzen, eine Hoffnung, die unerfüllt blieb.

Hat mein Vater an die Alpenfestung geglaubt? Das kann ich mir nicht vorstellen. Er kannte das Gebiet aus eigener Erfahrung und musste wissen, dass keinerlei Vorkehrungen getroffen worden waren, den Bau einer Verteidigungsstellung in Angriff zu nehmen, die den ganzen Voralpenraum von Amstetten bis Linz und Salzburg umfassen sollte; nicht einmal für die bescheidenere Version, die sogenannte «Kernfestung Alpen», gab es konkrete Pläne, geschweige denn dass mit den Arbeiten begonnen worden wäre, die Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch genommen hätten. Den endgültigen Befehl zum Ausbau der «Kernfestung Alpen» erteilte Hitler am 28. April 1945, drei Tage vor seinem Selbstmord. Am 9. Mai trat der Waffenstillstand in Kraft.

Mein Vater erlebte das Chaos der letzten Tage, den Zerfall des Regimes aus nächster Nähe, am eigenen Leib sozusagen. Umso verwunderlicher erscheint es, dass er kaum Vorbereitungen für die Zeit danach traf und sich nicht einmal falsche Papiere für die Flucht besorgte, was für einen leitenden Beamten der Gestapo nicht schwer gewesen sein kann. Hat der Zusammenbruch seine Entschlusskraft gelähmt, ihn kopflos gemacht? Oder wollte er ausharren bis zum bitteren Ende? Er dachte jedenfalls nicht daran, sich zu stellen und für seine Handlungen zu verantworten.

Er hat das Ende kommen sehen, doch offenbar nicht wirklich damit gerechnet. So reagierten auch andere Täter. Der mächtige Ernst Kaltenbrunner verkroch sich Anfang Mai 1945 mit ein paar Vertrauten in eine Jagdhütte in der Nähe von Altaussee, wo er wenige Tage später von den Amerikanern aufgestöbert wurde. Er hatte falsche Papiere dabei, die ihn als Wehrmachtsarzt auswiesen, das waren seine Fluchtvorbereitungen. Er liess sich widerstandslos festnehmen.

Als mein Vater nach Kriegsende untertauchte, war es seine Mutter, die Verwandte und Freunde anflehte, Papiere für ihren Sohn zu besorgen. Eine junge Frau aus der Verwandtschaft ging darauf zu einer in Linz eingerichteten Meldestelle für vertriebene Volksdeutsche, wo sie sich als Sudetendeutsche ausgab. In dem kleinen Büro, erzählte sie mir, sei ein in Schreibarbeit vertiefter Beamter gesessen, der einen Stoss von Blankoformularen für Ausweise vor sich auf dem Tisch gehabt habe. Sie habe ihm eine Geschichte von ihrer vermeintlichen Flucht aus dem Sudetenland aufgetischt und sich dabei zu ihm gebeugt, dabei habe sie die rechte Hand auf den Stoss mit den Ausweisen gelegt und dann wieder zurückgezogen. Auf diese Weise habe sie eines der Formulare palmiert. Es war jener Ausweis, der im April 1947 bei der Leiche meines Vaters gefunden wurde, ausgestellt, vermutlich von ihm selber, auf den Namen Franz Geyer, Arbeiter aus Krsko (Gurkfeld) in Slowenien.

Warum er ausgerechnet den Namen Franz Geyer wählte, lässt sich heute natürlich nicht mehr sagen. Bei meinen Nachforschungen in Slowenien bin ich auf einen Lebzelter dieses Namens gestossen, der im Jahre 1825 in Tüffer in einem ehemaligen Spital eine Bierbrauerei gegründet hatte, die später der Slowene Josef Kuketz übernahm. Die Brauerei existiert noch, Lasko Pivo, Tüf-

ferer Bier, ist ein gigantischer, den ganzen Ort beherrschender Betrieb, dessen Produkte überall in Slowenien erhältlich sind. Der Name des heimischen Bierpioniers war den Deutschen von Tüffer, traditionell mächtige Biertrinker, mit Sicherheit geläufig.

Am 2. Mai 1945, drei Tage vor der kampflösen Übergabe von Linz an amerikanische Truppen und eine Woche vor Inkrafttreten des Waffenstillstandes, hielt sich mein Vater in Bad Ischl auf. Ort und Datum hat er auf seinem Testament vermerkt, das er damals verfasste. Eine knappe handschriftliche Seite, wenige Sätze, in denen er mich zum alleinigen Erben aller ihm gehörenden Sachen und Vermögenswerte einsetzte, was allerdings nichts zu bedeuten hatte, weil er bei seinem gewaltsamen Tod am Brenner nicht viel mehr besass als das, was er am Leib trug. Das Elternhaus in Amstetten, in dem die meisten seiner Sachen aufbewahrt wurden, war nach der Flucht der Grosseltern geplündert worden. In seinem letzten Willen brachte er auch den Wunsch zum Ausdruck, ich solle später seinen Familiennamen annehmen, was ich nach einigem Schwanken – es gab eine Zeit, da ich das in Erwägung zog – schliesslich unterlassen habe.

In Bad Ischl verlieren sich für mich seine Spuren. Er muss dann beinahe ein Jahr durch das besetzte Österreich geirrt sein, stets auf der Suche nach einem Versteck, einer Möglichkeit, irgendwohin zu entkommen, wo ihn keiner kannte, wo ihm seine Vergangenheit nicht zum Verhängnis werden würde. Im Tourenbuch, in dem er seine Bergerlebnisse festgehalten hat, fand ich auf der letzten Seite einige kurze Notizen, die aus der Zeit der Flucht stammen dürften. Die Namen von ein paar Slowenen aus Lasko, von denen er sich wohl Hilfe erhoffte (ausgerechnet Slo-

wenen, die von den Nationalsozialisten so drangsaliert worden waren), sowie eine Route, die über Nebenstrassen von St. Veit an der Glan in Kärnten bis ins Ennstal führte, wohin wir evakuiert worden waren.

Mutter war mit uns in einem einschichtigen Hof in einer kleinen Gemeinde, Mitterberg am Grimming, untergebracht, bei einer freundlichen Bauernfamilie mit fünf Kindern, ausser uns wohnte dort noch eine andere Flüchtlingsfamilie, Volksdeutsche. Oft kam der Stiefvater aus Linz nach Mitterberg und wohnte über Wochen bei uns. Eben erst geschieden, lebte Mutter wieder mit ihm zusammen. Zumindest für Aussenstehende. Ich glaube nicht, dass jemand ausser den beiden wusste, dass sie geschieden waren. Vielleicht haben sie auch gleich nach dem Tod meines Vaters wieder geheiratet, schon in der Steiermark, ich habe meinen Bruder danach gefragt, doch auch er weiss nichts darüber.

Irgendwann tauchte auch mein Vater in der Gegend auf. Er versuchte als Holzfäller unterzukommen, doch damals wusste jeder, was die Schmisse bedeuteten, die er im Gesicht trug: ein Studierter, ein Burschenschafter, Verfechter grossdeutscher, völkischer Ideen, ein Nazi, der sich verstecken möchte – ein Kriegsverbrecher. Er kannte die Gegend um Mitterberg von früheren Bergtouren – die Plannerhütte, von der aus er viele Schitouren unternommen hatte, liegt nur ein paar Wegstunden von dem kleinen Ort entfernt, vielleicht hatte er dort Unterschlupf gefunden. Der fremde Holzknecht mit den Schmissen erregte Verdacht, doch bevor die Behörden zugreifen konnten, war er schon weg. Ob er uns damals tatsächlich besuchen kam, kann ich nicht sagen, es liegt jedenfalls nahe. Erinnerung habe ich keine daran, wie mir

überhaupt jede Erinnerung an den Vater fehlt. Ich sehe manche Details aus jener Zeit ganz deutlich vor mir, ihn jedoch sehe ich nicht, von ihm kann ich in meinem Gedächtnis keine Bilder aufrufen.

Meine Erinnerungen an den Aufenthalt auf dem Einschichthof in Mitterberg sind schwach und lückenhaft, doch es gibt sie. Ich erinnere mich an den Stall mit den Rindern, an den Geruch, der dort herrschte, an die wohlige Wärme der Kühe, an den Hofhund und vor allem an einen böartigen Hahn, der mir einmal, vielleicht hatte ich eine seiner Hennen geärgert, auf den Kopf flog und mich gnadenlos peckte, bis ihn ein Erwachsener von seinem schreienden Opfer verscheuchte. Eines Tages kam mein Grossvater zu Besuch. Ich stieg auf einen Baum, wahrscheinlich um ihm meinen Mut und meine Geschicklichkeit vorzuführen, und traute mich dann nicht mehr herunter. Der alte, beleibte Mann, er war über sechzig, stand unten und brüllte, ich solle sofort herunterkommen. Schliesslich verlor ich den Halt und fiel wie ein Stein hinunter, ohne mich zu verletzen. Aus irgendeinem Grund ist mir der Name des volksdeutschen Buben im Gedächtnis haften geblieben, der gemeinsam mit seinen Eltern und uns auf dem Hof wohnte, er hiess Uwe Mund. Mein Bruder hat ihm einmal mit einer selbstgebastelten Holzpistole, die wie ein Katapult funktionierte, das man mit selbstgeschnitzten Holzpfeilen lud, beinahe ein Auge ausgeschossen.

Anfang Mai 1948, mein Vater war seit über einem Jahr tot, wurde die Mutter in Mitterberg verhaftet. Man brachte sie ins Gefangenenhaus des Landesgerichts in Graz, wo sie knapp zwei Wochen in Untersuchungshaft sass, dann wurde sie wieder entlassen. Ich erinnere mich an zwei österreichische Kriminalbeamte, die sie mit einem offenen amerikanischen Jeep abholten. Oder hat man mir das erzählt? Angeblich haben wir Kinder ge-

weint, doch davon weiss ich nichts mehr. Mit einem der Kriminalbeamten hat sich Mutter auf Anhieb gut verstanden, er kam uns später in Mitterberg besuchen und war bis zu seinem Tod ein Freund der Familie.

Warum die Mutter verhaftet wurde, konnte ich nicht eruieren, vermutlich hatte sie einem Bekannten des Vaters, einem flüchtigen Kriegsverbrecher, Hilfe zukommen lassen, vielleicht war auch nur ihr Name bei ihm gefunden worden. Es handelte sich um einen aus Kärnten gebürtigen hohen SS-Offizier namens Viktor Nageler, den Vater in der Slowakei kennengelernt hatte. Nageler war dort als Berater der Hlinka-Garde tätig gewesen. Nach Kriegsende begann er in Linz ehemalige SS-Angehörige zu sammeln, um eine Neonazigruppe aufzubauen. Welche Absichten er damit verfolgte, war ihm wohl selber nicht ganz klar, vielleicht wollte er eine sogenannte Werwolf-Bewegung ins Leben rufen? Zu diesen krausen Plänen passte der Deckname, den er sich für seine Untergrundtätigkeit zugelegt hatte, «Trenck». Die Getreuen, es waren bloss eine Handvoll, nannte er seine «Panduren». Im Mai 1947 wurde Trenck-Nageler verhaftet und in ein Arbeitslager in Salza am Grimming gesteckt, unweit von Mitterberg gelegen. Von dort gelang ihm die Flucht. Ich nehme an, dass er während dieser Zeit versuchte, Kontakt mit meiner Mutter aufzunehmen. Ende April 1948 wurde er neuerlich festgenommen, meine Mutter wurde ein paar Tage später von der Kriminalpolizei abgeholt, ein Zusammenhang liegt auf der Hand. Die Details über Trenck und seine Panduren entnahm ich Zeitungsausschnitten aus den späten vierziger Jahren, die ich in den Papieren der Mutter fand.

Auch mit Nageler verband uns eine langjährige lose Freundschaft. Nach der zweiten Verhaftung konnte er abermals fliehen,

um dann endgültig in Deutschland unterzutauchen, wo er unter falschem Namen lebte und eine gesicherte bürgerliche Existenz führte. Er war als Vertreter bei einem renommierten deutschen Schulbuchverlag untergekommen. Es ist anzunehmen, dass es in der oberen Verlagsetage jemanden gab, der zumindest ahnte, was es mit diesem Österreicher auf sich hatte. Von Zeit zu Zeit besuchte uns Nageler in Linz, der sich nun anders nannte, ein grossgewachsener, selbstsicher auftretender Mann, jeder Zoll ein Herrenmensch und unendlich eitel. Sein Aufenthalt in Norddeutschland hatte in ihm die Liebe für alles geweckt, was er für typisch norddeutsch hielt, Geradlinigkeit, Aufrichtigkeit, festes Auftreten. Die Österreicher nannte er schlappe Genossen, unaufrichtig und faul, ein Volk von Schlawinern. Er selber, sagte der gebürtige Kärntner, fühle sich ganz als Norddeutscher. Ich weiss noch, wie er einmal in unserem Vorzimmer stand und sich selbstverliebt im dort hängenden grossen Spiegel betrachtete. Er strich sich durchs Haar, wendete den Kopf nach links, nach rechts, richtete sich die Krawatte, bleckte sein Konterfei an, dann sagte er bewundernd zu sich selber: «Der Admiral!» Das wäre er gern gewesen. Ich glaube, er war von Beruf Hauptschullehrer, in der NS-Zeit hatte er eine steile Karriere gemacht, die ihm, wie vielen seinesgleichen, zu Kopf gestiegen war.

Über die Geschicke meines Vaters in den Monaten, die er sich als sogenanntes U-Boot im von den Alliierten befreiten Österreich herumtrieb, konnte ich wenig herausfinden. Die meisten staatlichen Strukturen im Land waren zusammengebrochen, was das Untertauchen erleichterte. Obendrein gab es in Österreich bis zu eine Million sogenannte DPs, befreite Häftlinge aus den Kon-

zentrationen, ehemalige Zwangsarbeiter, aus Osteuropa geflüchtete oder vertriebene Volksdeutsche, Angehörige von mit Hitlerdeutschland verbündeten Staaten, die nicht mehr in ihre Länder zurückkehren wollten. Viele von ihnen hatten dubiose Papiere oder gar keine, doch keiner trug Schmisse im Gesicht, jenes verräterische Kennzeichen der völkischen, waffentragenden Studenten, von denen die meisten radikale Nationalsozialisten geworden waren. Zwischen 1938 und 1945 war ein Narbengesicht so etwas wie eine Auszeichnung gewesen, das den Träger als Angehörigen einer Elite auswies, nun wurde es für manchen zum Fluch. Die Uniform konnte man ablegen, die SS-Tätowierung, von den Soldaten höhnisch SS-Brand genannt, zur Not herauschneiden lassen (obwohl eine solche Narbe verdächtig war), doch die Schmisse liessen sich nicht wegoperieren. Sie erregten Verdacht, vor allem wenn sich ihr Träger als einfacher Arbeiter oder Holzfäller ausgeben wollte.

Von seinen Eltern, die in Oftring bei Linz eine Bleibe gefunden hatten, konnte mein Vater keine Hilfe erwarten. Der Grossvater war selber ins Visier der österreichischen und amerikanischen Behörden geraten, als ehemaliger illegaler Nationalsozialist, NS-Funktionär (Kreisrechtsamtsleiter der NSDAP in Amstetten) und mutmasslicher Kriegsverbrecher. Er wurde am 21. September 1945 am Bahnhof von Linz erkannt und dem CIC, dem Counterintelligence Corps der US Army, übergeben, der ihn ins amerikanische Internierungslager Marcus W. Orr in Glasenbach bei Salzburg, kurz Lager Glasenbach genannt, brachte. Dort wurden über 10'000 Nationalsozialisten festgehalten, die meisten Österreicher, aber auch ehemalige deutsche Generäle, voran Al-

bert Kesselring, Kroaten, Ungarn, Serben und Slowaken, unter ihnen der letzte slowakische Ministerpräsident Josef Tiso.

Die Amerikaner hatten den Grossvater auf ihre Liste gesetzt, weil er im März 1945 angeblich an Ausschreitungen gegen gefangene amerikanische Flieger in Amstetten beteiligt gewesen war. Am selben Tag, es war der 20. März, hatte Amstetten einen schweren Luftangriff erlebt. Aus diesem Grund musste ein Zug dort einen längeren Aufenthalt einlegen, unter dessen Passagieren sich fünfzehn amerikanische Kriegsgefangene befanden, die nach Frankfurt gebracht werden sollten. Als die Amerikaner über den Hauptplatz geführt wurden, rottete sich eine von Parteifunktionären aufgehetzte Menge zusammen, Frauen ebenso wie Männer, und begann mit Fäusten, Schaufeln und Stöcken auf die Amerikaner einzuschlagen, ein Amstettner hatte sogar eine Peitsche zur Hand. Die Versuche der Eskorte, die Gefangenen zu schützen, waren erfolglos. Dass es unter den Amerikanern nur Verletzte gab und keine Toten, erscheint angesichts der Waffen, derer sich die Menge bediente, fast wie ein Wunder. Im entfeselten Mob wollten Zeugen auch meinen Grossvater gesehen haben.

Dafür wurde ihm im Jänner 1947 in Salzburg vor einem Hohen Amerikanischen Sondermilitärgerichtshof der Prozess gemacht, zusammen mit 24 weiteren Amstettnern. Grossvater stellte jede Beteiligung an den Ausschreitungen in Abrede. Er habe, gab er zu seiner Rechtfertigung an, an jenem Tag, es war der Geburtstag seiner Frau, zu Hause ausgiebig gejausnet und sich erst später, vom Dienstmädchen alarmiert, zum Hauptplatz begeben. Da sei alles bereits vorbei gewesen. Darauf sei er ins Gasthaus gegangen, zu einer Schnapserrunde, in der er sich empört über die Misshandlung der Kriegsgefangenen geäussert habe. Diese

Darstellung konnte nicht widerlegt werden, so dass Grossvater freigesprochen wurde. Insgesamt gab es zehn Freisprüche, fünfzehn Amstettner wurden zu Zwangsarbeit verurteilt. Das ganze Verfahren wurde mit einer solchen Korrektheit und Fairness geführt, «dass es Aussenstehende in Staunen setzen muss, wenn man bedenkt, dass Amerikaner über diejenigen urteilen, die sich an ihren Brüdern vergriffen haben», schrieb eine Amstettner Zeitung über den Prozess in Salzburg.

Die faire Behandlung und Grossvaters Freispruch vermochten allerdings nichts am pauschalen Urteil zu ändern, das in der Bastfamilie noch Jahre später über die Amerikaner gefällt wurde: Die Amerikaner waren Schweine! Warum sie alle Schweine waren, wurde meines Wissens nie näher erläutert, es handelte sich dabei um einen festen Glaubenssatz, der nicht in Frage gestellt werden konnte, ähnlich der Feststellung, dass unsere Erde keine Scheibe ist, sondern eine Kugel. Die Erde ist eine Kugel, und die Amerikaner sind Schweine.

Grossvater wurde zwar in Salzburg vom Vorwurf der Misshandlung von Kriegsgefangenen freigesprochen, doch er wurde nicht entlassen, sondern an den amerikanischen Militärgerichtshof in Nürnberg überstellt, der ihn einige Zeit in Haft behielt und dann zurück ins Internierungslager Glasenbach schickte. Für Nürnberg war er wohl zu unbedeutend. Im Juli 1947 wurde er schliesslich ans Landesgericht Wien überstellt, wo ihm vor einem Volksgerichtshof der Prozess wegen des Verbrechens des Hochverrats gemacht werden sollte: Das betraf seine Zugehörigkeit zur NSDAP in den dreissiger Jahren, in denen die Nazipartei in Österreich verboten war. Die Zugehörigkeit zur illegalen NSDAP galt automatisch als Hochverrat.

In der Vernehmung beteuerte Grossvater, er sei erst nach dem «Anschluss» der NSDAP beigetreten, die Mitgliedschaft seit 1931 erkläre sich durch jene grössere Geldspende, aufgrund derer man seinen Parteieintritt rückdatiert habe. Diese Erklärung fand keinen Glauben, sie wurde nicht zuletzt durch seinen dem Gericht vorliegenden Personal-Fragebogen der NSDAP Lüge gestraft, den er kurz nach dem «Anschluss» eigenhändig ausgefüllt hatte. Dort hatte er stolz alle Verdienste um die illegale Partei angeführt: Er sei in der Verbotzeit Kassier der Ortsgruppe und der SS-Stelle in Amstetten gewesen, habe Parteigenossen unentgeltlich vor Gericht vertreten und Beschwerden, Rekurse und Einsprüche für sie verfasst und obendrein in diesen Angelegenheiten eine umfangreiche Korrespondenz mit anderen Anwälten geführt, unter anderem mit Arthur Seyss-Inquart, natürlich habe er auch verhafteten Genossen mit Geld und Sachspenden geholfen und regelmässig für die illegale NS-Winterhilfe gespendet.

Ein Nazi der ersten Stunde, der sich rast- und selbstlos für die Partei aufgeopfert hatte. Nach 1945 war dann alles ganz anders.

Obwohl Grossvater in der Vernehmung offensichtlich die Unwahrheit gesagt hatte, wurde er nach einer Woche Haft entlassen und durfte nach Oftring zurückkehren. Er war insgesamt etwa zwei Jahre in Haft gewesen, in Linz, in Glasenbach, in Nürnberg und im Landesgericht Wien. In dieser Zeit, so erzählte man mir später, war er stark gealtert. In seinem Strafakt des Volksgesichtshofes habe ich handschriftliche Eingaben von ihm gefunden, verfasst in zittriger, krakeliger Schrift. Er litt an Herzerweiterung mit schwerer Herzmuskelschädigung, an Lebervergrösserung (vermutlich eine Folge des Trinkens) und an einem Lungen-

emphysem, dazu an starken Depressionen nach der Ermordung seines Sohnes, von der er während der Haft in Nürnberg erfahren hatte. Zu allem Überfluss hatte er in Oftring mit einem einsitzigen Pferdewagen, einem sogenannten Gig, einen Unfall erlitten und sich ein paar Rippen gebrochen. In einer Stellungnahme an das Gericht versuchte er eine Erklärung für seine politische Einstellung zu liefern, politisch blieb er uneinsichtig:

«Ich bin in Tüffer, jetzt in Jugoslawien gelegen, geboren, ich bin daher Sprachgrenzdeutscher und habe ich bis zu meinem 30. Lebensjahr hier meine Jugend verbracht. Während dieser ganzen Zeit tobte zwischen uns Deutschen und den Slowenen ein erbitterter Kampf um unsere Sprache und unser Volkstum. Die natürliche Folge dieses Kampfes war, dass wir Volksdeutschen immer national eingestellt waren – lange bevor noch von einer NSDAP eine Spur war – und es auch blieben. Einen sogenannten ‚Farbenwechsel‘ kannten wir nicht und er lag uns auch vollkommen und gänzlich fern.»

In Tüffer in der Untersteiermark hatte also alles angefangen. Ende des 19. Jahrhunderts. Das schrieb er im August 1948. Ich war einige Zeit vorher zu ihm gebracht worden, um ein paar Monate in seiner Obhut zu verbringen, Grossmutter war in Amstetten und versuchte, das von den Russen besetzte Haus zurückzubekommen, meine Geschwister waren anderswo untergebracht. Er war ein alter, schwerkranker, verbitterter Mann, ein verbohrter Nazi und alles andere als ein ideales Kindermädchen, ich aber habe nur gute Erinnerungen an ihn. Er erzählte mir von seiner Kindheit in Tüffer und von der Jagd in der Gottschee, von den Bären und Wölfen; er ging mit mir über die Felder und zeigte mir, wie man aus Weidenruten Pfeiferl schnitzte und wie man fischte.

Ich weiss nicht, wie lange ich beim Grossvater in Oftring war, ein paar Wochen, Monate vielleicht. Von Oftring kam ich nach Amstetten, zur Grossmutter, die nach langem Drängen endlich erreicht hatte, dass sie eine Wohnung in ihrem eigenen Haus zugewiesen bekam. Der Hochverratsprozess gegen Grossvater wurde halbherzig weitergeführt bis ins Jahr 1950, dann wurde er per Gnadenentschliessung des Bundespräsidenten eingestellt.

Wie die meisten österreichischen Nationalsozialisten ist er letztlich billig davongekommen. Einsicht oder gar Reue gab es nicht. Die hätten für ihn zweifellos jenen «Farbenwechsel» bedeutet, der ihm unvorstellbar erschien. Ein solcher Farben- oder besser Gesinnungswechsel wurde ihm und seinesgleichen allerdings auch nicht abverlangt. In jenen Jahren unternahmen die österreichischen politischen Parteien, Volkspartei und Sozialisten gleichermassen, schon wieder Anstrengungen, die ehemaligen Nationalsozialisten, die ein grosses Wählerpotential darstellten, für sich zu gewinnen.

Im September 1955, im Jahr des österreichischen Staatsvertrages, gab der russische Stadtkommandant von Amstetten die letzte Wohnung im Haus meiner Grossmutter frei. Es war eines der letzten Objekte, das die Russen noch beschlagnahmt hatten. Es folgten langwierige Verhandlungen mit den städtischen Behörden wegen Entschädigungen für Verluste durch Plünderungen und andere Besatzungsschäden. Die Wohnung wurde besichtigt, Protokolle wurden aufgenommen, Zeugen befragt, die vielleicht angeben konnten, was die Grosseltern vor 1945 besessen hatten. Unter ihnen war auch der Tierarzt Hans Schütting, ein jahrzehn-

telanger Jagdfreund des Grossvaters. Dieser Herr Schütting sollte Auskunft geben über die Einrichtung der grosselterlichen Wohnung, doch er war nicht sehr hilfreich, er konnte nicht sagen, welche Möbel im Speisezimmer, Wohnzimmer oder Herrenzimmer gestanden waren, ja nicht einmal angeben, wie viele Personen der Haushalt des Grossvaters umfasst hatte. Er wusste nur, dass der Grossvater und seine Familie einfach und ordentlich gekleidet waren. Vom ganzen Hausrat war ihm bloss ein einziger Gegenstand in Erinnerung geblieben, ein Jagdgewehr, so als habe es in der ganzen Wohnung, in der er oftmals zu Gast gewesen war, nichts gegeben ausser diesem einen Gewehr. Die Jagdwaffe konnte Herr Schütting allerdings genau beschreiben, bis ins kleinste Detail, es handelte sich um ein Schrotgewehr der Marke Sauer & Sohn, Kaliber 16, mit Seitenschlössern, das Laufmaterial aus Dreiringstahl. Es sei beinahe neuwertig gewesen. Seiner Ansicht nach sei das Gewehr von der Besatzungsmacht mitgenommen worden.

Von seinem Jagdfreund Hans Schütting hat Grossvater immer voller Hochachtung gesprochen, sie teilten die Begeisterung für die Jagd und die Waffen. Ich bin dem Tierarzt in Amstetten mehrmals begegnet und habe ihn als polternden Mann mit tiefer Stimme in Jagdkleidung und Schaftstiefeln in Erinnerung, der mir ein wenig Angst einflösste.

## 24.

Die Südtiroler Gemeinde Olang, italienisch Valdaora, liegt im Hochpustertal, am Fuss des Kronplatzes und dem Ausläufer der Pragser Dolomiten. Eigentlich besteht Olang aus vier Ortschaften – Oberolang, Mitterolang, Niederolang und Geiselsberg –, die jede ihre eigene Kirche besitzen. Im Herbst 1946 kam mein Vater auf seiner Flucht ins Pustertal, wo er am Rainerhof in Niederolang Arbeit und Unterkunft als Knecht fand. Der Rainerbauer, Johann Brunner, hatte den grössten Hof in Olang und Umgebung, mit ausgedehnten Wäldern, Almen und rund zwanzig Stück Vieh. Auf welcher Route und wie, ob zu Fuss, mit dem Fahrrad oder einem anderen Transportmittel, mein Vater nach Südtirol gelangt war, konnte ich nicht herausfinden.

Durch einen glücklichen Zufall stiess ich bei einem Besuch in der Südtiroler Gemeinde auf einen alten Niederolanger, der sich an den fremden Knecht beim Rainer erinnern konnte. Als ich ihm verschiedene Fotografien des Vaters vorlegte, erkannte er ihn auf einer, die ihn als Bergsteiger zeigt, mit einem alten Filzhut, wie er ihn vielleicht auch in Olang als Knecht getragen hatte. Man habe dem Fremden schon angesehen, berichtete der Alte, dass er nicht mit der Arbeit am Hof und im Wald aufgewachsen war. Er sei immer freundlich, aber schweigsam gewesen und habe kaum Kontakt mit Leuten ausserhalb des Hofes gehabt, er sei nie ins Dorf gegangen, nicht ins Wirtshaus und nicht in die Kirche und habe nichts erzählt von sich. In jener Zeit hätten sie freilich den ganzen Tag lang gearbeitet, von sechs Uhr früh bis

zum Betenläuten um halb sieben am Abend, da hätten sie nicht viel Musse gehabt zum Reden. Samstags wurde bis vier Uhr gearbeitet. Nur der Sonntag war frei. Der Fremde habe sich als deutscher Landser ausgegeben, er selber, sagte der Alte, habe ihn jedoch für einen Offizier gehalten, wegen seines Aussehens und seiner Haltung, er sei ein schneidiger Mann gewesen. An den Namen des Fremden konnte er sich nicht erinnern. Er bewohnte jedenfalls eine Kammer auf dem Hof und ass mit dem übrigen Gesinde. In der Früh gab es jeden Tag Brennsuppe und Mus, einen gekochten Milchbrei mit etwas zerlassener Butter, der in einer grossen Pfanne auf den Tisch gestellt wurde, aus der alle gemeinsam löffelten. Nur am Sonntag gab es Milchkaffee zum Frühstück. Es sei Winter gewesen, erzählte der Alte, und sie hätten die meiste Zeit damit zugebracht, geschlagene Stämme von den Bergleiten herunterzuziehen. Eine harte, gefährliche Arbeit, sie hätten die über vier Meter langen Bloche mit Schlitten ins Tal gebracht, die ein Mann lenkte, der viel Kraft und Geschicklichkeit besitzen musste, denn die Fuhre sei schwer und der Weg steil und voller Kurven gewesen. Eines Tages sei der Fremde, dem sie ohnehin weniger auflegten, weil er die Arbeit nicht gewohnt war, bei einer solchen Fuhr verunglückt. An einer Stelle, die man Prackenwald nenne, habe er bei einer scharfen Kurve zu spät gebremst und sei von den schweren Blochen gegen einen Zaun gedrückt worden. Sie hätten ihn ins Tal gebracht, und der Rainerbauer sei mit ihm weiter ins Spital nach Bruneck gefahren, wo er einige Zeit geblieben sei. Als er zurückkam, konnte er nur mit Mühe gehen und musste einen Stock benutzen, weshalb er dann auf dem Hof blieb, um leichtere Arbeit wie Holzhacken und ähnliches zu verrichten.

Der Unfall erklärt, warum mein Vater so lange in Niederolang ausharrte. Er musste seine Verletzungen auskurieren und warten, bis er richtig gehen konnte. Irgendwann Anfang 1947, der alte Niederolanger konnte nicht genau sagen, wann das war, ist er dann weg vom Rainerhof. Vorher habe er sich noch einen Korb flechten lassen, einen Buckelkorb, in den habe er die Sachen getan, die er vor dem Aufbruch einkaufte, vor allem Lebensmittel. Später habe man dann berichtet, der Fremde sei oben am Brenner erschossen worden, das habe ihm leidgetan, sagte er, denn er sei gut ausgekommen mit ihm. Einige Zeit später sei dann die Polizei am Hof erschienen und habe herumgefragt, offenbar hatten die Beamten erfahren, dass der Fremde vor seinem Tod am Rainerhof gewesen war.

Vom geflochtenen Korb, von dem der alte Mann berichtete, habe ich später keine Erwähnung mehr gefunden, er tauchte nie mehr auf. Vielleicht hat ihn mein Vater nur zur Tarnung mitgenommen, weil er meinte, ein Mann mit einem Buckelkorb würde eher für einen Einheimischen gehalten werden, und hat sich später seiner entledigt, ihn womöglich gegen etwas anderes eingetauscht, da ihm ein am Rücken zu tragender Korb beim Weg über die Grenze nur hinderlich hätte sein können.

Nach meinen Informationen muss er Anfang März von Niederolang in Richtung Brenner aufgebrochen sein. Er wollte illegal über die Grenze, um in Innsbruck meine Mutter zu treffen, die in Mitterberg auf Nachricht von ihm wartete. Über seine weiteren Fluchtpläne weiss ich nichts, vermutlich hatte er vor, irgendwie nach Übersee zu gelangen, wie so viele Nazis, die wegen Kriegsverbrechen gesucht wurden. Vielleicht wollte er in Innsbruck auch Kontakt zu Helfern aufnehmen, die ihn mit neuen

Papieren und Geldmitteln ausstatten und die Weiterreise organisieren sollten. Er selber dürfte auf der Flucht keine höheren Beträge mitgeführt haben, das erschien ihm wohl für den Fall einer Kontrolle als zu riskant, vielleicht besass er auch gar keine. In einem Schreiben der Polizeidirektion Linz an die Staatsanwaltschaft vom Mai 1946 ist allerdings von elf Plätzen in verschiedenen oberösterreichischen Gemeinden die Rede, wo der zur Fahndung ausgeschriebene Dr. Gerhard Bast («ein äusserst fanatischer und brutaler Mensch, der vor nichts zurückschreckt»), angeblich Wertgegenstände versteckt haben sollte – worauf sich diese Information stützte, geht aus dem Brief nicht hervor.

Am 8. oder 9. März kam er nach Brennerbad/Terme di Brennero, von wo es nicht mehr weit bis zur Grenze war. Da allgemein bekannt war, dass die Grenze scharf bewacht wurde, suchte er jemanden, der ihn gegen Bezahlung hinüberbringen würde. Es war nicht schwer, einen Führer zu finden. In den harten Nachkriegsjahren verdienten sich zahlreiche Einheimische ihr Brot (und noch einiges mehr) als Schmuggler. Geschmuggelt wurde alles, was sich gewinnbringend verkaufen oder eintauschen liess, Saccharin und Seidenstrümpfe, Rauschgift und Kaffee, Medikamente und lebendes Vieh, Ochsenhäute und Pelzmäntel, Valuta und Gold. Auch menschliche Ware wurde illegal über die Grenze geschafft. Es wimmelte in den Nachkriegsjahren von Menschen, die schwarz über die Grenze wollten, die einen nach Süden, nach Italien und von dort weiter, die anderen nach Norden, nach Österreich und Deutschland, Displaced Persons, auf der Suche nach einer neuen Heimat, Juden aus Osteuropa, die vor dem Kommunismus und dem neu erwachenden Antisemitismus geflohen waren und nun von einer jüdischen Fluchthilfeorganisation nach Palästi-

na gebracht werden sollten, aber auch NS-Kriegsverbrecher, die über die sogenannte «Rattenlinie» nach Rom und von dort, von Helfern im Vatikan mit neuen Namen und Pässen versehen, weitergeschleust wurden, in der Regel nach Südamerika.

Als Führer heuerte Vater den 25jährigen Rudolf G. an, einen Hilfsarbeiter aus Brennerbad. Andere Einheimische, so hiess es später, hätten ihn vor dem jungen Mann gewarnt. G. sei bekannt als unzuverlässiger, brutaler Mensch, von dem man sich besser fernhalte. Mein Vater schlug die Warnungen in den Wind, er war 36 Jahre alt, sportlich und kräftig, was konnte ihm so einer schon anhaben? Am späten Abend des 9. März, es war ein Sonntag, brachen sie auf. Darüber, welchen Weg Rudolf G. einschlug, gehen die Angaben auseinander. Die einen sagen, er habe einen schmalen Jägersteig am steilen Osthang entlang gewählt. Eine Zeitung berichtete später, sie seien auf der Strasse gegangen. Auf jeden Fall ging Rudolf G. ein paar Schritte voraus. Sie hatten den Brennerpass beinahe erreicht, als G. plötzlich eine Pistole zog, sich umwandte und Vater in die Brust schoss, so dass dieser zu Boden stürzte. Darauf zerrte G. den Körper zu einem nahen Bunker, den er von seinen Schmuggelzügen her kannte. Dort stellte er fest, dass sein Begleiter noch Lebenszeichen von sich gab, worauf er ihm aus kurzer Entfernung zweimal in den Kopf schoss. Dann durchsuchte er die Kleidung des Toten und seinen Rucksack, der jedoch bloss gebrauchte Wäsche und etwas Proviant enthielt. Die Beute war mager, 3'000 Lire, 20 Schilling, eine Uhr und ein goldener Ring. Nach dem Mord ging der Täter nach Hause, die Pistole warf er unterwegs fort. Das sagte Rudolf G. aus, als er im April 1947, vier Wochen nach dem Mord, in Brixen verhaftet wurde.

Die Verhaftung war wenige Tage nach Auffinden der Leiche erfolgt. Der Verdacht hatte sich sofort gegen Rudolf G. gerichtet, vermutlich hatten die mit der Aufklärung des Falles betrauten Carabinieri Hinweise aus der Bevölkerung erhalten. Der junge Mann war für sie kein Unbekannter, nach seiner Verhaftung schrieben die Zeitungen, er stehe im Verdacht, schon mehrmals illegale Grenzgänger ausgeraubt zu haben, die sich aus Angst vor Bestrafung gescheut hätten, Anzeige gegen ihn zu erstatten. In der Vernehmung gab Rudolf G. die Tat auf Anhieb zu. Der Mann, der sich ihm gegenüber als Franz Geyer ausgab, habe ihm erzählt, er habe sich seit Oktober 1946 im Pustertal aufgehalten und wolle nun nach Innsbruck, um seine Frau zu treffen, mit der er nach Kanada auswandern wolle. Er habe bei dem Fremden, so gab G. zu Protokoll, eine grössere Barschaft vermutet und deshalb beschlossen, ihn zu töten, den erhofften Geldbetrag habe er allerdings nicht gefunden.

Rudolf G. wurde in das Gefängnis von Trient gebracht. Als er in der Haft gewisse Verhaltensstörungen an den Tag legte, wurde er zur Untersuchung in eine Anstalt eingewiesen, wo er versuchte, sich das Leben zu nehmen, indem er sich die Pulsadern aufschnitt. Das berichtete eine Bozener Zeitung anlässlich des Prozesses gegen Rudolf G., der im März 1949, zwei Jahre nach dem Mord, vor dem Schwurgericht in Bozen stattfand. Bei dem Prozess wurde ihm auch ein Raubversuch, ebenfalls verübt am Brenner, zur Last gelegt. Der Beschuldigte wirkte den ganzen Prozess hindurch wie abwesend und sagte auf alle an ihn gerichteten Fragen nur stereotyp, er wisse von nichts, er habe nichts getan, er erinnere sich an nichts. Er habe nie etwas getan, sagte er noch, weil er sehr krank sei. Ein Maresciallo der Carabinieri namens Leonarduzzi sagte

aus, Rudolf G. habe nach seiner Festnahme die Tat sofort zugegeben und im Übrigen beim Ablegen des Geständnisses einen völlig normalen Eindruck auf ihn gemacht.

Nach eintägiger Verhandlung wurde Rudolf G. wegen Mordes, Raubes und versuchten Raubes schuldig gesprochen und zu einer Strafe von dreissig Jahren Gefängnis und einer Geldstrafe in der Höhe von 18'000 Lire verurteilt, nach Verbüssen der Haft sollte er für drei Jahre in eine Besserungsanstalt eingewiesen werden.

Als ich im Frühsommer 2003 nach Südtirol reiste, versuchte ich auch die Spur des Mannes aufzunehmen, der 56 Jahre zuvor meinen Vater erschossen und seine Leiche in einem Bunker versteckt hatte. Bei meinen Nachforschungen stiess ich auf eine Familie G., die einen grossen Hof am Fuss des westlichen Talhanges zwischen den Ortschaften Pontigl und Brennerbad bewirtschaftet. Ein Schild erklärte die Zufahrt von der Staatsstrasse weg zum Privatweg, ein zweites Schild warnte vor einem scharfen Hund, der tatsächlich an einer langen Kette unter einem ausladenden Baum lag und schlief. Durch meine Schritte geweckt, sprang er auf und bellte pflichtschuldig, um gleich darauf freundlich mit dem Schwanz zu wedeln. Eine ältere Frau mit braungebranntem Gesicht war gerade dabei, frisch geschnittenes Gras zusammenzurechen und in eine Schubkarre zu laden. Sie trug ein Kopftuch und einen blauen Arbeitskittel und lächelte mir entgegen. Als ich sie fragte, ob sie einen Mann namens Rudolf G. kenne, hob sie abwehrend die Hand, dann nickte sie, ja, doch der sei nicht mehr am Leben. Wann er gestorben sei? Vor sieben, acht Jahren, es könne auch schon zehn Jahre her sein. Warum ich mich für Rudolf G.

interessiere, fragte sie mich. Es gebe da eine alte Affäre, eine Kriminalgeschichte aus der Zeit gleich nach dem Krieg, setzte ich zu einer Erklärung an. Sie habe davon gehört, sagte sie, doch dazu könne sie nicht viel sagen, das sei lange vor ihrer Zeit geschehen, was ich denn mit der Sache zu schaffen habe? Ich sei, erklärte ich, der Sohn des Mannes, der damals umgebracht wurde. Jessas Maria, stiess sie hervor und sah mich entsetzt an.

Vom Brenner her wehte eine leichte Brise. Das frisch gemähte Gras roch stark und würzig. Der Hund war wieder eingekickt. Das sei schon lang her, sagte die Frau schliesslich, früher habe man oft über die Sache geredet, doch jetzt sei das in Vergessenheit geraten. Ich fragte, was man darüber geredet habe. Dass die zwei ins Raufen gekommen seien, sagte sie, angeblich weil der eine, Ihr Vater, fügte sie rasch hinzu, nicht das zahlen wollte, was ausgemacht war, mehr könne sie nicht sagen dazu. Rudolf G. sei ihr Schwager gewesen, fuhr sie fort, sie habe seinen jüngeren Bruder geheiratet, der sei damals noch ein Kind gewesen, den Schwager habe sie nie gesehen. Der sei nach der Sache nicht mehr nach Haus gekommen, er habe nach seiner Entlassung aus der Haft in Meran gelebt, dort habe er geheiratet, eine gute Arbeit gefunden, und dort liege er auch begraben.

Ihr Mann erzählte ein paar Tage später eine etwas abweichende Version von den Ereignissen im März 1947. Wir standen auf derselben Stelle, an der ich mich mit seiner Frau unterhalten hatte, die diesmal nicht zu sehen war. Der Hund lief ohne Kette herum und sprang mehrmals freudig an mir empor, bis ihn der Mann verjagte. Er war stämmig und trug Arbeitskleidung, während des Gesprächs hielt er die ganze Zeit über eine Bohrmaschine in den Händen.

Damals, erzählte er, habe es in der Gegend viele Leute gege-

ben, Landser und andere, die über die Grenze wollten, die einen hinein, die anderen heraus. Seine Familie habe zu jener Zeit oberhalb von Brennerbad gewohnt, bei ihnen zu Haus seien oft zehn, zwölf Leute in der Stube gegessen und hätten gewartet, dass sie geführt würden, sagte er, er habe das auch gemacht, obwohl er noch ein halbes Kind war. An meinen Vater könne er sich nicht erinnern, es seien so viele gewesen, er wisse nur, dass sein Bruder mit ihm, wie üblich, auf einem von Schmugglern benützten Steig in Richtung Grenze losgezogen sei. In der Nähe der Grenze sei es zum Streit gekommen, fuhr er fort, weil sich der Fremde geweigert habe, die vereinbarte Summe zu bezahlen. Ein Wort habe das andere gegeben, und schliesslich habe der Fremde eine Pistole gezogen, doch der Bruder sei mit der eigenen Waffe schneller gewesen und habe den anderen niedergeschossen – sonst wäre er selber draufgegangen, fügte er nach einer Pause hinzu.

Das seien damals schlimme Zeiten gewesen, sagte er. Dann habe es sich seiner Meinung nach also um Notwehr gehandelt, warf ich ein. Ja, Notwehr, sagte er, sein Bruder sei immer ein braver und anständiger Mensch gewesen. Warum denn der Bruder vor den Carabinieri und später beim Prozess in Bozen nichts von der Waffe meines Vaters und von der Notwehrsituation gesagt habe, fragte ich ihn. Er zuckte die Achseln. Damals habe jeder eine Waffe gehabt, sagte er dann, ein Menschenleben sei nicht viel wert gewesen. Er atmete schwer, die Hitze schien ihm zuzusetzen. Auf seiner roten Stirn standen dicke Schweisstropfen. Im Krieg, sagte er, sei der Bruder zuerst in Russland gewesen, dann hätten sie ihn an die Front in Südtalien geschickt, dort sei es auch wild hergegangen. Er fuhr sich mit der Hand mehrmals übers schweissnasse Gesicht und wischte sie an der grauen

Wollhose ab, die für den Sommertag viel zu warm erschien. Mein Bruder ist immer brav und anständig gewesen, sagte er endlich noch einmal, es klang herausfordernd. Ich dachte an die Worte der Grossmutter über meinen Vater. Er ist immer ehrenhaft und anständig gewesen.

Wir standen uns ein paar Minuten schweigend gegenüber, mehr gab es nicht zu sagen. Ich ging zurück zum Auto und fuhr noch einmal zum Bunker, in dem mein Vater gefunden worden war. Von der Strasse aus sah ich die um den Eingang aufgeschichteten Steine unter den Fichten, die Tafel mit der zweisprachigen Aufschrift und das Felsentor, von dem ich wusste, dass es aus Glasfibernatten war. Ich stieg nicht aus, sondern fuhr weiter, hinunter nach Innsbruck.

## Schlussbemerkung des Autors

Ohne die Unterstützung vieler Menschen wäre dieses Buch nie zustande gekommen. Ich kann hier nur stellvertretend ein paar von ihnen nennen, mein Dank gilt jedoch allen, die mich bei der umfangreichen Recherche und später beim Schreiben mit wertvollen Hinweisen und Ratschlägen versorgten. Bei der Suche nach dem Bunker, in dem mein Vater tot aufgefunden wurde, half mir Peter Kaser aus Gossensass, ein grossartiger Künstler und Kenner der Befestigungsanlagen am Brenner; von ihm stammt auch das Foto des Bunkers am Cover. Bei den Nachforschungen in Olang im Pustertal war mir Anton Holzer behilflich. Der slowenische Historiker Prof. Peter Vodopivec stellte mir selbstlos sein profundes Wissen und seine Zeit zur Verfügung; seinem Kollegen Prof. Janez Cvirn verdanke ich wichtige Hinweise auf die einschlägige Literatur. Meine Freundin Meta Hocevar in Ljubljana war, wie immer, eine grosszügige Gastgeberin, mit der ich viele Gespräche führen konnte, die mir neue Einblicke eröffneten. Mein Dank gebührt auch den Mitarbeitern der Aussenstelle Ludwigsburg des deutschen Bundesarchivs und des Archivs im Museum des Slowakischen Aufstandes in Banska Bystrica, die meine Arbeit ebenso professionell wie freundlich unterstützten. Während der Arbeit im Archiv Ludwigsburg genoss ich die Gastlichkeit meines Freundes Colin Hainbach.

Mit dem Zeitgeschichtler Gerhard Zeillinger stand ich vom Beginn der Recherche bis zur Endfassung in ständigem Kontakt

– er wies mich auf unbekannte Quellen hin, öffnete mir sein reiches Archiv, versorgte mich mit zahllosen Informationen über die Geschichte von Amstetten und sparte nicht mit kritischen Anmerkungen, die mich vor peinlichen Fehlern bewahrten.

Brigitte Hilzensauer war meine erste und wichtigste Leserin; sie stand mir mit ihrem unbestechlichen literarischen Urteil zur Seite, war aber auch als Freundin für mich da, wenn ich an der Arbeit zu verzweifeln drohte.

Meine Frau hat das Projekt von Anfang an begleitet, sie war auf vielen Reisen mit und hat mich ständig ermutigt; ein Schreiben ohne sie könnte ich mir nicht mehr vorstellen.

Die Sektion für Kunstangelegenheiten des Bundeskanzleramtes hat die Recherche durch einen Reisekostenzuschuss unterstützt.